Die Völkerwanderung

und

die Kultur ihrer Zeit

von

Friedrich Nonnemann

Zweite Auflage

Leipzig
Verlag von Reinhold Werther
1892

Die Völkerwanderung

und

die Kultur ihrer Zeit

von

Friedrich Nonnemann

Zweite Auflage

Leipzig
Verlag von Reinhold Werther
1892

Jeder Deutsche, der seine Zeit begreifen will und es ernst meint mit der Erfüllung seiner nationalen Pflichten, sollte die Geschichte seines Volkes kennen und lieben! Ist sie es doch, durch die sein Vaterland mit allen ihn umgebenden Verhältnissen geworden ist, was es ist, und weder sich, noch seine Mitbürger, noch das Staats- und Kulturleben, dem er angehört, vermag er recht zu verstehen, wenn er jene nicht kennt. Kaum etwas anderes ist, wie sie, imstande, dem einzelnen zum Bewußtsein zu bringen, daß er im lebendigen Zusammenhang steht mit Millionen und aber Millionen seines Stammes, die waren, sind und noch sein werden. Sie ist die Erweckerin und Nährerin echten Nationalgefühls und warmer Vaterlandsliebe und selbst, wo ihr Inhalt trübe und wirr ist, erweist sie sich als eine treffliche Lehrerin und Erzieherin des deutschen Geistes. Die liebevolle Erkenntnis derselben wollen nun auch die folgenden Blätter fördern, welche der Darstellung der Völkerwanderung gewidmet sind. Der Darstellung jenes wichtigen Zeitraums, der eine Reihe von Grundlagen für die Gestaltung unserer Geschichte geschaffen hat und dennoch — abgesehen von dem Kreise historisch gründlich Gebildeter — nur wenigen genauer bekannt ist. In dies Zeitalter trat unser Volk ein, als die Periode, die man seine glückliche Kindheit nennen kann und deren Bild uns vor allem Tacitus gezeichnet hat, zu Ende war.

Fast wie Trauer überkommt es einen, wenn man den Blick von der taciteïschen Periode auf die wirre und wilde Zeit der Völkerwanderung wendet, auf welche in Wahrheit sich deuten läßt, was wir die Edda singen hören:

„Da war das Kriegsleid zur Welt gekommen;
Die Gründe erschallten, der Giergeist flog.
Da schwanden denn Eide und Schwuresworte,
Gestört war der Welten starker Vertrag.
Und Walküren schau ich, die weither schweben,
Zum Raterbereiche zu reiten bereit:
Schuld hebt den Schild, daran schließen sich: Hilde,
Speerschwinge, Heerkette, Sprungfertig, Schlacht.

Fern seh ich im Voraus und viel kann ich sagen
Vom Sinken der Götter, der Siegasen Fall:
Schrecklicher Ehebruch schaltet auf Erden,
Beilzeit und Schwertzeit, brechende Schilde —
Es rötet den Erdgrund das rote Blut.“

(Übers. v. H. v. Wolzogen.)

Von der Not zum Wandern getrieben, erregen die Germanen unendlichen Krieg gegen Rom und gegen einander, und verlieren im Zusammenstoß mit den Römern, im Eindringen in die Gebiete einer nach der guten und schlechten Seite hin weit und reich entwickelten Kultur manchen ursprünglich schönen Zug ihres Wesens, ja sie werden durch die Wanderzüge zum großen Teil andere, als sie waren.

Wohl schwindet dabei nicht das deutsche Heldentum, wohl feiert die deutsche Treue noch viele Triumphe, allein daneben ist Treubruch nicht selten, und die alte Reinheit weicht einer mehr und mehr um sich greifenden Sittenverderbnis, die am schlimmsten und widerlichsten im fränkischen Merowingerreich zur Erscheinung kommt.

Der Grundzug der deutschen Völkerwanderungszeit ist eben Umbildung, und diese, die als eine Notwendigkeit und schließlich als ein Segen für die gesamte spätere Entwickelung anzusehen ist, erscheint zunächst wie eine Verschlechterung und bietet lange Zeit dem Betrachtenden viel unerfreuliche Bilder dar. Diese Thatsache ist nicht befremdlich. Man hat es ja öfters beobachtet, daß junge, noch unzivilisierte Völker, die sich ebenso durch kräftige Gesundheit, wie durch naive Sittlichkeit auszeichnen, beides einbüßen, sobald sie mit geschichtlich höher entwickelten Völkern in Berührung kommen, die Kultur derselben kennen lernen und sich von ihr beeinflussen lassen. Zu unreif, um die guten Gaben der neuen Kultur zu würdigen und richtig aufzunehmen, finden sie, die früher in glücklich-reiner, wenn auch mit Roheit gemischter Einfalt lebten, zuerst gerade an den giftigen, verführerischen Früchten, die ihnen der Baum der neuen Erkenntnis bietet, am meisten Gefallen, berauschen sich an ihrem Anblick und Genuß und vergessen in diesem Rausch die alten, reinen, kraftspendenden Sitten. Allein zeigt eine solche Umbildung auch zunächst das Aussehen eines beklagenswerten Rückschrittes, so muß sie bei einem gesunden und kulturfähigen Volke allmählich doch den anfangs von mächtig aufschießendem Unkraut überwucherten Keim höherer Entwickelung zur Entfaltung bringen. Das junge Volk kann sich im andauernden Verkehr mit dem älteren dem nicht entziehen, daß es lernt, und indem es lernt und geistig fortschreitet, gehen ihm schließlich die Augen auf über die Schädlich-

keit und Nichtigkeit der zwar glänzenden, aber verderblichen Kulturfrüchte, die es zuerst begierig genossen. Zugleich beginnt ein wenn auch noch so geringes Verständnis für alles, was an der älteren Kultur groß, edel und schön ist, zu erwachen, und damit hebt die Erneuerung der Volksseele an, die nun nach dem Taumel sich auf sich selbst besinnt, die verlorene sittliche Kraft wiedergewinnt und in einheitlichem Fortschritt der Erkenntnis und Sittlichkeit eine vollkommenere Kulturstufe, als die anfängliche war, erringt.

So ist es unserm deutschen Volke ergangen, als es die antike Welt und das Christentum kennen lernte, die beiden großen Kulturmächte, welche berufen waren, es zu erziehen und seinen Geist mit dem höchsten und reichsten Bildungsinhalt zu erfüllen. Es ist ja bekannt, daß die Erbschaft, die das Altertum den Deutschen hinterließ, anfangs ein völlig unverstandenes Kleinod war, über dessen äußeren Glanz man sich wohl freute, dessen inneren Wert man aber nicht kannte, und daß die edle Antike erst seit den Zeiten der Renaissance von der deutschen Kultur innerlich aufgenommen und zu einer wahrhaft fruchtbaren Förderung dieser wurde.

Nicht viel anders steht es mit der Annahme des Christentums. Dieselbe war anfänglich in vielen Fällen kaum mehr, als eine Aneignung kirchlicher Äußerlichkeiten und führte oft, anstatt zu sittlicher Läuterung und Vertiefung des Innern, zu erbittertem, ränkevollem und haarspaltendem Dogmenstreit, ja zu schändlicher Heuchelei, die hinter einer frommen Maske nur mühsam die Herzensroheit verbarg und die scheußlichsten Thaten durch falsches Spiel mit der Religion zu beschönigen versuchte.

Freilich finden sich auch schon früh Spuren einer rührenden und innigen Hingabe des deutschen Herzens an die frohe Botschaft des Christentums; allein ehe dieses seinem wahren Inhalt nach in Fleisch und Blut des Volkes übergehen konnte, ehe der falsche Schimmer verblaßte, durch den ein prunkendes Zeremonienwesen und hierarchische Organisation die Religion des Geistes verhüllte und ihre Kraft lähmte, mußten noch viele Jahrhunderte durchgekämpft werden — und der Kampf ist heute noch nicht zu Ende.

Die Zeit, welche dies Ringen des deutschen Volkes um Gewinnung seiner höchsten Güter, seiner Religion, seiner Erkenntnis, und auch seiner staatlichen und nationalen Einheit und Selbständigkeit einleitet, ist die der Völkerwanderung; die tiefe Bedeutung und große Wichtigkeit dieser Periode erhellt nicht bloß daraus, daß die ganze geistige Entwickelung der Deutschen mit all ihren Wurzeln in ihr ruht, sondern auch aus der Thatsache, daß sich auf dem von ihr geschaffenen Grunde die

gesamte mittlere und neuere Geschichte Europas auferbaut. Sie bildet — wie schon am Anfang dieses Kapitels angedeutet wurde — einen schroffen Gegensatz zu dem vorhergehenden Kulturabschnitte. Denn während die taciteïsche Periode trotz aller Waffenthaten und Wanderzüge von einer klaren Bestimmtheit und anmutenden Harmonie beherrscht und verklärt erscheint, erhält die Völkerwanderung ihr Gepräge durch fast beständigen Krieg, durch das unstäte Hin- und Herfluten zahlloser Völkerscharen, durch die Zerrüttung aller Lebensbeziehungen, Verwirrung der Anschauungen, durch wilde Thaten, kurzdauernde Erfolge und schnellen Wechsel des Glücks und der Macht, durch den Sturz des Alten und kühne Versuche, Neues zu erbauen, die erst nach Jahrhunderten aus dieser Gährung klare, feste Verhältnisse hervorgehen lassen.

Man könnte meinen, die Bezeichnung dieser Zeit als derjenigen, welche im Gegensatz zu den früheren Perioden in besonderem Maße den Namen „Völkerwanderung“ verdiene, sei keine glückliche, denn auch früher schon hätten ja vielfach Wanderungen stattgefunden. Ja, es ist behauptet worden, daß die sogenannte Völkerwanderung nichts als der Abschluß jener großen Wanderung sei, welche die Arier und also auch die Germanen aus Asien nach Europa geführt hätte. Aber selbst, wenn man der Behauptung einer arischen Einwanderung, wie wir es nicht thun, beipflichtet, ist es doch nicht gerechtfertigt, eine derartige Völkerbewegung über deren Ursache, Umfang und Verlauf man so gut wie nichts weiß und über deren Zeit man nur sagen kann, daß sie in weiter Ferne hinter unserer Zeitrechnung zurückliegt, mit der in den genannten Punkten ziemlich klaren und faßbaren Erscheinung zusammenzubringen, die wir in besonderem Sinne Völkerwanderung nennen.

Man könnte ferner meinen, daß man — wie die Züge der Cimbern und Teutonen bewiesen — auch in der taciteïschen Periode schon von Völkerwanderung reden könne, daß zwischen diesen beiden Perioden also kein wesentlicher Unterschied bestehe. Allein der Charakter der taciteïschen Zeit wird im großen und ganzen wenig von den Wanderzügen beeinflußt, während durch dieselben und ihre Folgen die Geschichte und Kultur der nächsten Periode in ihrem Wesen, ihrer Eigentümlichkeit völlig bestimmt ist. Bei den Wanderungen, die in der taciteïschen Zeit stattfanden, war wenig von Planmäßigkeit zu spüren; welche Rolle bei ihnen Zufall, Laune und Thorheit spielte, zeigten uns gerade die Züge der Cimbern und Teutonen. In der Völkerwanderung dagegen entwickelte sich mehr und mehr die Einsicht, daß solche Züge vergeblich sind, wenn man sie nicht zielbewußt unternimmt und lenkt. In der taciteïschen Zeit erfolgten die

Wanderungen in größeren Zwischenräumen und waren meist von kurzer Dauer, in der Völkerwanderung bildeten sie eine fast ununterbrochene Reihe und traten als so ernste, mächtige und Völker in großer Zahl in Mitleidenschaft ziehende Ereignisse auf, daß manche ihrer Vorboten in der taciteïschen Zeit dagegen beinahe wie Spielereien erscheinen.

Nach allem diesen erscheint es angezeigt, den Geschichtsabschnitt, den wir hier zu behandeln haben, als einen völlig selbständigen, durch Ursache und Wirkung, Umfang und Kraft seiner Ereignisse und Vorgänge eigenartigen zu betrachten, welcher vor anderen Perioden mit Recht nach seinem am meisten in die Augen springenden Merkmal, dem Wandern der Völker, den Namen trägt.

Die ungleich größere Kraft und Bedeutung der Züge der Völkerwanderung im Gegensatz zu denen der taciteïschen Periode steht im Zusammenhang mit einem politischen Fortschritt der Germanen. Je häufiger die Zusammenstöße mit den Römern wurden, um so mehr wurden die Deutschen zu der Erkenntnis gedrängt, daß die einzelnen Stämme für sich allein den Kämpfen nicht gewachsen waren, daß größere Vereinigungen notwendig seien. Einzelne bedeutende Männer hatten schon in der taciteïschen Zeit dies eingesehen; ihre Einsicht aber war ohnmächtig gegen den allgemeinen Mangel politischen Bewußtseins und so dauerten ihre Bundgründungen auch nur kurze Zeit. Die Völkerwanderung aber weckte, wenn auch nicht einen das gesamte deutsche Vaterland und seine Stämme umfassenden Patriotismus, so doch das Verständnis für die Notwendigkeit engen Aneinanderschließens auf Grund der politischen und nationalen Zusammengehörigkeit, und so entstanden Völkergruppen, große Stammbünde von weittragender und nachhaltiger Bedeutung. Man hat oft darüber gestritten, wie man sich die Organisation dieser Bünde zu denken habe. Daß sie im allgemeinen eine Vereinigung national nahe verwandter Stämme bildeten, ist sicher; ebenso sicher ist, daß von einer eigentlichen Bundesverfassung keine Rede war. Die Stämme behielten noch lange dem Bunde gegenüber eine große Selbständigkeit und das gemeinsame Band bestand wohl außer in jenem Gefühl der Verwandtschaft nur in Verabredungen und dem Übereinkommen gemeinsamen Angriffs und gemeinsamer Verteidigung.

Geht aus diesen Ausführungen — die in weiter unten zu behandelnden Momenten Unterstützung finden werden — hervor, daß die Zeit der Völkerwanderung mit vollen Rechte als eine besondere, eigenartige Periode der deutschen Geschichte angesehen werden muß, so ist es dennoch schwierig in dem unmerklich und allmählich sich vollziehenden Übergang

den Zeitpunkt festzusetzen, der als Ende der ersten und Anfang der zweiten Periode gelten soll. Gewöhnlich findet man in den Geschichtsbüchern das Jahr 375 n. Chr. als Anfang der Völkerwanderung angegeben. Allein die charakteristischen Eigentümlichkeiten dieser Zeit finden sich viel früher, und da uns keine Quelle berechtigt, die taciteïsche Periode bis über den Schluß des ersten Jahrhunderts zu verlängern, da ferner das wichtigste Ereignis des zweiten Jahrhunderts der nach Wesen und Bedeutung schon völlig der Völkerwanderung angehörige Markomannenkrieg ist, so sei es erlaubt den Anfang der letzteren mit dem Anbruch des zweiten Jahrhunderts zusammenfallen zu lassen.

Damit beginnen jene sechs bis sieben gewaltigen Jahrhunderte, welche die alte Welt in Trümmer schlugen, Europa mit dem Blut der Deutschen durchtränkten, diesen für das Blutopfer ungezählter Stammesgenossen das Erbe des Altertums zu teil werden ließen und die Grundlagen schufen, auf denen sich seitdem die Geschichte Deutschlands und Europas auferbaut. Man kann in dieser Zeit vier Abschnitte unterscheiden, den ersten von 100 bis 375, den zweiten von 375 bis 476, den dritten von 476 bis um 600, den vierten von 600 bis zum Anfang der Regierung Karls des Großen 768.

Der erste Abschnitt enthält das im Kampf mit dem mühevollen Widerstande des römischen Reichs immer mehr anwachsende Drängen germanischer Stämme gegen die römischen Grenzen; ist es auch noch trotz vieler Siege ohne durchgreifenden Erfolg, so wird dadurch doch die Schutzkraft der Grenzen im hohen Maße verringert. Diese Zerbröckelung der Grenzen bezeichnet den Beginn der unmittelbaren Zerstörungsarbeit der Germanen am Römerreich; mittelbar hebt dieselbe an durch das friedliche Eindringen vieler Angehörigen jenes Volkes in den weltbeherrschenden Staat als Colonisten, Soldaten, Beamte. Indem Rom zahllose Deutsche in Heer und Verwaltung aufnahm, zog es sich selbst die Feinde groß und stark, die es vernichteten.

Der zweite Abschnitt bezeichnet den Höhepunkt der Völkerwanderung. Der alles niederschmetternde Vorstoß der Hunnen zerbricht die Dämme, die bis dahin die Zerstörung noch aufhielten, und nun ergießt sich die Völkerflut in regelloser, unwiderstehlicher Wucht über einen großen Teil Europas, bis das weströmische Reich im Jahre 476 in Trümmer fällt. In derselben Zeit beginnen die germanischen Stämme auch die Arbeit am Neubau der europäischen Staaten.

Der dritte Abschnitt, der gegen das Ende des sechsten bezw. den Anfang des siebenten Jahrhunderts abgeschlossen ist, enthält das Nachspiel des gewaltigen Völkerdramas, die Vernichtung des Vandalenreiches in

Afrika der ostgotischen Herrschaft in Italien, die Kämpfe um die Begründung, Sicherung und Einheit des Frankenreiches, sowie die innere Zerrüttung desselben, die Eroberung Norditaliens durch die Longobarden und die Geschichte des Westgotenreiches in Spanien, solange dies noch ein germanisches war.

Im vierten Abschnitt endlich sehen wir in den letzten Ereignissen der Völkerwanderung und ihren Ergebnissen die Grundlagen erstehen, in welchen die weitere Geschichte Deutschlands und Europas wurzelt.

Der großen zeitlichen Ausdehnung der Völkerwanderung entspricht die räumliche, denn fast über das ganze Europa fluten — im Verein mit slavischen und finnischen Stämmen — deutsche Scharen. Darum darf man sich bei der Betrachtung der deutschen Geschichte dieser Zeit nicht durch die Grenzen Deutschlands beschränken lassen; es gilt eben bei Beurteilung und Darstellung dieser Periode nicht nur zu fragen, was die Deutschen für die Entwickelung ihrer eignen Kultur gethan, sondern auch, wie sie auf die Europas eingewirkt haben. Für sie selbst bedeutet die Zeit der Völkerwanderung ein dreifaches. Sie lernten erstens die antike Kultur kennen und erhielten dadurch den Anstoß zu der weiteren intellektuellen Entfaltung ihres Geistes; sie nahmen zweitens in dieser Zeit das Christentum an. Wenn sie nun auch infolge des durch die Berührung mit beiden genannten Kulturkräften hervorgerufenen Widerstreits, und der daraus sich ergebenden Unsicherheit aller Anschauungen zunächst jeglichen sittlichen Halt verloren, so beruht doch ihre gesamte religiöse, ästhetische und intellektuelle Entwickelung auf dieser Annahme. Das Dritte endlich ist, daß die Völkerwanderung das politische Bewußtsein der Deutschen weckte, sie zu strafferen politischen Organisationen zwang, aus denen schließlich die Grundlage der deutschen Staatengeschichte, das fränkische Reich hervorging. Gleichfalls eine dreifache ist die Bedeutung der Germanen in der Völkerwanderung für die europäische und damit für die gesamte Geschichte. Sie bereiten durch kriegerisches Anstürmen und friedliches Eindringen dem Römerreich ein Ende und beschleunigen den Zersetzungsprozeß, dem die alte Geschichte verfallen war. Zugleich besiedeln sie fast ganz Europa, tragen nach Italien, Spanien, Frankreich, Britannien, den Donauländern, Südrußland, ja nach Afrika ihre Sitten, ihr gesundes Volksleben und bilden durch Vermischung ihres frischen Blutes mit dem matten der Bewohner des Römerreichs das für die Geschichte so hochbedeutende Romanentum. Ferner legen sie nicht bloß den Grundstein zum Bau des deutschen Reiches, sondern schaffen auch die staatlichen Wurzeln des heutigen Frankreichs, Englands, begründen in Italien und Spanien die für

die weitere Geschichte dieser Länder maßgebenden politischen Verhältnisse, ermöglichen die Anfänge slavischer Staatenbildungen im Osten, indem sie den Slaven Raum schaffen, und bilden mit hunnischen, slavischen und römischen Volkselementen jenes nationale Gemisch, aus welchem zum Teil die Staaten der unteren Donau hervorgehen. Die Geschichte Europas fällt also während dieser Zeit zu einem großen Teile mit der der Deutschen zusammen.

Nur ein Staat wußte sich dem Banne germanischer Kraft zu entziehen, ja derselben erfolgreichen Widerstand zu leisten; das war Ostrom. Es mag auf den ersten Blick wunderbar erscheinen, daß dies widerliche Reich hohlen Scheins und hinterlistiger Heuchelei stark genug war, den Deutschen nicht zu erliegen; wenn man aber bedenkt, daß dasselbe in den Stürmen der Völkerwanderung trotz der Erbärmlichkeit seiner Kultur schließlich das einzige war, das ein festes Staatsgefüge darstellte, wenn man sich die wunderbar günstige und feste Lage Konstantinopels vergegenwärtigt, wenn man ferner berücksichtigt, daß Westrom das eigentliche Ziel aller Deutschen war, über das fast alle Stämme nach einander und beinahe unausgesetzt herfielen, während Ostrom, das zwar auch schlimme Angriffe, aber seltenere und nicht nachhaltige zu bestehen hatte, ziemlich ungehemmt erstarken konnte, so wird diese historische Thatsache begreiflich.

Der zweifachen geschichtlichen Aufgabe, welche die Deutschen in der Völkerwanderung erfüllen, der auf ihre eigene Entwickelung und auf die Europas bezüglichen, entspricht im großen und ganzen eine Zweiteilung der germanischen Völker. Während die Westgermanen in erster Linie — wenn auch nicht ausschließlich — für die eigene Geschichte arbeiten und sich dabei fruchtbaren Gedeihens und kräftigen Fortbestandes erfreuen, ist es das tragische Schicksal der edlen Ostgermanen, unterzugehen in der Erfüllung der schönen Aufgabe, die verkommenen Völker und zerrütteten politischen Verhältnisse des Römerreichs umzuschaffen zu neuen, entwickelungsfähigen Nationalitäten und Staatengebilden. Man möchte diesen Untergang gerade deshalb beklagen, weil das führende Volk der Westgermanen, die Franken, von den ersten der Ostgermanen, den Goten, an echt deutschem Wesen und wenn auch nicht im Heldentum, so doch an deutschem Edelmut, der ohne Falsch ist, bedeutend übertroffen wird. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß zur Zeit, als die Goten untergingen und die Franken wegen ihrer Untreue und Lasterhaftigkeit überall in einem schlechten Rufe standen, im Herzen Deutschlands noch zahlreiche echtgermanische Stämme saßen, die wie die Sachsen mit harten Köpfen, starken Armen und treuen Herzen die altdeutsche Biederkeit streng bewahrten.

Um die große zeitliche und räumliche Ausdehnung der Völkerwanderung, überhaupt das Wesen jener Zeit zu verstehen, ist es nötig, nach den Ursachen zu fragen, durch welche die Germanen von ihren Wohnsitzen getrieben und hin und her geschleudert wurden. Es ist klar, daß zur Erklärung dieser Erscheinung die Annahme eines regen Wandertriebes, eines lebhaft empfundenen Dranges in die Ferne nicht genügt. Denn die Deutschen waren schon damals im großen und ganzen ein seßhaftes Volk, das seine Heimat liebte. Freilich trugen auch sie, wie alle jugendfrischen Völker, das Gefühl unbändiger Kraft und das naive Vertrauen in sich, daß kein Feind stark genug sei, ihren Wanderungen dauernd Halt zu gebieten. Allein aus bloßer Laune oder Sehnsucht nach Neuem verließen sie zunächst ihre Heimat sicher nicht.

Es dürfte nun wohl kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß das stärkste Motiv für die Wanderungen Übervölkerung gewesen ist. Die Germanen erfreuten sich einer sehr starken Vermehrung. Trotz fortdauernder heftiger Kriege gegen einander und gegen die Römer, was bei der damaligen Art der Kriegführung ungeheure Verluste von Menschen bedeutet, standen stets wieder große Scharen im Felde, die, obgleich sie die lange noch bestehende strategische Überlegenheit der Römer wohl empfanden, sich nicht scheuten, letztere immer von neuem anzugreifen. Wie ein unversiegbarer Strom flutete trotz riesiger Gegenanstrengungen die deutsche Volkskraft fort und fort gegen und über die Grenzen, und wenn Hunderttausende zu Grunde gingen, war Ersatz alsbald wieder da. Diese Thatsache ist nur verständlich durch die Annahme einer mächtigen Vermehrung der Deutschen jener Zeit, und es ist ja auch natürlich, daß solch ein gesundes Volk, das die Ehe in erhabener Weise heilig hielt und zugleich nicht viel danach fragte, wovon die junge Brut einst leben werde, einen Überfluß an Nachwuchs hatte. Einen Überfluß an Nachkommen, aber keinen Überfluß an Nahrung. Denn die Besiedelung des Landes war eine noch sehr wenig zweckmäßige, der Boden hatte wenig Kultur, zur Urbarmachung unbenutzter Landstriche, zur landwirtschaftlichen Verwertung sumpfiger Gegenden eigneten sich die Germanen in sehr geringem Maße und ihre Art, den Boden zu bebauen, brachte wenig ein. Da fand denn, die zunehmende Bevölkerung bald nicht mehr genügenden Unterhalt, und ohne zu fragen, wie dem eintretenden Mangel durch intensivere Bewirtschaftung des Grund und Bodens abzuhelfen sei, gefiel es dem Volksüberschusse besser, hinaus zu ziehen und mit dem Schwert zu erwerben, was der Pflug versagte. Draußen liegt ja noch genug Land — dachte man — dem Tapferen gehört die Welt, gehört dem, der sie nimmt, und —

wer will deutscher Kraft widerstehen? Letztere Anschauung und ihre thatsächliche Begründung durch das deutsche Heldentum war die zweite Ursache, die mit der der Übervölkerung sich vereinigend, die Völkerwanderung entfesselte. Es ist durchaus falsch, diese zweite Ursache als die erste und Grundursache anzusehen; allein sie ist bei allen Erscheinungen der Völkerwanderung mit wirksam. Durch sie mag es geschehen sein, daß sich in den deutschen Stämmen, hauptsächlich innerhalb der Gefolgschaften, allmählich die Überlieferung und Gewohnheit entwickelte, sich im Süden im Kampfe mit Rom Ehrenkränze der Tapferkeit zu holen, und dieser Neigung hat sich leider im Laufe der Zeit auch die Sehnsucht nach den wunderbaren Schätzen des Südens, den sonnigen Ländern mit ihrem Wein und ihrem Golde, den schönen Städten mit ihren Freuden, ihrer Pracht gesellt.

Eine weitere Ursache liegt in der Ausbildung des deutschen Königstums, in dem Interesse der verschiedenen deutschen Fürsten und Könige an Beziehungen zu Gewaltigen des Römerreichs, an Verträgen, die aus Kriegen hervorgingen und neue Kriege gebaren und sonstigen derartigen politischen Verhältnissen.

Alle diese Ursachen aber hätten noch für Jahrhunderte unwirksam gemacht werden können, wenn Rom die Kraft gehabt hätte, mit seiner überlegenen Kriegskunst die Deutschen dauernd im Schach zu halten.

Allein, um diese Kriegskunst erfolgreich zu verwerten, hätte es dauernd streng organisierter und disziplinierter Truppen, stets tüchtiger Feldherrn, einer beständig einheitlichen Regierung und eines kräftigen, gesunden Volkes bedurft. Dies alles war in Rom nicht mehr, oder doch nur ausnahmsweise vorhanden.

Das Heer tyrannisierte seine Befehlshaber, ja den ganzen Staat, spielte mit dem Kaiserthron und schenkte ihn demjenigen seiner Günstlinge, der ihm das meiste Geld bot. Tüchtige Feldherrn gab es wohl bisweilen, allein auch sie vermochten nur auf kurze Zeit energisch und wohlthätig in die allgemeinen Wirrnisse einzugreifen, denn der Boden, auf dem sie standen, wankte überall. Fast die ganze Kaiserzeit ist eine Zeit der Willkür, in welcher die Achtung und Geltung gerechter und gleichmäßig ordnender, alle schützender Gesetze vollständig verloren ging, während das gesamte römische Volk unter diesen Verhältnissen matt und kraftlos dahin siechte.

Was nützte da die große Kriegskunst, das Genie einzelner Imperatoren, die Tapferkeit vieler Legionen? Ein solches Reich mußte schließlich vor den unermüdlich erneuerten Angriffen des urfrischen Germanen-

tums in Trümmer gehen, zumal die Deutschen auch je mehr und mehr römische Kriegskunst und Disziplin lernten.

Zu all diesen Ursachen kam nun noch ein gewaltiger äußerer Anstoß: das Hereinbrechen der Hunnen, die aus unbekannten Gründen ihre früheren Sitze verlassen hatten. Ihr mächtiges Vordringen im Jahre 375 und die ungemein starke Bewegung der Völker, die sie bewirkten, hat den Anlaß dazu gegeben, daß man ihre ersten Thaten gewöhnlich als den Beginn der Völkerwanderung bezeichnet, den man wie schon oben gesagt wurde, mit guten Gründen viel früher ansetzen kann, nämlich in das zweite Jahrhundert.

Indem wir uns nun der Erzählung des Verlaufs der Völkerwanderung in staatlicher und kriegerischer Beziehung zuwenden, bedarf es der Rechtfertigung, daß dieselbe einen größeren Raum einnimmt, als es manchem für den Zweck einer Kulturgeschichte nötig und wünschenswert erscheinen mag. Wenn es aber schon im allgemeinen ein Unding ist, die Geschichte der Staatenbildung und der kriegerischen Beziehungen der Völker zu einander in einer kulturhistorischen Darstellung als etwas Unwesentliches zu behandeln oder gar nicht zu berücksichtigen, während doch die kulturgeschichtliche Entwickelung vielfach von jener abhängig und untrennbar mit ihr verknüpft ist, so wäre dies ein grober Fehler gerade bei Betrachtung der Völkerwanderung. Denn die Kultur der Deutschen erhält in dieser Periode in fast jeder Beziehung Anstoß und Richtung durch die politischen Berührungen mit Rom und ist nur durch eine genaue Kenntnis derselben zu verstehen. Man kann fast sagen: in dieser Zeit ist der Krieg die Kultur. Im Kriege mit Rom lernten die Deutschen die überlegene Schlachtenkunst eines hochgebildeten Volkes kennen, durch die ihre Tapferkeit unwirksam gemacht, Unzählige getötet und — das ist das Wichtigste — viele als Gefangene weit in das römische Reich hineingezogen wurden. Da hörten und sahen sie den Glanz und das Glück der Zivilisation, da erblickten sie staunend die Wunderwerke der Kunst, der Technik und des Handels und wurden sich ihrer Einfalt und Unwissenheit im Gegensatz zu den gebildeten Römern bewußt. Und wer zu seinen Stammesbrüdern zurückkehrte, der erzählte den Seinen von den weiten Reichen im Süden und ihrem Reichtum, von dem milden Himmel und dem fruchtbaren Boden und von märchenhafter Pracht. Das lockte neue Scharen aus ihren engen, kärglich Nahrung gewährenden Wohnsitzen nach den glücklicheren Gefilden und wieder entbrannte darum der Krieg, der Krieg, der die Deutschen wie Schüler zu dem großen Lehrer Rom trieb und ihnen zugleich Gelegenheit gab, sich in Kampfe mit ihm zu messen und im Ringen zu wachsen. —

Das zweite Jahrhundert begann in völliger Ruhe und ließ nicht

ahnen, welche Stürme es in seinem Schoße barg. Zwar hatten am Ende des vorigen unter der Regierung Domitians Katten, Markomannen und Quaden den Römern Schwierigkeiten, ja dem Kaiser schmachvolle Verlegenheiten bereitet, allein unter Nerva, Trajan, Hadrian und Antoninus Pius vermochten die Germanen keinen irgendwie bedeutenden Angriff gegen die Römergrenze auszuführen. Indes begann schon um 150 — wie wir mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen — innerhalb der deutschen Stämme jener Umschwung der Verhältnisse, welcher sie zu Bünden vereinigte, während gleichzeitig infolge der Not die nach außen drängende Kraft immer mehr wirksam wurde. In jener Zeit dürfen wir wohl auch den Anfang der großen Wanderung suchen, welche den bedeutendsten Stamm der Ostgermanen, die Goten von ihren Sitzen an der unteren Weichsel nach Südrußland führte. Es ist dies ein hochbedeutsames Ereignis, über dessen Wie und Wann leider keine Quelle Genügendes berichtet. Slavische Schriftsteller haben mit kindlichem Stolz behaupten zu können geglaubt, daß die Goten ihre Sitze verlassen hätten, weil sie von Slaven vertrieben wären. Erscheint dies schon wegen des hervorragenden Heldentums der Goten unwahrscheinlich, so wird es — worauf man mit Recht hingewiesen hat — einfach durch die Thatsache widerlegt, daß der Zug der Goten sich nicht von den Slaven ab, sondern gerade gegen sie und durch sie hindurch richtete. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als auch bei diesem Gotenzug als die treibende Ursache das anzunehmen, was die ganze Völkerwanderung bewirkte: Not infolge von Übervölkerung. Diesem Gotenzug ist nun auch wahrscheinlich der Anstoß zu dem Ereignisse zuzuschreiben, welches in der Geschichte des zweiten Jahrhunderts das wichtigste ist, zu dem Markomannenkriege. Wie es bei der Wanderung eines Volkes zu geschehen pflegt, daß die Nachbarvölker in Mitleidenschaft gezogen werden, daß ein Drängen und Hin- und Herschieben vieler Stämme entsteht, so war es auch hier. Unruhig wogte und gährte es zudem auch im übrigen Deutschland, es entstand ein allgemeines Drängen nach dem Süden und so sahen sich denn die Markomannen veranlaßt, die Donau zu überschreiten und die römische Provinz Noricum heimzusuchen. Damit begannen jene schweren langwierigen Kriege, welche die Kraft und Arbeit eines der edelsten Kaiser Roms, Marc Aurels, während seiner ganzen Regierungszeit aufs Höchste in Anspruch nahmen. Die chronologische Bestimmung dieser Kämpfe ist schwierig und unsicher; man scheint berechtigt die ganze Kriegszeit in zwei Teile zu teilen, die durch einen zweijährigen Frieden getrennt sind. Den ersten Krieg kann man dann von 165 bis 175, den zweiten von 177 bis 181 rechnen.

Die Markomannen, denen sich im Verlauf des Krieges viele Donauvölker, darunter hauptsächlich Quaden, Jazygen und kleinere Scharen anderer Stämme als Bundesgenossen anschlossen, eröffneten, wie schon gesagt, die Feindseligkeiten durch Überschreiten der Donau. Die römischen Truppen, welche Noricum zu schützen versuchten, wurden vernichtet, und die Germanen zogen, nachdem sie vielleicht mehrere Jahre hindurch die Provinz gebrandschatzt hatten, mächtig südwärts. Sie überstiegen die Alpen und kamen bis vor Aquileja. Hier wurde ihrem Vordringen, das in Rom große Bestürzung hervorrief, ein Ziel gesetzt. Marc Aurel kam, vertrieb sie, verfolgte sie bis zur Donau und stellte die Grenze her. Nach dem Abzuge des Kaisers nach Rom brachen aber die Markomannen sofort wieder den Frieden und fielen in so gefahrdrohender Masse und mit solcher Kraft in römisches Gebiet ein, daß der Kaiser sich zu den äußersten Anstrengungen veranlaßt sah, um ein tüchtiges Heer zu ihrer Abwehr zusammen zu bringen.

Er versteigerte sogar einen Teil seiner Privatschätze und warb mit dem erlösten Gelde germanische Söldner an; die nun folgenden schweren Kriegsjahre, in welchen das Hauptquartier des Kaisers wahrscheinlich Carnuntum (ein Ort in der Nähe des heutigen Preßburg) war, brachten den Römern neben vielen erfolglosen Kämpfen einen Sieg im Jahre 170, dem die berühmte, für die Römer glückliche Schlacht mit den Jazygen auf dem Donaueise folgte. Im Sommer 173 geriet das römische Heer in eine baum- und wasserlose Öde und war dem Verschmachten, wie dem Untergange durch die ortskundigen Feinde nahe, als noch zur rechten Stunde ein Unwetter den ersehnten Regen brachte und die Legionen stärkte, die nun über die Quaden einen glänzenden Sieg erfochten. Diese Rettung suchte die christliche, wie die heidnische Legendendichtung durch Wunder zu erklären. Die Heiden schrieben den rettenden Regen dem persönlichen Eingreifen Jupiters zu, die Christen behaupteten, daß er den Gebeten einer aus Christen bestehenden Legion zu verdanken sei, welche seitdem den Namen „Donnerlegion" trage. Dieser Name findet sich indes schon viel früher.

Die nächsten Jahre gingen noch unter schwierigen Kämpfen hin, bis es endlich 175 zu Friedensverhandlungen kam. Die Friedensabschlüsse mit den Markomannen, Quaden und Jazygen erfolgten aber nicht zu gleicher Zeit, auch fühlten sich die besiegten Völker durch dieselben nicht lange gebunden; und als der Kaiser wegen eines Aufstandes nach Asien ziehen mußte, machte der fortdauernde kleine Grenzkrieg an der Donau seinen Legaten viel zu schaffen. Darum kehrte Marc Aurel wahrscheinlich im Jahre 177 dorthin zurück und übernahm wieder persönlich die Oberleitung, um die

Germanen zur Ruhe zu zwingen. Er gewann, wie berichtet wird, eine große Schlacht, starb aber vor Beendigung des Krieges im Jahre 180 zu Vindobona. Sein Sohn Commodus hielt es für das Beste, sobald als möglich Frieden zu schließen. Es kam schließlich zu Verträgen, nach welchen die Römer sämtliche Kastelle auf der germanischen Seite der Donau schleifen und ihre Truppen von dort zurückziehen mußten, während die Germanen versprachen, sich der Donau nur bis auf eine gewisse Entfernung zu nähern. Auch mußten letztere Bundestruppen stellen, wofür sie von Commodus Jahrgelder erhielten.

Marc Aurel war der erste römische Kaiser, welcher die Größe der von Norden her drohenden Gefahr erkennend, sie dadurch unschädlich zu machen suchte, daß er von den Germanen so viele, als möglich, auf römischem Gebiet ansiedelte. War diese Maßregel auch zunächst eine kluge und wohl geeignet, kriegerische Einfälle zu verhindern, so trug sie doch im Laufe der Zeit wesentlich zur Überwindung des Reichs durch die Germanen bei, die es nicht bloß von außen zu zerstören suchten, sondern auch im Innern die Herren von Heer und Verwaltung wurden.

Was im Gegensatz zu den früheren Kriegen den Markomannenkrieg auszeichnet, das ist die außerordentliche Zähigkeit, die nachhaltige Kraft und die planvolle Ausführung des Angriffs seitens der Germanen. Zwar hören wir von keinem Ariovist, keinem Armin, nicht einmal einem Marbod; allein trotz des Mangels eines solchen Führers verstanden jene es, in geschickter Weise fünfzehn Jahre lang den großen, vom Kaiser trefflich geführten Römerheeren Widerstand zu leisten und ob zwar oft besiegt, doch immer wieder frisch und ungebändigt den Angriff von neuem zu beginnen. Mit welcher Kraft der Krieg von Seiten der Germanen geführt wurde, geht auch daraus hervor, daß die römischen Heere, wenn sie eine Zeit lang gegen jene gekämpft hatten, so zusammenschmolzen, daß hinreichender Ersatz nur mit äußerster Schwierigkeit zu beschaffen war. Die Zahl der Toten wie derer, die lebend den Germanen in die Hände fielen und von ihnen fortgeschleppt wurden, war eine für die sieggewohnten Beherrscher der Welt ganz außerordentliche hohe; so sollen nach einigen Nachrichten 200 000 Römer bei den Markomannen und ihren Streitgenossen als Gefangene gewesen sein.

Es werden unter den kämpfenden „Barbaren“ ungefähr zwanzig Volksnamen genannt, darunter einige slavische, die meisten germanische. Neben den Markomannen, Quaden und den sarmatischen Jazygen finden wir Hermunduren, ferner Stämme, welche wohl der vandalischen und gotischen Gruppe angehörten, außerdem Alanen, Roxalanen, Bastarnen und andere. Bei aller Selbständigkeit schlossen sich diese Stämme doch

einheitlich und zielbewußt zum Kriege gegen Rom zusammen und es war ein Hauptbestreben Marc Aurels, sie durch Einzelfriedensschlüsse zu trennen. Übrigens treten von den Slaven nur die Jazygen als nennenswerte Völkerschaft auf, die anderen spielen eine völlig untergeordnete Rolle.

Marc Aurels Absicht scheint es gewesen zu sein, nicht eher zu ruhen, als bis der Trotz und die Macht der Feinde völlig vernichtet sei; denn er erkannte, daß dieselben, ehe sie nicht ohnmächtig wären, den Frieden stets wieder brechen würden. Commodus dagegen, der nicht die Energie und Einsicht seines Vaters besaß, stand von diesem Plane ab und schloß den oben bezeichneten Frieden.

Nunmehr trat, wenn auch wohl der kleine Grenzkrieg fast nie ganz aufhörte, in den Zusammenstößen der Germanen und Römer eine Pause ein. In dieser Zeit vollzog sich im Innern Deutschlands jene von außen nicht bemerkte Wandlung weiter, welche an die Stelle von Stämmen Stammgruppen setzte. Der erste so entstandene Stammbund, welchem wir nun begegnen, ist der der Alemannen. Derselbe war wahrscheinlich eine Vereinigung von Semnonen und verwandten Stämme, die ihre Sitze an den Ufern der Havel und Spree verließen, zunächst an den Main, dann an den Mittel- und Oberrhein und an die obere Donau zogen. Zum ersten Male erprobten sie ihre Waffen gegen die Römer im Jahre 213. Roms Kaiser Caracalla war an den Rhein gezogen, um sich deutsche Lorbeeren zu holen hatte aber mit den Katten so unangenehme Kämpfe zu bestehen, daß er diesen den Frieden abkaufte, worauf er sich kühnlich als Sieger preisen ließ. Nun zog er gegen die Alemannen und trug wirklich einen Erfolg davon. Erzählt wird bei dem Bericht über diese Kämpfe wieder von der heldenhaften Gewohnheit germanischer Weiber, nach verlorenem Treffen sich und ihren Kindern kämpfend den Tod zu geben.

Bedeutend und nachhaltig waren aber Caracallas Alemannensiege jedenfalls nicht; bald mußte wieder Gold den Waffen nachhelfen. Diese verächtliche Freigebigkeit des römischen Kaisers bewirkte, daß eine ganze Reihe deutscher Völker Gesandte an ihn schickten, welche ihm gegen Zahlung von Geld Bundesgenossenschaft anboten. Man erkennt hieraus zweierlei, erstens, daß es den Germanen nicht auf Krieg um jeden Preis ankam, zweitens, daß dieselben jetzt untereinander in reger Verbindung standen und den Römern unter Umständen einheitlich gegenübertraten.

Nach Wiederherstellung des von den Alemannen durchbrochenen decumatischen Grenzwalles zog Caracalla nach dem fernen Südosten. Auf diesem Zuge hatte er Kämpfe mit den Goten zu bestehen, welche hier zum erstenmal als Feinde der Römer genannt werden (215).

Von den Alemannen hören wir wieder zur Zeit des Kaisers Alexander Severus. Sie unternahmen größere Raubzüge nach Gallien und fanden vielleicht damals schon in den Franken kräftige Nachahmer. Alexander Severus eilte an den Rhein, wurde aber, ehe er den Krieg beginnen konnte, ermordet (234).

Sein Nachfolger, der ungebildete aber tapfere und riesenstarke Maximinus — der, wie man erzählt, der Sohn eines Goten und einer Alanin war — führte nun den Krieg mit großer Kraft und vielem Nachdruck. Die Alemannen vermochten ihm nirgends Stand zu halten, wurden von ihm weit nach Deutschland hinein verfolgt und zogen sich zuletzt in Sümpfe zurück, so daß er die Verfolgung aufgab. Als er sich nun aber gegen die Donaugermanen wenden wollte, rief ihn die Nachricht nach Rom, daß Gegenkaiser ihm den Thron streitig machten. Auf dem Zuge nach Italien wurde er ermordet.

Von nun an wird die Arbeit der Germanen an der Zerbröckelung der Grenzen des römischen Reiches immer energischer und erfolgreicher. Gegen ihre ohne Unterbrechung erfolgenden Kriegszüge, in denen die verschiedenen deutschen Stämme einander ablösten oder durch gleichzeitige Unternehmungen unterstützten, erlahmte der Widerstand der Römer immer mehr, und selbst die besseren und stärkeren Kaiser konnten ihn nicht nachhaltig kräftigen. Sie wurden ja in ihren Unternehmungen gegen die Germanen durch die häufigen Thronstreitigkeiten, durch ihre Abhängigkeit von der Laune ihrer Heere oft an der Ausführung der vorteilhaftesten Pläne und Maßregeln gehindert, und fanden keine Stütze mehr in dem verweichlichten römischen Volke, das ebenso gleichgültig die schrankenlose Willkür vertierter Militärdespoten und die allen Gesetzen hohnsprechende Gewaltthätigkeit der Soldatenbanden, die das Bürgerblut in Strömen vergossen, über sich ergehen ließ, wie die weisesten Maßregeln hochgesinnter und tiefblickender Herrscher. Und gelang es tüchtigen Kaisern wirklich, eine Zeit lang die Grenzen zu säubern, was fragten die kraftstrotzenden Söhne des Nordens danach. In kurzem brachen sie von neuem los, bis endlich für sie keine das Römerreich schirmende Grenze mehr vorhanden war.

Nach des starken Maximinus Tode brachen Jahrzehnte tiefster Schmach über das stolze Rom herein, aus welchen die tiefgesunkene Weltbeherrscherin erst durch den tapferen Kaiser Claudius (268—270), den Gotenbesieger, erlöst ward.

Rom — freilich schon gewöhnt an ein gewaltsames, blutiges oder schmähliches Ende seiner Beherrscher, aber immer noch hochmütig auf die Barbaren herabschauend — mußte es damals erleben, daß einer seiner

Kaiser, der es ernst mit der Wohlfahrt des Reiches und dem Schutze seiner Grenzen meinte, nicht von seinen Soldaten oder Dienern, sondern mit einem großen Teil seines Heeres von den Goten erschlagen wurde, während ein anderer einem hochmütigen Feinde in die Hände fiel und zeitlebens in schmählicher Gefangenschaft gehalten wurde. Zu dem äußeren Unglück kam die innere Zerrissenheit, Unruhen, Bürgerkriege, die ihre Spuren mit Blut und Brand bezeichneten; und was das Schwert verschonte, das drohte der unheimliche Gast, der von den Stätten der Verwüstung und den Schlachtfeldern in Hütte, Palast und Heerlager einzog, die Pest, auszutilgen.

Der germanische Stamm, der in dieser Zeit im Vordergrund steht und durch unerhört kühne und rasche Thaten den östlichen Teil der römischen Monarchie in Verwirrung bringt, sind die Goten. Dieselben hatten, wie es scheint, im Jahre 242 vom Kaiser Gordian eine leichte Niederlage erlitten, erhielten aber wohl von seinem Nachfolger Philippus Jahrgelder, der auf diese Weise den Frieden von ihnen erkaufte. Wahrscheinlich stellte der tapfere Decius, der 249 zur Regierung kam, diese Zahlungen ein und erbitterte dadurch die Goten. Diese konnten aber nicht sogleich losschlagen, da sie in Kämpfe mit den benachbarten stammverwandten Gepiden, die etwa im heutigen Siebenbürgen saßen, verwickelt waren. Fastida, der Gepidenfürst, hatte nämlich von den Goten Land gefordert, weil sein Gebiet nicht mehr für sein Volk ausreiche. Als die Forderung zurückgewiesen wurde, griffen die Gepiden zu den Waffen, wurden jedoch völlig besiegt. Nun fielen die Goten, da sie freie Hand bekommen hatten, in römisches Gebiet ein und drangen bis nach Philippopel vor. Kaiser Decius versuchte es, ihnen den Rückweg abzuschneiden, wurde hierbei aber das Opfer des Verrats seines Feldherrn Gallus, der den Kaiser in sumpfiger Gegend den Feinden in die Hände lieferte (251). In der heftigen Schlacht, die nun entbrannte, fiel Decius; ein großer Teil seines Heeres wurde vernichtet. Die Goten triumphierten und zogen, nachdem sie mit Gallus einen für Rom außerordentlich schimpflichen Frieden geschlossen, mit großer Beute und zahllosen Gefangenen in ihre Heimat. Im Jahre 253 waren sie jedoch schon wieder in Mösien, wurden aber diesmals von dem römischen Statthalter Ämilianus kräftig zurückgewiesen.

Die Kunde von der Deciusschlacht hatte in Deutschland überall begeisterten Widerhall gefunden, und über alle Grenzen brachen den Goten nacheifernd die Germanen los. So sah sich Valerian, als er 254 zur Regierung kam, genötigt, unter den schwierigsten Verhältnissen nach verschiedenen Seiten hin zugleich Feldzüge zu eröffnen. Er ernannte seinen Sohn Gallienus zum Mitherrscher und übertrug ihm den Oberbefehl in Gallien. Dieser ging hier, unterstützt von tüchtigen Heerführern, unter

welchen sich auch der spätere Kaiser Aurelian befand, mit anfangs gutem Erfolg gegen die Alemannen und Franken vor, mußte aber in deren nachhaltiger Bekämpfung nachlassen, als ihn der Einbruch der Markomannen und Alemannen in Italien zum Schutze dieses Landes fortrief. Um seine Heere nicht zu sehr zu schwächen, versuchte er, diese Feinde auf friedliche Weise zu vertreiben. Dies gelang ihm auch dadurch, daß er mit dem Markomannenkönig Attalus einen Vertrag schloß, durch welchen diesem ein Teil Pannoniens zugestanden wurde, Gallienus aber des Attalus Tochter Pipa zur zweiten Gattin erhielt.

Im Jahre 256 fand nun der erste jener berühmten Gotenzüge statt, bei welchen ein wahrhaft bewunderungswürdiges Maß von kriegerischer Leistungsfähigkeit, Schnelligkeit, Mut, Tollkühnheit und Todesverachtung zutage tritt. Die Goten setzten mit erstaunlicher Raschheit trotz Wind und Wetter auf ganz kleinen gebrechlichen Schiffen über das schwarze Meer nach Kleinasien über, zogen schnell und verheerend wie eine Wetterwolke an der Küste entlang, belagerten, — jedoch vergeblich — Sinope, und kehrten, als ein anderer Teil ihre Mannschaften bei Pithyus (an der Ostküste des schwarzen Meeres) von dem tapferen Römerfeldherrn Successian geschlagen war, unter vielen Fährlichkeiten nach Südrußland zurück. Im nächsten Jahre aber erschienen sie plötzlich wieder vor Pithyus, von wo Successian abberufen war, nahmen die Stadt, segelten dann auf ihren zahllosen Schiffen vor das reiche, üppige Trapezunt, eroberten auch dies und kehrten mit einer Fülle von Schätzen heim. Das reizte die Zurückgebliebenen zu sofortigem Aufbruch nach Asien. Sie zogen aber diesmal (Winter 257/58) zu Lande am westlichen Strande des schwarzen Meeres herum, ließen sich von Fischern, die in der Nähe von Byzanz ihre Fahrzeuge hatten, nach Kleinasien übersetzen und nahmen sofort das stark besetzte Chalcedon, dessen Besatzung feige floh. Dann plünderten sie eine Reihe der reichsten und schönsten Städte, verbrannten sie zum Teil und zogen mit reicher Beute beladen in die Heimat zurück.

Ungefähr zu derselben Zeit mag auch jene Heerfahrt der Franken stattgefunden haben, welche die wunderbare Kühnheit, den jeder Gefahr, jedes Hemmnisses spottenden, unternehmenden Heldensinn der Germanen in das hellste Licht setzt. Eine fränkische Heeresabteilung fiel in Gallien ein, wurde von der Heimat abgeschnitten, behauptete sich jahrelang gegen die an Zahl weit überlegenen römischen Truppen unbesiegt im Lande, zog dann nach Spanien, wo, wie in Gallien, gegen ihr Ungestüm jeder Widerstand vergeblich war, nahm und plünderte Tarragona und setzte endlich nach Afrika über, wo sich die Kunde von ihr verliert.

Mit solchen Helden hatte das römische Reich zu kämpfen in einer Zeit, da seine Kraft, sein Ruhm tief darniederlagen. Noch nicht zehn Jahre waren seit der Deciusschlacht verflossen, da kam (260) die Nachricht nach Rom, daß sein Kaiser Valerian im Kriege mit den Persern diesen in die Hände gefallen sei, daß Roms Gekrönter in schmählicher Gefangenschaft von einem hochmütigen Barbaren wie ein Knecht gehalten werde. Diese bald auch nach Deutschland dringende Nachricht entfesselte aufs neue den Sturm der Germanen gegen die Grenzen. Während Valerian mit Ketten belastet seinen Nacken vor dem König Sapor beugen mußte, während die Pest wütete und der Bürgerkrieg tobte, ergoß sich eine deutsche Völkerflut nach der andern über die Grenzländer des morschen Römerreichs. Franken und Alemannen verwüsteten Gallien, Alemannen und Markomannen plünderten Italien und die Goten suchten die Balkanhalbinsel heim. Gallienus vertrieb zwar die Alemannen im Jahre 261 aus Italien, allein das war nur ein augenblicklicher Erfolg.

Im Jahre 267 unternahm der gotische Stamm der Heruler einen Raubzug nach Makedonien und Thrakien, wandte sich besiegt von dort nach Kleinasien, kam aber bald wieder zurück nach Griechenland, verwüstete es und brandschatzte seine Städte und kehrte trotz mehrfacher Niederlagen mit reicher Beute in sein Heimatland zurück.

Schon jetzt schien das Römerreich seinem Ende verfallen zu sein, da erhob es eine Reihe bedeutender Kaiser noch einmal für ein Jahrhundert zu altem Glanze. Der erste Kaiser, der mit Kraft in die verwirrten Verhältnisse eingriff, war Claudius (268—270). Seine kriegerische Tüchtigkeit erfuhren zuerst die Alemannen, welche er unfern des Gardasees nachdrücklich schlug, so daß sie eilend Italien verließen. Um dieselbe Zeit begannen die Goten in großer Menge — jedenfalls von Not getrieben — mit Weib und Kind einen neuen Zug nach dem Süden. Auf zahllosen Schiffen fuhren sie über das schwarze Meer und landeten zuerst an der Küste von Mösien, wo sie einige Städte vergeblich belagerten. Alsdann fuhren sie nach dem Bosporus, erlitten hier den Verlust vieler Schiffe, zogen vor Kyzikus, mußten aber auch von dort wieder unverrichteter Sache weichen und begaben sich nun nach Thrakien und Makedonien, während ein Teil Griechenland, ein anderer Kreta und Rhodos heimsuchte. Claudius, der im Winter 268,69 umfassende Rüstungen angestellt hatte, erwartete die Goten, als sie sich von Makedonien nordwärts wandten. Bei Naissus (Nissa im heutigen Serbien) kam es zur Hauptschlacht, in welcher nach furchtbarem Ringen die Römer infolge ihrer überlegenen Kriegskunst Sieger blieben. Die meisten gotischen Männer wurden getötet, die gotischen Weiber

fielen zahlreich den römischen Soldaten in die Hände und ihrer Gier zum Opfer, und auch die Reste der Goten, die nach Makedonien entwichen, wurden allmählich aufgetrieben. Claudius erhielt infolge dieses Sieges den Beinamen Goticus, die Goten aber hielten für die nächste Zeit Ruhe. Trotz dieser Erfolge der Römer brachen die Juthungen — ein wohl den Alemannen verwandter Stamm oder Stämmebund, von dem wir hier zum erstenmal hören — ein Friedensbündnis, in welchem sie mit Rom standen, überschritten die Donau und zogen durch Noricum nach Italien. Der tapfere Claudius war durch die Pest dahingerafft, aber Aurelian, der als Wiederhersteller des Reiches gepriesene, war sein Nachfolger. Dieser vertrieb die Juthungen von Aquileja und verfolgte sie bis an die Donau. Dort fanden ergebnislose Verhandlungen statt, der Kaiser wollte den Germanen den Frieden nicht gewähren, mußte aber hier von weiterer Ausnutzung seiner Siege absehen, da ihn ein Einfall der Vandalen nach Pannonien rief. Auch diese und mit ihnen ihre Bundesgenossen, die Jazygen, schlug Aurelian, schloß aber dann einen billigen Friedensvertrag mit ihnen, demgemäß sie Bundestruppen und Geiseln zu stellen hatten, während sie von den Römern Lebensmittel erhielten. Eine kleine Abteilung der Vandalen, die den Vertrag brach, ward von ihren eigenen Stammesgenossen niedergehauen. Aurelian begab sich nun sofort wieder nach Italien, in welches von neuem alemannische, markomannische und juthungische Scharen eingefallen waren. Es gelang ihm mit Mühe und erst, nachdem er eine Niederlage erlitten hatte, die Feinde aus dem Lande zu schlagen. Wie sehr dieser Kaiser die Bedeutung und Kraft der Germanen zu würdigen wußte, geht daraus hervor, daß er Roms erneute Befestigung für notwendig erachtete. So schuf er um die Stadt die über zwei Meilen lange Riesenmauer, welche erst nach siebenjährigem Bau vollendet wurde. Stolz auf seine Siege, die es ihm ermöglichten, bei seinem etwa 273 in Rom abgehaltenen Triumphzuge Vandalen, Alemanen, Juthungen, Goten, Franken der gaffenden Menge vorzuführen, verhehlte er sich nicht, daß eine Zeit kommen könnte, in welcher Rom solcher Feldherrn, wie er einer war, entbehren und der ewigen Stadt einziger Schutz vor den Germanen eine möglichst gute Befestigung sein würde. War doch gerade die Belagerungskunst bei den deutschen Kriegsscharen sehr wenig entwickelt.

Die nimmermüden Germanen waren 274 wieder in Rätien eingebrochen und machten einen neuen Feldzug des Kaisers nötig. In demselben Jahre übergab und bestätigte Aurelian in kluger Erkenntnis der Lage der Grenzprovinzen und der Schwächung des Reichs durch eine übermäßig große Zahl und Ausdehnung derselben ganz Dakien dauernd den Goten.

Als der Kaiser im nächsten Jahre ermordet wurde und Rom fast acht Monate lang herrscherlos war, zogen Franken und Alemannen abermals über den Rhein und nahmen viele Städte ein. Erst Kaiser Probus (276—282) vertrieb sie wieder und säuberte auch das Zehntland von ihnen. Da kamen den Besiegten Vandalen und Burgunden zu Hilfe. Allein auch diese wurden geschlagen und als Ackerbauer in römischen Besitzungen angesiedelt. Die Politik, besiegte Völkerteile auf römischen Gebiet anzusiedeln, befolgte Probus auch in Thrakien, die Ansiedler waren hier sarmatische Bastarnen und Franken. Allein den Franken gefiel es nicht, fremdes Land wider Willen zu bebauen. Sie verließen ihre neuen Sitze, durchzogen unter Plünderung eilend Griechenland, fuhren über das Meer, griffen mit unerhörter Kühnheit und Schnelligkeit Syrakus an, das sie nahmen, und zogen dann auf Schiffen um Westeuropa herum, bis sie in ihre Heimat gelangten.

Probus, der für die Kolonieen am Rhein und an der Donau sehr viel that, ist es vielleicht auch gewesen, der zuerst römische Reben an den Rhein verpflanzte, und so der Schöpfer jener Weinberge wurde, welchen der edelste Trank der Erde entquillt.

Als der tüchtige Kaiser ermordet wurde (282), überschritten die Germanen, denen er fast ein zweiter Germanicus gewesen war, wieder den Rhein und suchten gegen seine Nachfolger durchzusetzen, was ihnen gegen ihn nicht gelungen war. Selbst als im Jahre 284 einer der klügsten und tüchtigsten Kaiser, Diokletian, den Thron bestieg und 285 den tapferen Maximian zum Mitregenten ernannte, damit dieser im Westen des Reiches, namentlich in Gallien, Ordnung schaffen sollte, ruhten sie nicht. Dies bedauernswerte Land, das in jener Zeit unter einem Aufstande der arg bedrückten Bauern, dem sogenannten Bagaudenaufstand zu leiden hatte, bedrängten sie in so mächtigen Einfällen, daß es rettungslos verloren schien. Und nicht bloß zu Lande griffen sie dasselbe an, sondern auch zu Wasser; Sachsen und Franken waren schon damals an der britischen und gallischen Küste außerordentlich gefürchtet. Maximian stellte nun in Gallien die Ordnung verhältnismäßig leicht wieder her, hatte aber fort und fort mit Alemannen, Burgunden und andern deutschen Stämmen zu kämpfen, und ob er zwar Gallien kräftig verteidigte, konnte er doch nicht daran denken, Eroberungszüge nach Germanien hinein zu unternehmen. Es scheint sogar, als wenn die Alemannen schon um diese Zeit im ungehinderten Besitz eines Teiles des Zehntlandes gewesen seien; etwa fünfzig Jahre später ist sogar die heutige Provinz Elsaß von ihnen besetzt. Allein Gallien selbst wurde von ihm kraftvoll verteidigt, und damit auch die

Küsten nachdrücklich geschützt und die seefahrenden Franken und Sachsen gezüchtigt werden könnten, vertraute er einem tüchtigen Seemann, dem Carausius, diesen Teil der Kriegsführung an. Carausius führte seine Aufgabe geschickt aus, und erbeutete von den Franken viele Schiffe. Dieselben benützte er aber zu selbstsüchtigen Zwecken, bemächtigte sich, vielleicht unterstützt durch fränkische Truppen, Britanniens und riß die Herrschaft dieses Landes an sich. Diokletian und Maximian machten große Anstrengungen, ihn zu überwinden; da aber seine Flotte der römischen weit überlegen war, gelang ihnen dies nicht, ja sie sahen sich sogar genötigt, ihn für Britannien als Mitkaiser anzuerkennen. Dies geschah im Jahre 290. Um dieselbe Zeit fanden, wie nicht selten, heftige Kriege zwischen verschiedenen germanischen Stämmen statt. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß, wie der Krieg gegen die römischen Grenzen, so auch die Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Stämmen und Stammgruppen fast nie aufhörten. Die Notwendigkeit größerer politischer Verbände hatten unsere Vorfahren damals zwar schon eingesehen, zu dem Gedanken eines alle umfassenden, alle einenden, staatlich festen Vaterlandes aber vermochten sie sich noch nicht aufzuschwingen.

Die Jahre 293—96 wie auch 297 und 298 brachten den Römern neue erbitterte Kämpfe mit Quaden, Juthungen, Markomannen, Franken, Alemannen, in welchen nichts weiter, als eine mehr oder minder gelungene Verteidigung der römischen Provinzen erreicht wurde. Zum Beispiel gelang es den Römern nicht, die Franken aus ihren drohenden Stellungen an den Rheinmündungen zu vertreiben. Die Kämpfe der eben genannten Jahre hatte römischerseits der im Jahre 293 mit Galerius zum Kaiser ernannte edle Constantius Chlorus geleitet, der auch Britannien wieder unterwarf. Im Jahre 305 legten Diokletian und Maximian die Regierung nieder, an ihre Stelle traten als Kaiser Constantius Chlorus und Galerius.

Schon im folgenden Jahre stirbt Constantius, und nun beginnt die Heldenlaufbahn Konstantins, dessen Persönlichkeit und Geschichte unmittelbar und mittelbar für die Germanen von großer Bedeutung war. Dieselbe liegt vornehmlich in folgenden Punkten. Zuerst hat er es aufs kräftigste verstanden, die römischen Grenzen zu verteidigen, die überquellenden germanischen Volksmassen zurückzudrängen. Sodann hat gerade er der grimme Germanenfeind im Kriege, ungezählte Deutsche in Heer und Verwaltung aufgenommen. Ferner erhob er das römische Reich wohl noch einmal zu stolzem Glanze, allein er legte zu der nachmaligen Schwäche Westroms den verhängnisvollen Grund, indem er den Schwerpunkt des

Reichs von Rom nach Byzanz, das er umschuf und Konstantinopel benannte, verlegte. Sein politischer Weitblick wurde hierin von dem eitlen Streben, gleich Romulus Gründer einer neuen ewigen Stadt zu sein, getrübt. Sodann ist Konstantins Stellungnahme zum Christentum, die einen Wendepunkt in der Weltgeschichte bezeichnet, auch für die Germanen von großer Wichtigkeit. Fast jeder Kulturfortschritt der Deutschen in jener Zeit ist ja auf römischen Einfluß zurückzuführen, von den Römern und durch sie kam beinahe alles, was den deutschen Geist zur Weiterentwickelung befruchtete. Die zahllosen Deutschen, die als Würdenträger in militärischen und amtlichen Stellungen im Römerreich lebten, gaben den Verkehr mit ihren Stammesbrüdern in der Heimat wohl nie ganz auf, in welche auch viele aus der Gefangenschaft entlassene oder befreite Germanen zurückkehrten und so geschah es, daß man in Deutschland von den Vorgängen in Rom und von den dort die Geister bewegenden Ideeen eine ziemlich genaue Kunde hatte. Daher war es auch für die Bahn der Fortbildung religiöser und sittlicher Anschauungen der Germanen geradezu entscheidend, ob in Rom das Heidentum oder Christentum herrschte und die Frage, wann und wie das letztere zu jenen getragen würde, hing von der Verbreitung und Anerkennung desselben im römischen Reiche ab.

Zum erstenmal erfuhren die Germanen des Konstantin Kraft und rücksichtslose Kriegführung im Jahre 306. Nach des Konstantius Tode waren fränkische Heerhaufen in Gallien eingebrochen, welche Konstantin besiegte. Unter den Gefangenen befanden sich die deutschen Führer Gaiso und Askarich, welche der Sieger im Zirkus wilden Tieren vorwerfen ließ. Diese Gräuelthat reizte eine Reihe germanischer Stämme am Rheine gemeinsam gegen den grausamen Römer vorzugehen. Allein es war vergeblich; in harten Kämpfen, die sich bis zum Jahre 310 hinzogen, wurden sie geschlagen. Ja, Konstantin erbaute sogar eine feste Brücke über den Rhein, um jeden Augenblick ohne Schwierigkeiten einen Strafzug nach Deutschland unternehmen zu können. Einen solchen hatte er gegen die Brukterer ausgeführt. Nach Besiegung dieses Stammes verwüstete er das Land desselben in furchtbarer Weise, ließ zahlreiche Wehrlose niederhauen und krönte das Vernichtungswerk mit seinem schauerlichen Brauch, die trotzig starken Kriegsgefangenen von Bestien zerreißen zu lassen. Nachdem er in den nächsten Jahren die Kämpfe mit Maxentius in Italien ausgekämpft und diesen in der großen Schlacht bei Rom (312) überwunden hatte, wendete er sich wieder nach Gallien und schlug von neuem die Franken. Von nun an aber wurde er durch die Beziehungen und Kriege mit seinem Nebenbuhler Licinius von Gallien dauernd fern gehalten,

dessen Schutz er seinem tapferen Sohne Crispus übertrug. Dieser zeigte sich des Vertrauens des Vaters würdig und besiegte im Jahre 320 Alemannen und Franken. In einem der nächsten Jahren brachen die Goten plötzlich den Frieden, den sie, seitdem sie im Besitze Daciens waren, also ein halbes Jahrhundert lang, gehalten hatten. Sie wurden bald geschlagen, traten in ein Bundesgenossenverhältnis zu den Römern und störten den Kaiser nun längere Zeit nicht in der Durchführung seiner großen Pläne.

Das Jahr 324 brachte Konstantin, was er von Anfang an erstrebt, die Alleinherrschaft. Sein letzter Gegner Licinius war besiegt und getötet, und kein neuer Prätendent wagte mehr die Krone dem gewaltigen Helden streitig zu machen, der das ganze, ungeheure Reich nun mit starker Hand und, wie ein Gott geehrt, regierte. In die germanischen Verhältnisse griff er noch einmal dadurch ein, daß er den von den Goten bedrängten Vandalen Sitze in Pannonien anwies und erstere besiegte. Im übrigen widmete er sich den Geschäften des Friedens, suchte kirchliche Streitigkeiten durch Konzilien beizulegen und baute und schmückte seine Stadt Konstantinopel mit großem Eifer. Die christliche Taufe empfing er erst kurz vor seinem Tode, der ihn 337 ereilte. Unter der Regierung seiner Söhne Konstantin, Konstantius und Konstans erlahmte anfangs der kräftige Widerstand, mit welchem die Römer unter Konstantin dem Großen die Germaneneinfälle zurückgewiesen hatten. Zwar führten die Imperatoren fast fortwährend Kriege mit den Deutschen; allein dies geschah in so wenig nachdrücklicher und ehrenvoller Weise, daß Gallien alsbald wieder nichts anderes war, als der Tummelplatz für die fränkischen, alemannischen, sächsischen Kriegs- und Raubscharen. Konstans hatte dort in den Jahren 341 und 342 sehr ernste Kämpfe zu bestehen, die er allerdings siegreich beendete. Als aber Magnentius die Herrschaft in Gallien an sich gerissen hatte und Konstans erlegen war, fielen die Germanen aufs neue in das unglückliche Land ein, angereizt von Konstantius, der den unrechtmäßig den Purpur tragenden Magnentius auf jede Weise bekämpfen wollte und selbst vor diesem gemeinen, unpatriotischen Mittel nicht zurückschreckte. Nachdem dieser aber 353 den Magnentius, der sich selbst den Tod gab, besiegt hatte, zog er 354 und 355 gegen die Alemannen zu Felde, die ihm indes soviel zu schaffen machten, daß er, dessen Gegenwart auch im Osten des Reiches dringend nötig war, beschloß, einem tüchtigen Feldherrn den Oberbefehl in Gallien zu übertragen. Trotz großer eigener Bedenken und trotz der Gegenwühlereien des Hofes erkor er dazu seinen schlichten und tüchtigen Vetter Julian, den nachmaligen Kaiser. Dieser kam 355 nach Gallien und säuberte dies Land

unter den schwierigsten Verhältnissen von den Feinden, ja er nahm den Deutschen wieder einen breiten Streifen Landes, welchen sie links des Rheines schon völlig in Besitz genommen hatten. Es kam 357 zu der blutigen Schlacht bei Straßburg, in welcher Julians Feldherrngenie über die tapferen Alemannen und ihren umsichtigen König Chnodomar völlig siegte. Chnodomar wurde gefangen, die meisten der Seinen wurden niedergemacht oder ertranken im Rhein. Julian überschritt nun den Rhein und verfolgte die Alemannen so lange, bis sie um Frieden baten, den er gewährte. Auf der Heimkehr nach Gallien belagerte er noch zwei kleine Kastelle, die von Franken äußerst tapfer verteidigt wurden und zwang diese schließlich durch Hunger zur Übergabe. Zu bemerken ist, daß er im Gegensatz zu Konstantin dem Großen die Gefangenen menschlich behandelte. In den folgenden Jahren unterwarf er die salischen Franken, die am linken Ufer des Niederrheins saßen, schlug die Chauken, welche ihre Sitze verlassen hatten, um sich am Niederrhein neue zu suchen, und bekämpfte die wieder kriegslustigen Alemannen rechts des Rheines so lange und kräftig, bis deren Fürsten und Volk des Krieges völlig überdrüssig waren, und Julian ihnen den Frieden nach seinen Bedingungen diktieren konnte. Damit war die Rheingrenze wieder gesichert und der Kaiser Konstantius wäre nun dem tapferen Feldherrn in Gallien zu höchstem Dank verpflichtet gewesen. Allein er kannte nur Neid und Argwohn, die Erfolge Julians waren ihm unangenehm und er beschloß, denselben aller Macht zu berauben, indem er die besten Truppen aus Gallien fortrief. Diese aber, für ihren Führer begeistert und nicht gewillt, unter anderer Führung in fernen Osten vielleicht unnütz ihr Blut zu vergießen, zwangen Julian, den Purpur zu nehmen. Er nahm die Würde an, und es wäre, da Konstantius ihn nicht als Mitkaiser anerkennen wollte, wieder zu einem blutigen Bürgerkriege gekommen, wenn nicht Konstantius auf dem Zuge gegen Julian gestorben wäre. Julian aber ward 361 allgemein als Herrscher anerkannt. Seit er Gallien verlassen, kommt seine Persönlichkeit für die Germanen nur noch insofern in Betracht, als sie ihn fürchteten; Kriege führte er nicht mehr mit ihnen. Nicht minder kraftvoll wie Julian, schützte Valentinian I. während seiner Regierungszeit (364—375) die Grenze gegen die Germanen. Bei seinem Regierungsantritt hatte er durch wenig freundliche Aufnahme einer Gesandtschaft der Alemannen diese erbittert, so daß sie sich zu Einfällen in Gallien entschlossen. Es geschah dies im Jahre 366 nach gemeinsamem Plane einer Reihe von deutschen Fürsten. Der Erfolg war anfangs auf Seite der Germanen, schließlich wurden diese aber von Valentinians Feldherrn Jovin in einer großen Schlacht zum Rückzuge genötigt. Der Kaiser suchte nun die Grenze dadurch zu sichern,

daß er mehrere Male den Rhein überschritt, bis tief in den Schwarzwald eindrang und Verwüstung überall hintrug, wohin er sein Heer führte. Trotz einer Reihe von Siegen, die durch bedeutende Verluste erkauft waren, mißlang ihm der geplante Bau mehrerer Kastelle im alemannischen Lande, und obwohl er selbst vor Meuchelmord und hinterlistigem Vertragsbruch nicht zurückscheute, um ihm unbequeme Führer der Feinde aus dem Wege zu schaffen oder ein feindliches Heer aufzureiben, erreichte er doch nur eine augenblickliche Sicherung der Grenze. Die Feinde in ihrem eigenen Lande ohnmächtig zu machen, vermochte er nicht. Darum hielt er es trotz seines Stolzes für das Beste, mit dem bedeutendsten Führer der Alemannen Makrian ein billiges Friedens- und Freundschaftsbündnis abzuschließen, besonders da er für den im Jahre 374 ausgebrochenen Krieg gegen die Donaugermanen freie Hand haben wollte. Ein römischer Feldherr an der Donau hatte den Quadenkönig freundschaftlich zu einem Gastmahl eingeladen und bei demselben ermorden lassen. In furchtbarer Entrüstung brachen die Quaden und befreundeten Völker über die Grenzen ein und nahmen schreckliche Rache an Land und Leuten. Einige Legionen wurden niedergemacht, bis es dem Theodosius, dem spätern Kaiser gelang, sie aufzuhalten und einen Waffenstillstand abzuschließen. Als im Jahre 375 Valentinian selbst erschien und eine Quadengesandtschaft mit ihm verhandelte, wurde er von solchen Zornausbrüchen gegen dieselben befallen, daß ihm ein Blutgefäß sprang und er tot niederfiel.

Er hatte gleich nach seiner Thronbesteigung seinen Bruder Valens zum Kaiser des Ostens ernannt. Ein entfernter Verwandter des Kaisers Julian, Procop, war hiermit unzufrieden, gewann eine Partei und die Zustimmung der Witwe des Konstantius für sich und rief, um seine Ansprüche durchzusetzen, die Hilfe der Goten an. Dieselbe wurde zugesagt; das Hilfsheer kam indes erst nach der Überwindung und Enthauptung des Procop auf der Balkanhalbinsel an und mußte sich nach zwecklosem Umherziehen Valens ergeben. Es kam hierüber zwischen den Römern und dem Westgotenkönige Athanarich zu einem mehrjährigen Kriege, in welchem die Westgoten noch nichts von der einige Jahre später den Römern so verhängnisvollen Kraft ahnen ließen. Valens blieb Sieger und erzwang einen für die Westgoten ungünstigen Frieden.

Der Tod Valentinians bezeichnet den Zeitpunkt, welchen wir als Ende des ersten Abschnitts der Völkerwanderung annahmen.

Ein diese Zeit überschauender Rückblick lehrt uns, daß dieselbe durch die Schlacht bei Naissus in zwei Teile geschieden wird, deren Aussehen ein wesentlich verschiedenes ist. Im ersten sehen wir Rom gegen-

über den Angriffen der Germanen immer matter werden und schließlich scheint es schon um jene Zeit dem Untergang anheimfallen zu sollen. Da erhebt es sich aber unter dem starken Schutz der Kaiser, die von 268 bis 375 regierten, noch einmal glanzvoll, weltgebietend und stark in der Abwehr der grenzenüberflutenden Germanen. Wir sahen, wie der erste große und planvolle Versuch der Deutschen, ihren überschüssigen Volksmassen auf römischem Gebiet Land zu gewinnen, der wohl durch die Gotenwanderung veranlaßte Markomannenkrieg mit einem nach schweren Kämpfen errungenen zweifelhaftem Erfolge der Römer abschloß, wie dann mehrere Wogen alemannischer Scharen über die Rheingrenze strömten und nur mit Mühe zurückgewiesen wurden, bis nach der großen Gotenschlacht, in welcher Roms Kaiser Decius fiel, über alle Grenzen nach Gallien, Norditalien, die Balkanhalbinsel, Kleinasien sich eine große deutsche Völkerflut ergoß, welcher nach des Kaisers Valerians Gefangennehmung durch die Perser eine zweite folgte. Zahllose römische Unterthanen, die in den Grenzprovinzen lebten, waren teils gemordet, teils in die Sklaverei geschleppt, die Städte und Dörfer waren verbrannt, die Festungen zerstört, das Vieh weggetrieben, die Äcker verwüstet.

So war das Ergebnis der Germanenangriffe bis zur Regierung des Claudius: Die Grenzprovinzen, die in weiter Ausdehnung entvölkert, verödet und truppenentblößt waren, gewährten keinen Schutz mehr für das römische Reich, das auch im Innern durch Thronstreitigkeiten, Bürgerkriege, Seuchen, allgemeine Entsittlichung und Verweichlichung des Volkes jedes Haltes beraubt war. Die Stunde schien gekommen, daß die ewige Roma wehrlos ein Raub der „Barbaren“ werden sollte.

Da kam der thatkräftige Claudius auf den Thron, ihm folgten Männer von großer Kraft und staatsmännischer Einsicht, ein Aurelian, ein Probus, ein Diokletian, dann Konstantin der Große, Julian und Valentinian, und unter ihrer starken und klugen Regierungsführung wurden die Grenzen wieder hergestellt und den Germanen bewiesen, daß römische Kriegskunst noch immer der wilden urwüchsigen deutschen Kraft gewachsen sei. Die Germanen hören auch in dieser Zeit nicht auf, gegen und über die Grenzen zu drängen, allein sie holen sich dabei oft die empfindlichsten Niederlagen und müssen Roms Obmacht anerkennen. Nur in den Zwischenräumen, die in dieser Zeit mehrfach nach dem Regierungsende eines tüchtigen Kaisers vergehen, ehe wieder ein tüchtiger den Thron inne hat, überschwemmen sie die Provinzen, die sie alsbald aber wieder mit großen Verlusten räumen müssen. Allein gewisse Gebiete werden ihnen schließlich

sogar von den kräftigen Imperatoren teils stillschweigend überlassen, teils ausdrücklich zugestanden, so Dakien, so das Zehntland.

Und das Ergebnis dieses Abschnittes ist eine gewaltsame Aufstauung der in der Heimat nicht mehr Raum findenden, im Römerreich landerstrebenden germanischen Volksmassen, die während des Aufstauens und trotz furchtbarer Niederlagen immer mehr angewachsen waren und nach dem langen Zurückhalten mit um so größerer Wucht losbrechen mußten, sobald der starke Widerstand der Römer auch nur im geringsten erlahmte oder irgend ein Anstoß die aufgespeichert in äußerster Spannung befindliche Kraft zu gewaltsamer Ausdehnung brachte.

Diesen Anstoß gab mit einer so furchtbaren Gewalt, daß ihr sogar die tapferen Germanen ratlos gegenüber standen, das bald nach 370 in Europa einbrechende Volk der Hunnen. Auf kleinen struppigen Pferden kamen sie plötzlich von Osten her angeschwärmt, zahllos und rasend schnell; ihr Ansturm, ihr Dahinjagen glich dem Zuge eines Ungewitters, das verheerend und unwiderstehlich über die Lande zieht. Ihre Kampfart war ungewöhnlich und schrecklich. Stießen sie auf einen Feind, so überschütteten sie ihn zunächst mit einem dichten Hagel geschickt abgeschossener Pfeile. Was nützte da den Germanen ihre Kraft, ihr Heldenmut! Ihre nackten oder nur wenig geschützten Leiber fielen den ferntreffenden Geschossen der unheimlichen Reiterscharen zum Opfer, ohne daß eine Gegenwehr möglich war. Waren die Angegriffenen durch die Pfeilmassen in Verwirrung gebracht, so warfen sich die Hunnen blitzschnell auf die in Unordnung geratenen Reihen und wüteten mit dem krummen Schwert furchtbar in ihnen, wobei sie ihre Gegner oft durch geschwind geworfene Schlingen kampfunfähig machten. Sahen sie aber, daß der Feind ihnen gewachsen war, so verschwanden sie, wie sie gekommen; doch wehe den Gegnern, die sich dann zur Verfolgung, zur Aufgabe ihrer guten Stellung verleiten ließen! Ehe sich's diese versahen, griffen die raschen Steppensöhne aus unerwarteter Richtung von neuem an und hatten nun gewöhnlich leichte Arbeit. Diese außerordentliche Schnelligkeit und Leistungsfähigkeit im Kampfe war eine Folge ihrer Lebensweise. Gegen Kälte und Hitze gleich abgehärtet, fähig, Hunger und Durst lange zu ertragen, brachten die Männer den größten Teil ihres Lebens auf dem Rücken der Pferde zu, und Weiber und Kinder begleiteten in Zeltwagen ihre Züge. Feste Wohnungen mieden sie wie das Grab. Ihre spärlichen Kleidungsstücke sollen sie so lange getragen haben, bis dieselben von selbst abfielen. Ein Hauptbestandteil ihrer Nahrung war Pferdefleisch, das sie oft anstatt es am Feuer zuzubereiten auf dem Pferde mürbe ritten. Ihr Aussehen war nach der Schilderung der Alten

ein widerwärtiges, dämonisches. Die zwischen starken Backenknochen und unter schmaler Stirn funkelnden wilden Augen, der große Kopf mit dem bartlosen, narbigen Gesichte, die gedrungene Gestalt, die unschön-starke Muskelentwickelung verlieh ihrem Äußeren ein so rohes und abstoßendes Gepräge, daß sie den Eindruck von Teufeln machten. Ihre Roheit im Morden und Verwüsten, ihre Grausamkeit kannte keine Grenzen; kaltblütig vollbrachten sie die schändlichsten Thaten, und kannten nur eine Leidenschaft, Beutegier. Ihre völlige Roheit und Gemeinheit offenbarte sich besonders in der Behandlung der Frauen. Sie lebten in weitgehender Vielweiberei, und jedes Weib, das in ihre Hände fiel, war ein Opfer ihrer lüsternen Grausamkeit. Von irgend einer Religion oder einem Kultus war bei ihnen nichts zu entdecken; was sonst als Gesetz der Sitte und Sittlichkeit angesehen wird, hatte bei ihnen keine Geltung. Treulos und unstät waren sie stets ein Spielball ihrer augenblicklichen Erregung, und nur Führern von überlegener, furchtgebietender Thatkraft gelang es, die wilden Scharen unter einen Willen zu beugen.

Über den Ursprung der Hunnen wissen wir wenig Gewisses. Daß sie der mongolischen Rasse (im weiteren Sinne) angehörten, ist sicher; ob man aber in ihnen das Volk der Chiognu zu suchen hat, das in der chinesischen Geschichte einst eine große Rolle spielte, ist nicht erwiesen. Sie waren wohl ein Teil der uralisch-finnischen Völkergruppe, und man hat in ihnen vielleicht die Stammväter der Magyaren oder der Bulgaren zu suchen. Aus den weiten Steppen, die sich zwischen dem Altaigebirge und dem Aralsee dehnen, mögen sie etwa im Lauf des dritten Jahrhunderts n. Chr. gen Westen gezogen sein und zunächst die zwischen Wolga und Don sitzenden asiatischen Alanen unterworfen haben. Nachdem sie unter diesen längere Zeit gehaust, überschritten sie um das Jahr 375 die schmale, heute Straße von Kertsch genannte Meerenge und nahmen die Krim ein. Alsdann stießen sie auf die westlich des Don wohnenden europäischen Alanen, die ihnen an geistiger und körperlicher Bildung zwar überlegen waren, nach erbitterten Kämpfen jedoch die Oberhoheit der Hunnen anerkennen mußten. Hiermit hatten letztere schon das Herrschaftsgebiet des Gotenkönigs Ermanarich berührt, der das Reich der Ostgoten zu großem Glanze erhoben und eine Masse benachbarter Völker demselben unterworfen hatte. Auch die Westgoten oder Terwingen, die schon längst als selbständiger Volkszweig den Ostgoten oder Greuthungen gegenüber standen und wohl nur vorübergehend durch gemeinsame Könige mit diesen vereinigt waren, scheinen sich des Ermanarich Oberhoheit gebeugt zu haben. Jedoch machte sich auch unter dieses Mannes Regie-

rung ein feindseliger Gegensatz zwischen beiden Volksteilen bemerkbar, und als der furchtbare Stoß der Hunnen gegen das Gotenreich erfolgte, wurde jene Spaltung zur dauernden, geschichtlich bedeutsamen Trennung.

Ermanarich stand schon in hohem Alter, als ihm die Empörung eines unter seiner Herrschaft stehenden Volkes schwere Sorge und Mühe machte. Dabei soll er sich im Zorn über das Entweichen eines gefangenen Fürsten haben hinreißen lassen, das unglückliche Weib des Entflohenen auf grauenhafte Weise zu töten. Darüber empört hätten die Brüder der Ermordeten den König zu erschlagen versucht, jedoch ihn nur verwundet. In der nämlichen Zeit sei der erste Angriff der Hunnen erfolgt. Ermanarich, die furchtbare Größe der Gefahr erkennend und wundenkrank sich selbst derselben nicht mehr gewachsen fühlend, habe sich ermordet. Thatsache ist, daß Ermanarich bei dem ersten Angriff der Hunnen auf die Goten sein Leben verlor, und daß die Hunnen alsbald die Ostgoten unterjochten. Es war die Politik der Hunnen, unterworfenen Völkern noch einige Selbständigkeit zu lassen. Diese Politik verfolgten sie auch in ihrem Verhältnis zu den Ostgoten, und der Nachfolger Ermanarichs, Winithar (oder Withimir), erfreute sich einer gewissen Unabhängigkeit. Als er aber diese Unabhängigkeit dazu gebrauchte, oder vielmehr nach Ansicht der Hunnen mißbrauchte, um einen Slavenstamm, der sich empörte, durch furchtbare Grausamkeit zum Gehorsam zurückzuzwingen, ergriffen die Hunnen, unterstützt von Ermanarichs Sohne Hunimund, der dem hunnischen Oberkönige Balamber (oder Balamir) den Eid der Treue geschworen, von neuem die Waffen gegen den allzu Selbständigen und töteten ihn. Zwei gotische Große, Alatheus und Saphrax, sollen hierbei Viterich, den Sohn des Winithar, des Kämpfers für die Freiheit der Ostgoten, über den Dniestr in das Gebiet der Westgoten gerettet haben.

So war die erste deutsche Burg gegen die asiatischen Ungetüme gefallen, die zwischen Don und Dniepr sitzenden Ostgoten waren trotz ihres Heldentums der ungewohnten, aus der Ferne wirksamen Kampfweise der Hunnen, ihrer Schnelligkeit und ungeheuren Zahl unterlegen. Die Westgoten sahen das furchtbare Ungewitter mit schreckhafter Eile nahen. Ihr tapferer Fürst Athanarich versuchte Widerstand. Allein er hatte selbst durch seine Feindschaft gegen das Christentum eine Spaltung im Westgotenvolke hervorgerufen und verfügte daher nur über ungenügende Streitkräfte. Außerdem berücksichtigte er die eigentümliche, listige Art der Kriegführung der Hunnen nicht, wurde infolge dessen gegen seine Vermutung plötzlich angegriffen und völlig geschlagen. Darauf zog er sich mit seinen Anhängern in die schutzgebenden Gebirge Siebenbürgens zurück,

während die übrigen Westgoten entsetzt nach der Donau entwichen. Die Hunnenscharen aber ergossen sich in das blühende Land zwischen Karpathen, Pruth und Donau, hausten dort mit unmenschlicher Grausamkeit gegen wehrlose Weiber und Kinder und plünderten in unerhörter Weise.

Es war natürlich, daß nun die Kunde von dem starken, teuflischen Volke, dem die tapfersten Stämme nicht widerstehen konnten und das unter den schrecklichsten Greueln und Verwüstungen vorwärts zöge, eine allgemeine Angst der nächstbedrohten Grenzbewohner hervorrief. Dieselben wendeten ihre Blicke hilfesuchend dahin, wo man die stärkste einheitliche Widerstandskraft vermutete, nach dem römischen Reiche und auch, wer noch vor kurzem Feind desselben gewesen, suchte jetzt vor den unwiderstehlichen Steppensöhnen Schutz dort, wo wenigstens noch der großartige Schein unüberwindlicher Kraft, wenn auch diese nicht mehr selber, die bewundernden Blicke der Völker auf sich lenkte. So wandte sich denn auch eine nach Hunderttausenden zählende Schar von Westgoten mit Weib und Kind nach Konstantinopel um Hilfe. Sie standen am linken Ufer der Donau und baten den Kaiser Valens um Aufnahme in sein Gebiet. Ihre Führer waren Fritigern, der alte Gegner Athanarichs, und Alaviv. Kaiser Valens beschloß den Bitten Folge zu geben, da er glaubte, aus der Ansiedlung so zahlreicher und kräftiger Scharen, wie diese Westgoten es waren, sich gute Erfolge für die Donauprovinzen versprechen zu dürfen. Damit er aber die ganze Volksmasse in seiner Gewalt hätte, sollten erst die Frauen und Kinder auf das römische Gebiet gebracht und dann sofort als Geiseln nach entfernten Orten befördert werden, sodann erst die streitbare Mannschaft der Westgoten nach Ablieferung der Waffen die Donau überschreiten. Leider wurde die Ausführung dieser Maßregel zwei elenden Schurken übertragen, dem Lupicinus und Maximus. Der Übergang wurde, wie es der Kaiser bestimmt hatte, begonnen. Allein die gemeinen römischen Obersten und — ihrem Beispiel folgend — die römischen Soldaten konnten sich dabei nicht enthalten, schöne gotische Weiber zu rauben und Knaben als Sklaven wegzuführen. War schon dadurch im gotischen Volke eine große Erbitterung hervorgerufen, und die Ausführung nach der Absicht des Valens in Frage gestellt, so schadeten die beiden römischen Feldherrn dem Plane ihres Kaisers noch besonders, indem sie sich durch Auslieferung von Schätzen verleiten ließen den Goten die Waffen zu lassen. Der Kaiser hatte ferner befohlen, den Goten auf römischem Gebiet sofort die nötige Nahrung zu gewähren. Der raubsüchtige Lupicinus aber und seine sauberen Genossen ließen das dazu bestimmte Geld in ihre eigenen Taschen fließen, so daß bald große Hungersnot unter den Goten entstand. Daraus wußten

die Römer nun wiederum Vorteil zu ziehen, indem sie den fast Verhungernden gegen die höchsten Preise, ja gegen Hergabe von Menschen die erbärmlichsten und kärglichsten Lebensmittel verkauften. Es ist ein bewunderungswürdiger Beweis für die Treue der Deutschen, daß sie in dieser bis zum Verhungern gesteigerten Notlage, in der ärgsten und gemeinsten Bedrückung durch die römischen Machthaber immer noch an ihrem gegebenen Worte, Ruhe und Friede nicht zu stören, festhielten.

Bald nachdem die Westgoten die Donau überschritten hatten, erschienen am linken Ufer derselben Ostgoten unter Alatheus und Saphrax, welche ihren Königssprößling Viterich auf römisches Gebiet retten wollten. Als ihnen die Überfahrt verweigert wurde, setzten sie auf eigene Hand über. Fritigern zog nun mit seinen Scharen nach Marcianopel. Hier entfesselte die Treulosigkeit der Römer den lang verhaltenen Grimm der Goten zu wilder Wut. Lupicinus hatte die gotischen Fürsten zum Mahl in die Stadt geladen, ließ aber dem gotischen Volke die Thore versperren. Während des Mahles erfuhr der edle römische Gastgeber, daß die Hungernden aus Verzweiflung mit den Wachen der Stadt blutigen Streit angefangen hätten. Sofort ließ er das Gefolge des Fritigern und Alaviv niederstoßen. Fritigern, die Gefahr seiner und der Seinen Lage erkennend, weiß sich rasch entschlossen zu seinem Volk zu retten und sammelt sein Heer zum Kampf, da er einsieht, daß Geduld nichts mehr nützt. Und die lang unter schwersten Kränkungen und Bedrückungen geübte Geduld macht jetzt einer entsetzlichen Rache Platz. Plündernd und brennend zogen die Goten umher und rieben das Heer, das ihnen Lupicin entgegenstellte, völlig auf. Und je mehr sie raubten, um so mehr entbrannte ihr Wohlgefallen am Raube. Tausende von Sklaven und armen Landleuten schlossen sich ihnen an, und die empörte Menge befleckte durch abscheuliche Greuelthaten den gotischen Namen. Man darf nicht versuchen, dies zu rechtfertigen, allein man muß bedenken, daß die Römer selbst daran schuld waren, und daß der Zornausbruch eines nur halb zivilisierten, gequälten Volkes um so gewaltiger und zügelloser ist, je länger es die Mißhandlungen geduldig und aus Treue ertragen hat.

Der Übergang der Goten über die Donau hatte im Jahre 376 stattgefunden; das Jahr 377 ging unter Kämpfen mit wechselvollem Erfolg gegen die Römer und erneuten Plünderungszügen auf der Balkanhalbinsel hin. Im Jahre 378 endlich zog Kaiser Valens mit einem großen Heere heran. Um dieselbe Zeit hatte sein Neffe Gratian, der Kaiser des Westens, einen großen Sieg über die Alemannen erfochten. Er schickte Nachricht an seinen Oheim, dieser möge warten, bis Gratian ihm zum Kampf gegen die Goten

sein im Germanenkriege geschultes Heer zugeführt hätte. Allein Neid über den Ruhm Gratians und das Zureden der Schmeichler bewogen Valens, allein den Kampf zu versuchen. So trafen sich an einem glühendheißen Sommertage die beiden Heere. Fritigern hielt durch listige Unterhandlungen den Beginn des Kampfes hin, bis seine Verbündeten, Alatheus und Saphrax, erschienen. Das römische Heer, das schon durch einen anstrengenden Marsch in der Hitze ermattet war, wurde ungeduldig und ein kleiner Teil griff plötzlich, ohne Befehl dazu erhalten zu haben, den Feind an. Fast im gleichen Augenblick aber stürmten die nun angelangten ostgotischen Scharen von den Höhen herab und entfesselten in mächtigem Anprall den Kampf. Nun entwickelte sich eine der blutigsten Schlachten, welche die Weltgeschichte kennt. Nach kurzem siegreichen Kampfe gegen die römische Reiterei hatten die Germanen das römische Fußvolk so eingeengt, daß dies keine freien Bewegungen mehr ausführen konnte und Reihe nach Reihe dem Schwert der Feinde zum Opfer fiel. Sonnenbrand und dichter Staub erhöhten die Schrecken des Mordgewühls, dem erst der Abend ein Ende machte. Als er hereinbrach, lagen mehr als zwei Drittel des römischen Heeres tot auf der Wahlstatt, die übrigen waren in wilder Flucht nach allen Seiten zersprengt, und der Kaiser selbst weilte nicht mehr unter den Lebenden. Ob er durch einen Pfeilschuß gefallen oder in einer brennenden Hütte umgekommen ist, ist nicht entschieden.

Die Goten waren jetzt Herren der Balkanhalbinsel mit Ausnahme der festen Plätze, die sie nicht einzunehmen vermochten. Gratian, dem nach des Valens Tode das Ostreich zufiel, erkannte, daß er nicht imstande sein werde, zu gleicher Zeit die Rheingrenze zu hüten und die Balkanprovinzen von den Goten zu säubern. Er ernannte daher den an Charakter und Einsicht bedeutenden Theodosius zum Kaiser des Ostens. In äußerst geschickter Weise verstand es dieser die nach der Schlacht von Adrianopel in viele einzelne Scharen zersplitterten Goten teils zu überwinden, teils zu gewinnen, ja er nahm sogar nach dem Tode des Fritigern dessen Gegner Athanarich, der nun über die Donau gekommen war, freundlich auf, und rührte, als dieser starb, die Goten durch die ehrende Teilnahme an der Totenfeier, so sehr, daß ihre Herzen ihm zuflogen.

Im Jahre 382 schon wurden die letzten Raubscharen unterworfen, und die Goten waren nun thatsächlich den anderen Unterthanen des römischen Reiches gleichgestellt, ja sie erfreuten sich einer gewissen Begünstigung von seiten des Kaisers. Unterdessen hatte im Westen Gratian trotz seiner kräftigen Abwehr der Germanen das Mißfallen des Heeres auf sich geladen und wurde 383 von einem Empörer Maximus, der den Purpur an

sich riß, ermordet. Gratians junger Bruder Valentinian II., welcher der rechtmäßige Nachfolger des ersteren war, rief Theodosius zu Hilfe. Dieser kam nach sorgfältigen Rüstungen und besiegte 388 den Maximus. Auf die Kunde von dem Tode des letzteren, der von Gallien aus die Germanen in energischer Weise im Schach gehalten haben muß, brachen die Franken über den Rhein. Sie wurden zwar zurückgeschlagen; als ihnen aber ein römisches Heer auf das rechte Rheinufer folgte, brachten sie demselben eine so furchtbare Niederlage bei, wie einst die Cherusker dem Heere des Varus. Valentinian II., der nun nach Gallien kam, unterließ es den Krieg fortzusetzen und schloß Friedensbündnisse, obgleich seine rechte Hand, der willenskräftige Franke Arbogast, wohl der Mann gewesen wäre, den Krieg erfolgreich weiter zu führen. Bald kam es zu Zerwürfnissen zwischen Arbogast und Valentinian, die damit endigten, daß der junge Kaiser auf Anstiften des ersteren ermordet wurde. Arbogast fand in einem unbedeutenden Manne Eugenius die Puppe, die er als Kaiser des Westens dem Theodosius gegenüber stellen wollte. Um diesem in dem unvermeidlich ausbrechenden Kampfe gewachsen zu sein, unternahm er einen kraftvollen Zug nach Deutschland hinein, wobei er teils durch Erregung von Furcht, teils durch freundliche Unterhandlungen Bündnisse mit den Alemannen und Franken zu stande brachte. Im Jahre 394 entbrannte der Kampf, in welchem Arbogast von Theodosius besiegt wurde und mit Eugenius das Leben verlor.

Nun war Theodosius Alleinherrscher; in seiner Hand war noch einmal die Herrschaft über West- und Ostrom vereinigt, und noch einmal strahlte unter seinem Szepter das römische Reich vom alten Ruhmesglanze wieder. Es war der letzte Glanz, und Theodosius war der letzte jener Fürsten, die in Wahrheit römische Kaiser genannt zu werden verdienten. Von nun an wird diese Bezeichnung zu einem Hohn auf ihren Träger oder zu einem fast inhaltlosen Titel, dessen vermeintlicher Wert freilich gerade für die Deutschen noch lange eine Ursache schwerer Opfer und Kämpfe gewesen ist.

Mit dem Tode des Theodosius geht das wirkliche, kraftvolle, römische Kaisertum zu Grabe, und — wunderbar — an diesen Verfall knüpft unmittelbar das Erstehen eines deutschen Königreichs auf römischem Boden an. Das Römertum war an seinem Ende angelangt, nun übernimmt das Germanentum die Führung in der Weltgeschichte. Der Fürst, dessen Auftreten diese Thatsache bezeichnet, ist Alarich.

Er mochte etwa neunzehn Jahre alt sein, als Theodosius starb. Die nun von mächtig sich regendem Nationalgefühl entflammten Westgoten sahen in ihm, der bei Römern und Germanen trotz seiner Jugend wegen seiner

kriegerischen Tüchtigkeit in Ehren stand und aus dem edlen hochangesehenen Geschlechte der Balthen stammte, den Fürsten, der wert sei, ihr König zu sein. Und zwar wählten sie ihn nicht zum König für einen bestimmten Zweck oder auf eine bestimmte Zeit, wie das bei den Germanen häufig vorkam, sondern auf Lebenszeit. Er muß in seiner Persönlichkeit etwas in hohem Grade Gewinnendes mit königlich-gebieterischer Energie vereinigt haben; wie hätte es ihm sonst gelingen können, jene durch Krieg und Raub auf der Balkanhalbinsel verwilderten Gotenscharen, die sich nur, wenn es der Zweck dringend verlangte, unter ein Oberhaupt beugten, zur Unterordnung und Einheit zu bringen und in die Anfänge eines geordneten Staatswesens hinüberzuleiten? Er war ein deutscher Held und auch, ob abgehärtet gegen die Schrecken und Härten des Krieges, doch oft von einer großen Milde, die der Einwirkung des Christentums zuzuschreiben ist. Er besaß ein bedeutendes Feldherrntalent, wenn er auch seinem gefährlichsten Gegner, dem Vandalen Stilicho, dem thatsächlichen Beherrscher Westroms, strategisch nicht gewachsen war. Die Künste der Diplomatie hatte er den Römern abgelernt, allein sein Gemüt war und blieb bis zu seinem Ende echt deutsch, so daß die Seinen zu ihm wie zu einem Ideal aufschauten, in ihm den Träger der schönsten Stammestugenden bewunderten. Seine Auffassung seines Königtums und seiner Beziehungen zu Rom hatte sich unter dem Einflusse der eigenartigen Verhältnisse jener Zeit zu einer eigentümlich zweiseitigen entwickelt. Er wollte deutsch-nationaler König sein und auf römischem Boden von außen unbeschränkt über die Seinen herrschen. Daneben aber wollte er eine hohe Stellung im Römerreich einnehmen, keineswegs jedoch die höchste. Er beugte sich vor der höheren Kultur, der überlegenen Bildung des Römertums, vor der mit unvergleichlichem Glanze umstrahlten Kaiserkrone, allein er beugte sich nicht als Unterthan, sondern als einer, der, ohne sich das geringste seiner Rechte oder die kleinste seiner Machtvollkommenheiten nehmen zu lassen und ohne irgend jemand einen Einfluß auf sein Königtum über sein Volk zu gestatten, den alten Ruhm und das hochausgebildete Staatswesen des römischen Reiches aus freiem Willen anerkennt. Seine Machtstellung und sein Siegeslauf ist aber nicht nur eine Frucht seiner glänzenden Begabung und seiner richtigen Einsicht, sondern auch der Schwäche des römischen Reiches, welches Theodosius endgültig in West- und Ostrom geteilt der Herrschaft seiner schwachen Söhne Arcadius (im Osten) und Honorius (im Westen) hinterlassen hatte.

Schon unter Theodosius war Alarich zum Führer einer germanischen Heeresabteilung ernannt worden; als der große Kaiser gestorben, verlangte der gotische Fürst von dem Kaiser des Ostens, Arkadius, oder vielmehr

von dem mächtigen Ratgeber desselben, dem klugen, aber gemeinen Rufinus, eine hohe Stellung innerhalb der Rangordnung des römischen Heeres, damit er nicht bloß den Befehl über seine Landsleute, sondern auch über Römer hätte. Rufinus verweigerte dies, auch soll er den Goten die bisher gewährten Unterstützungsgelder entzogen haben. Das bewog Alarich, mit Heeresmacht vor Konstantinopel zu rücken. Rufinus indes wußte ihn zu bereden, abzuziehen, indem er ihn nach Griechenland wies, wo die Goten reichlichen Unterhalt finden würden. Alarich ging darauf ein, und so war Konstaninpel, wenn auch durch eine schmachvolle Handlungsweise seines Gewalthabers, von dem gefährlichen Gegner befreit. Darauf verlangte Arkadius einen noch unter dem Kommando des Stilicho im weströmischen Gebiet stehenden Teil des oströmischen Heeres zurück, um ihn gegen die Goten marschieren zu lassen. Stilicho aber, der bisher am Rhein mit der Sicherung der Grenze beschäftigt war, fühlte sich selbst zum Schützer berufen, kam mit dem Heere und landete in Griechenland. Allein Arkadius befahl ihm, den verlangten Heeresteil zu senden, selbst jedoch sofort wieder mit seinen Truppen abzuziehen. Stilicho gehorchte; Alarich aber fand nun Gelegenheit, ungehindert durch die Thermopylen zu ziehen und, da sein Herr hungerte, Attika — Athen kaufte sich los — sowie Sparta, Korinth und viele andere Städte zu plündern. Nun ließ sich Stilicho nicht mehr zurückzuhalten. Er landete, trat Alarich entgegen und schloß ihn im Pholoëgebirge ein. Alarich schien verloren, allein wider Erwarten entkam er plötzlich mit seinem Heere, und es ist ungewiß, ob Stilicho die Westgoten absichtlich entfliehen ließ, oder ob er zu schwach war, sie eingeschlossen zu halten. Dieser zog sich nun, da er den Oströmern gezeigt hatte, daß einzig er stärker sei, als Alarich, nach Italien zurück, während der Gotenkönig jetzt durchsetzte, daß Arkadius ihn am Ende des Jahres 395 zum Oberbefehlshaber und Statthalter in Epirus einsetzte. Hier begann Alarich sofort die Kriegstüchtigkeit seiner Goten auf jede Weise zu entwickeln, sie mit den Vorzügen des römischen Kriegsmaterials und seiner Verwendung bekannt und vertraut zu machen und die Truppen an Disciplin und Subordination zu gewöhnen. Darüber gingen Jahre hin. In dieser Zeit hatte Ostrom schwer unter der Empörung mehrerer nicht zu Alarichs Bereich gehöriger gotischer Feldherren in römischen Dienst, des Gaina und Tribigild, zu leiden. Gaina hatte den Rufinus und dessen ebenso schurkischen Nachfolger Eutrop gestürzt, war aber, damit nicht zufrieden, zum offenen Kampfe gegen den Kaiser übergegangen. Indes fand dieser in der Person des ihm treuen Goten Fravitta den Retter, der den Aufstand dämpfte Gaina wurde, als er sich über die Donau rettete, von Hunnen erschlagen.

Unterdessen war das Jahr 401 gekommen.

Alarich, der schon längst einen großen Zug gegen Westrom plante, glaubte sein Heer nun genügend gerüstet und ausgebildet und brach nach Oberitalien auf. Daß ihn Ostrom daran nicht hinderte, ja sogar sein Vorgehen gern sah, war bei der Feindschaft und Eifersucht der die beiden Reichshälften beherrschenden Höfe sehr natürlich. Die erste Hälfte des Jahres brachte dem Gotenkönig glänzende Erfolge; kein Widerstand war ihm gewachsen, da Stilicho an der Donaugrenze gegen einbrechende Scharen zu kämpfen hatte. Der Stadt Rom bemächtigte sich große Furcht, man wähnte schon rettungslos dem drohenden Sieger verfallen zu sein. Allein Alarich unternahm in diesem Jahre nichts weiter. Im folgenden Jahre wandte sich das Glück. Stilicho selbst stand den Goten nun gegenüber. Es kam zu erbitterten Kämpfen, von denen die am Osterfeste 402 in der Nähe von Pollentia in Oberitalien gelieferte Schlacht die Entscheidung herbeiführte. Nach lange schwankendem Kampfe mußte Alarich Stilichos überlegenem Feldherrngeist weichen, ja er geriet mit seinem Heere in eine ziemlich bedrängte Lage, aus der ihm jedoch Stilicho freien Abzug gewährte. Man darf dies letzterem schwerlich zum Vorwurf machen. Denn eine völlige Besiegung oder gar Vernichtung der Goten war ein Unternehmen, das wahrscheinlich entweder scheiterte oder doch nur durch überaus große Opfer von Seiten der Römer auszuführen war. Der Waffenstillstand, den die beiden Führer geschlossen hatten, fand ein Ende, als Alarich im Sommer 403, man weiß nicht, ob empört über einen Vertragsbruch der Römer oder aus anderen Gründen, noch einmal losschlug, wieder aber von Stilicho zurückgedrängt wurde. Nach mehreren weiteren vergeblichen Versuchen Alarichs, in Oberitalien festen Fuß zu fassen, zog er endlich über die julischen Alpen nach Illyrien zurück. Honorius aber bezeugte auf seinem Ehrenbogen in Rom durch eine prahlerische Inschrift, daß von ihm die Goten für alle Zeit bezwungen seien. Nicht lange danach, etwa 405, fiel Radagais — vielleicht ein Gote — mit einem aus Angehörigen verschiedener germanischer Stämme bestehenden großen Heere, das Weiber und Kinder mit sich führte, in Italien ein, verwüstete Stadt und Land, wurde aber von Stilicho, der zum zweitenmal Italien rettete, schließlich völlig besiegt, gefangen und getötet, während das Volk teils niedergemacht, teils in die Sklaverei verkauft und ein Teil der waffenfähigen Mannschaft in das römische Heer eingestellt wurde.

Um jene Zeit sah sich Westrom genötigt, um Italien nicht zu verlieren, Gallien dem über den Rhein flutenden Völkerstrome preiszugeben, und Stilicho selbst, dessen Stern sich nun seinem Untergange zuneigte, vermochte

nicht mehr, das Verderben aufzuhalten. Weder der erbärmliche Kaiser Honorius, noch das verkommene römische Volk waren fähig, Dankbarkeit zu üben und begierig suchte man nach einer Gelegenheit, den zwar schwer Entbehrlichen, aber bitter Gehaßten, zu stürzen, der sogar dem Kaiser seinen eigenen Willen entgegenstellte, römische Anmaßung und römische Höflingsherrschaft mit eiserner Hand unterdrückte und sich auf die germanischen Elemente in Heer und Verwaltung stützte.

Schon das Jahr 406 brachte das verhängnisvolle Unternehmen, das seinen Sturz vorbereitete. Stilicho wollte nämlich endlich einmal den unaufhörlichen Mißhelligkeiten und Feindseligkeiten, die von Ostrom ausgingen, ein Ende machen und einen entscheidenden Schlag gegen das eifersüchtige Bruderreich ausführen.

Zu diesem Zweck bewog er den Kaiser Honorius zum Abschlusse eines Bündnisses mit Alarich, dem Gefährlichen, den er lieber zum Freunde, als zum Feinde haben wollte. Nach dem Vertrage sollte Alarich den Kampf gegen Ostrom unterstützen, dafür nach Beendigung des — wie nicht anders zu erwarten war — siegreichen Krieges die Provinzen Dakien und Makedonien erhalten.

Im Jahre 407 sollte der gemeinsame Aufbruch erfolgen, da verhinderte plötzlich ein Befehl des Honorius den Beginn der Feindseligkeiten. Alarich, dem die Rüstungen viel gekostet hatten, war nicht Willens, dieselben vergeblich ins Werk gesetzt zu haben und unthätig zu bleiben. Er brach deshalb sofort nicht gegen Konstantinopel, sondern gegen Italien auf und schickte, an der Grenze desselben in der Nähe des heutigen Laibach angelangt, Gesandte an Stilicho mit der Forderung einer Entschädigung. Stilicho wollte dieselbe gewähren, allein die Römer legten ihm dies als ein verräterisches Einverständnis mit Alarich und als eine die Römerehre schändende Maßregel aus. Stilicho setzte indes seinen Willen mit dem Hinweis darauf, daß Alarich unbedingt zu seinem Verlangen berechtigt sei, durch, allein der Römerhaß gegen ihn war wieder um einige Grade gesteigert. Auch kam es jetzt zu öfteren Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und seinem Ratgeber, bei denen der letztere bald erkennen mußte, daß sein Einfluß im Schwinden begriffen sei. 408 starb Arkadius und Honorius fühlte sich berufen, die Verhältnisse des Ostreichs zu ordnen. Als er darüber mit Stilicho beriet, schlug dieser vor, man möge Alarich bewegen, nach Gallien zu ziehen, damit er dort den Aufstand, den der Usurpator Konstantin hervorgerufen, dämpfe, er selbst — Stilicho — aber die Angelegenheiten des Ostens ordnen dürfe. Der Kaiser ging darauf ein, allein Stilicho that eine Zeit lang nichts zur Ausführung des Planes.

Da gelang es einem ränkevollen Höfling, dem Honorius vorzuspiegeln, daß Stilicho in Ostrom seinen eigenen Sohn zum Kaiser erheben wolle. Zugleich wurden die Truppenteile, welche keine germanischen Elemente enthielten, insgeheim zur Empörung gegen Stilicho und seine Anhänger gereizt. Bei einer Heeresschau wußte jener Höfling mit schlauen Worten das Heer zu solcher Wut zu entflammen, daß es sofort eine Masse von Offizieren und Beamten, die Anhänger Stilichos waren, ermordete. Stilicho hätte sich jetzt, da ihm die germanischen Truppen in römischen Diensten treu ergeben waren, durch offenen Abfall retten können; allein er verschmähte dies und ging unbeschützt nach Ravenna. Dort angelangt, sollte er auf Befehl des Kaisers verhaftet werden, entzog sich aber der Gefangennahme durch Flucht in eine Kirche. Als aber seine Verfolger dem schützenden Bischof eidlich erklärten, daß Stilicho nicht getötet, sondern nur in ehrenvollem Gewahrsam gehalten werden sollte, ward der Schutzlose ausgeliefert und trotz jenes Eides ermordet. Noch im letzten Augenblick hatten ihn Germanen befreien wollen, er aber wollte nicht die Ursache zu blutigen inneren Kämpfen werden und verhinderte das Eingreifen jener. So fiel der Held, der — selbst ein Germane — der letzte Schutz Roms gegen die Germanen war, der, sicher nicht frei von Eigennutz und Ehrgeiz, dennoch viel besser, als seine zahllosen Verleumder die Welt glauben machen wollen, war und bis zum Tode seinem Kaiser die Treue bewahrte.

Und wie lohnte man diese deutsche Treue? Das nun zügellose römische Soldatengesindel ließ seine Wut an den Familien germanischer Abstammung aus, die sich zahlreich in den Städten befanden, nahm ihnen die Habe und erschlug die Wehrlosen. Darüber empört, ging ein großer Teil der deutschen Truppen zu Alarich über. Alarich war zwar in hohem Grade entrüstet über die Treulosigkeit, welcher Stilicho und viele seiner Stammesgenossen zum Opfer gefallen waren; er wußte auch, daß nun kein Mann ihn mehr im Siegeszug gegen Rom aufhalten konnte; allein er wollte zunächst noch an den mit Stilicho geschlossenen Verträgen festhalten und verlangte nur eine bestimmte Summe Geldes und der Stellung von Geiseln, wofür er nach Pannonien abziehen wollte. Honorius, der ebenso aufgeblasen, als thöricht und schwach war, nahm diesen billigen Friedensvorschlag nicht an, sondern wählte — er, der Erbärmliche gegen einen Helden — den Krieg. Jetzt zögerte Alarich keinen Augenblick mehr, überschritt die italienische Grenze und zog gegen Rom, vor dessen Thoren er im Spätjahr 408 anlangte. Er schloß die Stadt, die sich hartnäckig zu verteidigen entschlossen war, ein und suchte sie auszuhungern. Infolge der strengen Blokade begannen denn auch bald Hunger und Seuchen furchtbar unter den

Römern zu hausen, und da keine Hilfe von Honorius kam, erfolgreiche Ausfälle, aber ganz aussichtslos waren, so bat die Stadtbevölkerung um Aufhebung der Blokade, ließ aber zugleich stolz melden, daß die Bürger, wenn ihre Bitte nicht erhört werde, zu verzweifeltem Widerstand entschlossen seien. Lächelnd hörte Alarich die trotzig demütigen Worte der Abgesandten und verlangte die Auslieferung des gesamten Goldes, Silbers und Hausgeräts, sowie aller Sklaven nichtrömischer Nationalität. Unter Erfüllung dieser Bedingung wolle er abziehen. Die Römer sträubten sich anfangs, das Geforderte zu gewähren, erschienen aber, als die Not immer höher stieg, wieder mit kläglichen Bitten vor Alarich und erreichten endlich, daß er gegen Zahlung eines großen Lösegeldes die Stadt Anfang 409 frei gab. Als er abzog, nahm er 40000 Sklaven, die ihren Herrn entwichen waren, in sein Heer auf; Gewaltthätigkeit seiner Mannen gegen Römer verbot und bestrafte er aufs strengste. Nun bot er dem Kaiser wiederum ein Friedensbündnis an. Honorius ging zunächst scheinbar darauf, zeigte aber bald, wie wenig ernst es ihm um die Erfüllung des Vertrags zu thun sei dadurch, daß er den Athaulf, der Alarich, seinem Schwager, einige Gotenscharen zuführen wollte, heimtückisch von überlegenen Streitkräften angreifen ließ und ihm empfindliche Verluste beibrachte. Dies und die hochmütige, nichtachtende Art, mit der Honorius in den Verhandlungen seinem starken und dabei so maßvollen Gegner gegenübertrat, erbitterten Alarich schließlich so, daß er wiederum gegen Rom zog. Und der Kaiser und seine Hofschranzen schwuren sich gegenseitig ewigen Krieg gegen Alarich und sein Volk! Alarich zauderte noch einmal und gab dem Kaiser zu bedenken, ob er wirklich durch sein unvernünftiges Handeln die Schuld auf sich nehmen wolle, Rom den Flammen zu überliefern. Er wolle die Stadt unbehelligt lassen und Frieden halten, wenn ihm der Kaiser die Provinz Noricum und Getreide, das zum Anbau und zur Nahrung nötig sei, gewähre. Honorius aber blieb starr, Alarich begann zum zweitenmal die Belagerung von Rom und zwang schließlich die Stadt, sich mit ihm gegen den Kaiser zu vereinigen. Er ließ vom Senat die Absetzung des Honorius erklären und nun nicht etwa sich oder einen den Seinen, sondern den Römer Attalus zum Kaiser ausrufen.

Er selbst wollte König nur über sein Volk sein, nicht aber der Höchste im römischen Reich, und beanspruchte und erhielt daher bei der Krönung des Attalus nur eine der höchsten militärischen Würden. Treulich trat er für seinen neuen Kaiser ein, erkannte aber bald dessen völlige Unfähigkeit, Herr der Lage zu werden, und, als dieser sich weigerte, Rom, das von des Honorius Statthalter in Afrika, Heraclian — dem Mörder

Stilichos — bedrängt wurde, durch Verwendung gotischer Truppen zu retten, da entkleidet Alarich ihn seiner Würde. Nun war also Honorius wieder allein Kaiser, und Rom fiel demselben wieder zu. Statt aber nun endlich des Alarich Friedenshand anzunehmen, reizte er ihn dadurch, daß er den Todfeind des Alarich und Athaulf, den Goten Sarus, in sein Heer aufnahm. Jetzt brach dem Gotenkönige die Geduld; er zog von neuem gegen den wertvollsten Besitz des Honorius, gegen die Hauptstadt, belagerte sie und stürmte sie im August 410. Bei der nun unvermeidlichen Plünderung schränkte Alarich das Brennen und Morden auf ein möglichst geringes Maß ein und befahl namentlich Schonung aller der Kirche angehörigen Menschen, Orte und Geräte. Zwar berichten die Quellen, deren manche sicher übertreiben, von vielen Gräueln, die die Goten verübt hätten, indes werden auch schöne Züge davon erzählt, wie sich die Achtung der Germanen vor dem, was sie für heilig hielten, z. B. auch vor der Tugend des Weibes selbst in diesen wilden Stunden, bewährt habe. Nach drei Tagen verließ Alarich mit seinem Heere die Stadt und zog nach Süditalien, von wo aus er nach Sizilien und Afrika übersetzen wollte. Es ist nicht entschieden, ob er sich der für Rom so wichtigen Provinz Afrika aus militärischen Gründen bemächtigen, oder ob er seine Goten dort dauernd ansiedeln wollte.

Als die Seefahrt beginnen sollte, traf ihn ein unerwartetes Mißgeschick. Der Geschichtschreiber der Goten, Jordanes, berichtet darüber und über die weiteren nächsten Ereignisse folgendermaßen: „Mehrere seiner Schiffe aber — nichts ist ja freigestellt, was der Mensch ohne Gottes Willen beschlossen hat — verschlang das furchtbare Meer, die meisten verschlug es. Während Alarich durch dieses Unglück niedergeschlagen, darüber nachdachte, was zu thun sei, wurde er plötzlich von einem frühen Tod dahin gerafft und schied von dieser Welt. Ihn betrauerten die Seinen, die ihn sehr geliebt hatten. Sie leiteten den Fluß Busentus bei der Stadt Kosentia aus seinem Bette — dieser Fluß strömt nämlich mit heilbringendem Gewässer vom Fuß des Berges zur Stadt hin — und mitten im Bette ließen sie durch eine Schar Sklaven ein Grab graben und versenkten in seinen Schoß den Alarich mit vielen Schätzen; dann leiteten sie die Wogen wieder in ihr altes Bett; und damit von keinem je der Ort gefunden würde, töteten sie alle, welche mit gegraben hatten."

Allzufrüh für sein umherirrendes Volk war der König dahingegangen und mußte in fremder Erde begraben werden. Aber die Heimatlosen, die nicht mehr lange das Grab ihres geliebten Fürsten bewachen konnten, wollten es für alle Zeit vor schnöder Entweihung hüten und wählten

darum die geschilderte Art der Bestattung, die bekanntlich Platen in einem seiner schönsten Gedichte besungen hat.

Um die nun folgenden Ereignisse zu verstehen, müssen wir uns einige Jahre zurückwenden und sehen, was sich damals an der römischen Rheingrenze ereignet hatte. Es wurde oben schon angedeutet, daß Stilicho im Jahre 406 Gallien preisgab, da er seine ganze Kraft auf die Erhaltung Italiens richten mußte. Zudem wäre er vielleicht auch unter günstigeren Verhältnissen trotz seines Feldherrntalents nicht imstande gewesen, die in mächtiger Breite und mit großer Gewalt über den Rhein flutende Woge germanischer Völker und ihrer Verbündeten aufzuhalten. Dieselbe enthielt in der Hauptsache Vandalen, Sueben und Alanen; dabei befanden sich aber jedenfalls zahlreiche kleinere Scharen anderer Stämme, so der Gepiden, Heruler, Quaden u. a.

Vielleicht dem Druck, den die Hunnen von Osten her ausübten, nachgebend, mehr aber noch durch die infolge der Übervölkerung immer mehr steigende Not getrieben, drängten diese Stämme mit Gewalt gegen die am Rhein sitzenden Alemannen und Franken, zwischen welche sich wohl schon zur Zeit des Theodosius die Burgunden geschoben hatten, und als die Rheingermanen nicht nachgaben, kam es zu heftigen Kämpfen. Dabei erlitten die Franken zuerst eine große Niederlage von den Vandalen, wetzten aber die Scharte bald aus und wären vielleicht der Vandalen Herr geworden, wenn diesen nicht die tapferen, schnellkämpfenden Alanen zu Hilfe gekommen wären. Der Durchbruch gelang, und ohne von Seiten der Römer und Gallier irgend welchen nennenswerten Widerstand zu finden, überschwemmten die Vandalen und ihre Wandergenossen nun ganz Gallien, um sich dauernd darin niederzulassen. Die Eroberung von Stadt und Land erfolgte unter Rauben und Brennen; ein solches Wüten des Schwertes, ein solches Wegführen von Menschen in die Sklaverei hatte das arme Land noch nicht gesehen.

Nun kam unvermutet eine Hilfe, die wenigstens von dem Gipfel der Not die unglücklichen Bewohner errettete. Als Rom sich zu schwach erwies, irgend welche Schritte für Gallien zu thun, und das lächerliche Namenkaisertum des Honorius im weiten Reich immer mehr an Achtung verlor, fiel das britannische Heer von Rom ab und gab einem gewissen Konstantin den Purpur. Dieser setzte sofort nach Gallien über. Die Germanen hatten unterdessen durch den Sieges- und Plünderungstaumel jeden Zusammenhang, jede einheitliche Führung verloren, so daß es dem Konstantin 407 mit leichter Mühe gelang, einzelne ihrer Scharen zu schlagen, während er mit anderen Friedensverträge schloß und wieder andere als Soldtruppen

in sein Herr aufnahm. So hatte der Rebell gethan, was der rechtmäßige Kaiser nicht gewollt und gekonnt hatte, einer der besten Provinzen des Römerreichs eine gewisse Ruhe wiedergegeben. Aber Honorius fürchtete sich mehr vor einem Nebenbuhler, als vor den Germanen und sandte nun schleunig den Sarus gegen Konstantin. Sarus errang anfangs (408) einige Erfolge, wurde aber dann durch deutsche Truppen des Usurpators und durch die Bagauden, die sich auch jetzt wieder wie vor 170 Jahren überall zusammen rotteten, so bedrängt, daß er einen schmählichen Rückzug nach Italien antreten mußte. Darauf zog Konstantin mit seinem Sohn Konstans gegen Spanien, das von Verwandten des Honorius hartnäckig verteidigt, schließlich aber doch unterworfen wurde. Durch diesen Krieg waren die Pyrenäenpässe, die bis dahin von den Bergbewohnern tapfer verteidigt waren, frei geworden, und durch sie ergoß sich nun ein breiter, hauptsächlich aus Vandalen bestehender Strom germanischer Horden. Dies geschah im Jahre 409. Nachdem ein großer Teil des Landes ausgeraubt war, begannen die Germanen sich anzusiedeln und mit den ursprünglichen Bewohnern in freundliche Beziehungen zu treten. In Gallien verschlimmerten sich inzwischen die Verhältnisse wieder. Gegen Konstantin hatte sich einer seiner tüchtigsten Feldherrn, Gerontius, erhoben. In den heftigen Kämpfen der Jahre 410 und 411 wurde zuerst Konstans besiegt und getötet und schließlich auch Konstantin in Arles belagert. Da schickte Honorius, um endlich die legitime Herrschaft in Gallien wieder herzustellen, den ehrenwerten und tüchtigen Konstantius, den einzigen achtungswerten Römer jener Zeit, einen Gegner der Westgoten, dorthin. Dieser wußte zuerst des Gerontius Truppen durch Überredung an sich zu ziehen, schlug dann ein Heer des Franken Edobich, der Konstantin zu Hilfe geeilt war, und brachte den letzteren nach einer mehrere Monate dauernden Belagerung in seine Gewalt. Gerontius war beim Abfall seines Heeres getötet worden, Konstantin wurde auf Geheiß des Honorius umgebracht, allein schon nahm ein neuer Gegenkaiser Gallien für sich in Anspruch. Es war dies ein edler Gallier, Jovin, den der Burgunderkönig Gunthari und andere Fürsten in Mainz auf den Thron erhoben. Konstantius aber verließ um dieselbe Zeit aus unbekannten Gründen Gallien, und an seine Stelle trat Athaulf, der Gotenkönig, den jener als Bewerber um die Hand Placidias, der Schwester des Honorius, die er selbst gern besessen hätte, bitter haßte. Athaulf, der wie es heißt, schön von Gestalt und von hohem Geist war, hatten die Westgoten gleich nach seines Schwagers Alarichs Tode zu ihrem König erhoben und damit, wenn er auch nicht die Heldengröße seines Vorgängers

besaß, eine gute Wahl getroffen. Athaulf hielt es nicht für geraten, den geplanten Zug nach Afrika auszuführen, sondern zog in Italien nordwärts und trat dem Kaiser ziemlich maßvoll und freundschaftlich gegenüber. Er behielt als Ziel die feste Begründung eines gotischen Königreiches auf römischem Boden fest im Auge, erkannte aber die Schwierigkeit, mit den immer noch zu Zügellosigkeit hinneigenden Goten etwas Dauerndes und Gesetzmäßiges ins Leben zu rufen und hielt es daher für das Beste, die römische Bevölkerung, der die Seinen an Zahl unendlich nachstanden, durch Schonung sich geneigt zu machen und sein Königtum in den römischen Staatsorganismus einzufügen. Darum tastete er die durch eine lange und ruhmreiche Geschichte entwickelte Verwaltung des römischen Reiches nicht an und that auch nichts zur Schädigung des Kaisertums. Als er es einmal für nötig hielt, dem Honorius seine Würde zu bestreiten, ließ er doch das Kaisertum weiter bestehen, indem er den schon von Alarich verwendeten Attalus krönte. Trotz seines entschieden germanischen Wesens tritt oft, wenn auch nicht gerade eine Vorliebe, so doch ein weitgehendes Nachgeben gegen römisches Sein und Thun hervor. Viel Anteil an dieser maßvollen Stellungnahme hat jedenfalls des Honorius Schwester Placidia, die bei der Einnahme Roms im Jahre 408 den Goten in die Hände gefallen war und in ehrenvoller Gefangenschaft gehalten wurde. Jahre lang warb Athaulf um ihre Hand, ohne seiner Werbung jemals durch das Hervorkehren seiner Gewalt über die Fürstin Nachdruck zu verleihen. So sehr ihm persönlich an ihrem Besitz als Gattin liegen mochte, so wichtig seine Vermählung mit ihr aus politischen Gründen war, da er durch sie den höchsten Einfluß über Honorius zu erhalten glaubte, so wenig wendete er Zwang gegen sie an und trat ihr stets zart und mit der Hochachtung entgegen, welche die echten Deutschen von jeher den Frauen entgegenbrachten. Erst in Gallien gab sie die Hochzeit zu, die im Jahre 414 mit großer Pracht gefeiert wurde.

Der Aufbruch der Westgoten nach Gallien erfolgte im Jahre 412. Es ist unsicher, ob der unmittelbare Anlaß dazu ein Vertrag des Athaulf mit Honorius war, nach welchem ersterer dem Kaiser Gallien wieder gewinnen sollte, oder die Einsicht des Gotenkönigs, daß er in Italien keinen Raum zur Verwirklichung seiner Pläne finden könne. Sicher ist, daß dieser nach seiner Ankunft in Gallien sofort Ursache hatte, über Treulosigkeiten des Hofes von Ravenna verstimmt zu sein. Ja er knüpfte schon Beziehungen mit dem Rebellen Jovinus an, als es dem römischen Befehlshaber Dardanus gelang, einen neuen Vertrag zwischen Athaulf und Honorius zu stande zu bringen. Diesem gemäß griff Athaulf die Aufständischen an,

schlug sie völlig und schickte die Häupter des Jovinus und seines Mitherrschers dem Honorius. In diesem Kriege fiel auch der Gote Sarus, der schon erwähnte Todfeind Alarichs und Athaulfs, in die Gewalt des letzteren, der ihn töten ließ und dadurch, wie das Jahr 415 lehrt, seinen eigenen Tod heraufbeschwor.

Gallien und Spanien waren nun zu einem großen Teil von deutschen Stämmen besetzt. In Spanien hatten sich die silingischen Vandalen in Andalusien, ihre asdingischen Stammesgenossen und die suevischen Stämme an der Westküste und im Nordwesten niedergelassen. In Gallien hatten die Franken nunmehr das Gebiet links des Niederrheins, die Alemannen das links des Oberrheins völlig inne; die Burgunden nahmen 413 ungefähr die Sitze ein, die durch die ganze folgende Geschichte ihren Namen tragen.

Da Honorius und sein Hof dem Athaulf fortwährend Schwierigkeiten bereitete, erhob dieser 414 den Attalus zum Kaiser. Honorius sandte deshalb den tapferen Konstantius mit Heeresmacht nach Gallien. Athaulf sah sich nun genötigt — man weiß nicht — ob besiegt, oder durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen oder einem Vertrag folgend — nach Spanien zu ziehen. Damit wurde der Grund zu dem Westgotenreiche in Spanien gelegt. Als der König 415 in Barcelona Hof hielt, wurde er ein Opfer der Blutrache; er wurde von einem Freunde oder Verwandten des Sarus, Eberwulf, ermordet. Sein Tod kam so plötzlich und verwirrend über das Volk, daß es dem Bruder des Sarus, Sigerich, mit einem Haufen Unzufriedener gelang, die Herrschaft an sich zu reißen, des Athaulf Kinder zu töten und die Gattin desselben zu mißhandeln; indes alsbald ermannten sich die Goten, töteten den Sigerich und machten Wallia zu ihrem Könige.

Zwischen diesem und Honorius kam nun endlich ein Vertrag zu stande, der den Feindseligkeiten ein Ende machte. Der Friede ward unter Freundschaftsversprechungen geschlossen. Wallia schickte die von ihm mit hohen Ehren umgebene Placidia, die nun des Konstantius Weib wurde, nach Rom zurück und übernahm es, für den Kaiser Spanien zu erobern, die Goten aber erhielten von den Römern Getreide. Dem Namen nach wurde nun durch das scharfe Schwert Wallias Spanien in jahrelangem Kriege wieder kaiserlich gemacht und auch ein großer Teil Galliens mußte infolge des kraftvollen Auftretens des Konstantius die Oberherrlichkeit Roms anerkennen. Interessant ist aber, daß trotz dieses wenn auch nur äußerlichen Erstarkens der Römerherrschaft der Kaiser sich veranlaßt sah, ein Gesetz zu erlassen, welches Gallien und Spanien größere Unabhängigkeit und mehr Rechte der Selbstverwaltung verlieh, als beide Länder

früher je besessen hatten. Das Jahr 419 brachte den Westgoten in Spanien einen Haupterfolg. Sie schlugen die silingischen Vandalen so, daß diese aufhörten als selbständiger Stamm zu existieren, und ihre Trümmer in den asdingischen Vandalen untergingen. Letzteren schlossen sich auch die Alanen, die in Spanien saßen, von den Westgoten aufgerieben in ihren Überbleibseln an. Nach diesen Thaten zogen die Goten noch 419 nach Gallien zurück und erhielten dort feste und eigene Wohnsitze in Aquitanien mit der Hauptstadt Toulouse, wogegen sie Spanien wieder den Römern überließen. In den nächsten Jahren sollen die deutschen Stämme in letzterem Lande untereinander in Krieg geraten sein, 422 aber ein großes römisches Heer völlig besiegt haben. Doch konnte Honorius, als er im nächsten Jahre starb, mit dem befriedigenden Bewußtsein die Augen schließen, daß seine Regierung trotz aller Angriffe, trotz einer Reihe von Gegenkaisern zum Teil eine glückliche gewesen sei und sich schließlich fast allgemeiner Anerkennung erfreute. Freilich — er hatte nichts zu diesem Stande der Dinge beigetragen; sein großer Ratgeber Stilicho, später der tüchtige Konstantius, seine Schwester Placidia und vor allem das überaus maßvolle Verhalten der Gotenkönige hatten die Lage so günstig für Rom gestaltet.

Allein bald erhielt nun Westrom einen Schlag, den es nicht mehr verwinden sollte, es verlor eine seiner wichtigsten und blühendsten Provinzen, Afrika. Der große Vandalenzug, der dies bewirkte, gehört zu den eigenartigsten, glänzendsten und doch wenigst fruchtbaren Erscheinungen der Völkerwanderung. Glänzend ist der unhemmbare Siegeszug der Vandalen und die kraftvolle Besitznahme des schönen Landes, bewunderungswürdig die Heldengröße und staatsmännische Klugheit des erobernden Königs; furchtbar bedroht unter diesem König das Vandalenreich die Kaiser und ihre weiten Machtgebiete, aber kaum ein halb Jahrhundert nach des starken Königs Tod ist das ruhmreiche Volk unter dem Einflusse der heißen Sonne, der blütenreichen Natur, des ungewohnten Reichtums und der entnervenden Lebensweise völliger Verweichlichung anheimgefallen. Des letzten Vandalenkönigs Herrschaft tilgt das Schwert Ostroms aus und bald ist fast jegliche Spur germanischen Wesens und Lebens in Afrika verschwunden. Auch andere germanische Stämme wie Ost- und Westgoten gingen mit ihrem Namen und nationalem Gepräge in den Bevölkerungen unter, in deren Sitzen sie sich angesiedelt, doch war die Kraft ihres Blutes nicht verloren, sondern lebte im Romanentum weiter; das Vandalentum dagegen hatte nicht einmal den Erfolg, eine alte Bevölkerung erfrischt und belebt zu haben; als es schwand, ließ es nichts Lebensfähiges zurück. Nur manchmal fiel es später dem Reisenden noch auf, daß ihm unter der auf verwüstetem

Boden dünn hausenden dunklen Bevölkerung hier und da Gestalten von weißer Hautfarbe und blondem Haare begegneten.

Aus welchen Gründen die Vandalen nach Afrika übersetzten, ist eine Streitfrage, wenigstens ist das nicht sicher, was darüber berichtet wird. Der Nachfolger des Honorius, Valentinian III., der Sohn der Placidia und des Konstantius, war noch ein Knabe, als er zur Regierung gelangte. Der mächtigste und tüchtigste römische Mann jener Zeit aber war Aëtius, der von großem Ehrgeiz getrieben nicht dulden mochte, daß am Hofe irgend einer ihm gleich oder gar mehr als er galt. Nun hielt er den Statthalter der römischen Provinz Afrika, Bonifacius, für seinen Nebenbuhler, und versuchte ihn zu stürzen. Er soll daher abwechselnd die Kaiserin Placidia, die für ihren Sohn regierte, und den Bonifacius durch Freundschaft heuchelnde und warnende Lügengewebe so umstrickt haben, daß sie den vermeintlichen Empörer zu vernichten beschlossen habe, während von diesem aus Furcht vor ihr die Vandalen zur Hilfe nach Afrika berufen seien. Als dieselben gekommen, sei jedoch das ganze Ränkespiel klar gestellt worden, allein die Vandalen hätten sich nun nicht mehr zurückschicken lassen.

Ob nun diese Veranlassung wirklich vorlag oder nicht, so legten jedenfalls die damals in so hoher Blüte stehende Kultur des römischen Afrika, das bisher nicht unter den Verwüstungen der Völkerwanderung gelitten, seine lockenden Schätze und fruchtreichen Fluren, ferner die Aussichtslosigkeit, neben den Westgoten und den andern deutschen Stämmen in Spanien ruhige Sitze zu erringen, den Vandalen den Gedanken nahe, den Übergang zu unternehmen. Die Aufforderung zu kommen soll an den König Guntherich erfolgt sein. Aber nicht er, sondern sein starker Nachfolger Genserich führte den Zug aus. Genserich ist einer der mächtigsten Geister der Völkerwanderung. Zwar fehlte ihm jener Edelmut, jene Milde, die uns an den gotischen Helden so oft erfreuend entgegentritt; an Herrscherkraft, Kühnheit, Feldherrngaben und politischer Umsicht aber steht er keinem Germanen jener Jahrhunderte nach. Er war rücksichtslos und in seinem Jähzorn grausam bis zur Unmenschlichkeit, aber er ließ sich durch die sinnverwirrenden Reize des sonnigen Landes und der dort heimischen, Üppigkeit liebenden Bevölkerung nicht zum Abfall von seinen alten Sitten und seinem kräftigen Nationalgefühl verleiten. Echt germanisch zeigte er sich in seinen Maßregeln gegen die Unsittlichkeit, die mit grenzenloser Schamlosigkeit in allen Kreisen der römischen Bevölkerung geübt wurde, und er war der Mann dazu, seine strengen Gesetze und Verordnungen mit eiserner Kraft durchzusetzen. Sein Königtum war straffer und härter, als es die Germanen sonst gewohnt waren; allein sie ertrugen es, weil sie seine Überlegenheit

zu würdigen wußten. Der schon erwähnte Jordanes schildert den König als „von mittlerer Körpergröße, infolge eines Sturzes vom Rosse hinkend, tief von Geist, wenig redend, üppiges Leben verachtend, voll von Jähzorn und Habgier, stets darauf sinnend, die Völker gegen einander aufzuwiegeln, immer bereit, der Zwietracht Samen zu streuen und Haß zu erregen".

Im Jahre 429 erfolgte der Übergang über die Europa und Afrika trennende Meerenge, und nun waren weder die Truppen noch das Gold Roms imstande, das Vordringen des siegreichen Königs zu hindern. Im Jahre 432 mußten die Feldherrn des ost- und weströmischen Reiches, Aspar und Bonifacius, geschlagen das Land verlassen, und 435 kam ein Friede zu stande, in welchem die Römer nur noch Mauretanien und Karthago behielten. Der Widerstand der alten Bevölkerung gegen die neuen Eindringlinge scheint sehr gering gewesen zu sein. Das ist natürlich, da dieselben ohne Zweifel zum Kampfe gegen die noch kraftvollen Germanen viel zu schwächlich war und vielleicht sogar um kirchlicher Streitigkeiten willen anfangs in diesen ihre Retter sah. Ein vielgespaltenes Sektenwesen hatte gerade in Afrika viele Anhänger gefunden, die vom rechtgläubig-katholischen Rom arg bedrückt wurden. Die Vandalen aber waren Arianer, und so bedeutete deren Sieg in Afrika das Aufhören jener Bedrückungen. Allein schon der erste Zug Genserichs durch das Land lehrte die Bewohner, daß sie nunmehr ärger daran seien als je. Denn im Taumel des Sieges und der Erbeutung endloser Schätze ergossen die Vandalen alle Schrecken der Verwüstung über Land und Volk, und erst als ein großer Teil des Bodens an den König und seine Krieger verteilt war, hörte Zerstörung und Blutvergießen auf. Die Römer, die im Lande blieben, erfuhren eine harte Behandlung, obgleich Genserich die römische Verwaltung und römische Beamte beibehielt und sogar Latein als Geschäfts- und Gerichtssprache bestehen ließ. Außerordentlich klug und weitblickend war des Königs Politik in bezug auf die zahlreich im Lande wohnenden Mauren, die er durch geschickte Maßregeln und freundliche Behandlung den Vandalen zugethan machte.

Nachdem Genserich den inneren Ausbau seines Königreiches zu einem gewissen Abschluß gebracht, brach er 439 plötzlich den Frieden mit Rom und nahm in listigem Raube Karthago. Im nächsten Jahre mißlang ihm ein kühner Zug, durch den er sich Siziliens und Kalabriens bemächtigen wollte und 441 drohte ihm eine große Gefahr von Ostrom her, das eine Riesenflotte zu seiner Bekämpfung aussandte. Allein ohne Blutvergießen wandte Genserich diese Gefahr dadurch ab, daß er die Hunnen zu einem Einfall in Illyrikum anreizte und so Ostrom zwang, Schiffe und Truppen zurück-

zuziehen. Im Jahre 442 kam es zwischen den Vandalen und beiden römischen Reichshälften wieder zum Frieden.

Ehe wir nun die Geschichte des Vandalenreichs und seine Arbeit an der Erschütterung und Untergrabung der römischen Macht weiter verfolgen, wenden wir unsere Blicke nach Gallien und Spanien zurück, um zu schauen, was die deutschen Stämme dort bis um die Mitte des Jahrhunderts gewirkt hatten Der Westgotenkönig Wallia war bald nach der Rückkehr seines Volkes nach Gallien gestorben. Sein Nachfolger Theoderich hielt sich nach des Honorius Tode, da in Rom Thronzwistigkeiten ausbrachen, nicht mehr an die Verträge mit den Römern gebunden und begann das noch römische Gallien zu erobern. Nun aber kam Aëtius, der letzte große Feldherr Roms, besiegte die Goten und schloß, wie es scheint, einen vorteilhaften Frieden mit ihnen. Bald darauf bekämpfte er mit Erfolg die Juthungen in Noricum und warf den südlichen Teil der Franken über den Rhein zurück. Da er auch Übergriffe der unruhigen Burgunder zurückwies, so hatte er bis zum Jahre 430 Gallien mit Ausnahme der Teile, welche Rom den Westgoten, Burgunden, Franken, Alemannen und Alanen willig überlassen hatte, zum Gehorsam gegen den Kaiser gebracht. Allein nicht lange, nachdem er das Land verlassen, brach im römischen Gallien ein Bagaudenaufstand aus. Aëtius kam wieder und unterwarf nicht bloß die Bagauden, sondern besiegte auch mit Hilfe hunnischer Truppen die Burgunden, welche sich unter ihrem König Gundikar gegen die Römer erhoben hatten. Vielleicht sind diese Burgunderkämpfe als die historische Thatsache anzusehen, auf welcher die Nibelungensage den Bericht über die Vernichtung des burgundischen Königshauses durch die Hunnen gründet. Die Burgunden erhielten nach einigen Jahren von Rom Sitze in Savoyen angewiesen.

Mit den Westgoten hatten die Römer 436—438 schwere Kämpfe zu bestehen; ein römisches Heer unter Litorius wurde geschlagen, doch stellte Aëtius die Waffenehre wieder her und schloß darauf Frieden.

In Spanien hatten, wie wir oben sahen, noch in den letzten Lebensjahren des Honorius heftige Kämpfe der Germanen gegeneinander und gegen die Römer stattgefunden. Genserich hatte 429, bevor er nach Afrika zog, den Sueven unter ihrem Könige Hermigar eine kräftige Niederlage beigebracht; dennoch fühlten sich dieselben stark genug, in den nächsten Jahren die römischen Besitzungen in Spanien ununterbrochen zu plündern oder wenigstens zu beunruhigen. Erst 432 kam es zu einem Frieden, der jedoch schon 438 wieder von den Sueven gebrochen wurde. Dadurch wurde ein etwa vierzehnjähriger Krieg entfesselt, in welchem die Römer fast fortwährend im Nachteil waren. Erst um Mitte des Jahrhunderts fanden

es die Sueven geraten, vor Erprobung der Waffen des Aëtius Frieden mit Rom zu suchen, der auch bereitwilligst gewährt wurde.

Das führt uns auf das gewaltigste Ereignis jener Zeit, den großen Hunnenzug. Die Hunnen hatten nach Unterwerfung der Alanen und Ostgoten sich mit unwiderstehlicher Macht westwärts bewegt, die Gepiden unterjocht, und um 430 als Mittelpunkt ihrer Herrschaft das Land an der Donau in Besitz, da wo diese in längerem Laufe südwärts fließt. Dort lag die Residenz der Hunnenkönige, an deren Hof die Gesandten zahlloser slawischer, finnischer und germanischer Stämme ehrfurchtsvoll verkehrten, dorthin auch sandten Ost- und Westrom, die Ruhe und Freundschaft der Gefürchteten zu erkaufen, Geschenke und Gold. Das Verhältnis zwischen der „Weltbeherrscherin“ und den Fürsten der Steppe war längere Zeit ein leidliches; Freundschaft verband sogar maßgebende Persönlichkeiten beider Reiche, wie die Hunnenkönige Rua und Attila mit Aëtius, dem späteren grimmen Hunnenfeind.

Indes kam in dieser Freundschaft nur die äußerliche Politik Roms zum Ausdruck; die heimliche war, den Hunnen durch Aufwiegelung der von ihnen unterworfenen Völker fort und fort Schwierigkeiten zu bereiten. Dabei bedienten sich die Römer in ihren Kriegen mit Vorliebe hunnischer Soldtruppen, die wie wir sahen, besonders bei den Kämpfen in Gallien eine Rolle spielten.

433 starb der Hunnenkönig Rua; ihm folgten seine Neffen Bleda und Attila. Nachdem diese in Verhandlungen mit Ostrom durchgesetzt hatten, daß die Summe, die sie bisher alljährlich als Tribut erhielten bedeutend erhöht wurde, gingen sie an die Festigung und Erweiterung ihres Reiches nach Norden und Nordosten. Dies Unternehmen setzten sie so glücklich durch, daß ihnen schließlich sämtliche Völker zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere unterworfen waren. Im Jahre 441 fielen sie, wahrscheinlich durch Genserich bestimmt, der dadurch Ostrom hindern wollte, den gegen ihn geplanten Kriegszug auszuführen, in oströmisches Gebiet ein. Der Krieg dauerte ungefähr zwei Jahre und wurde durch einen, jedenfalls für die Hunnen günstigen Frieden beendigt.

Bald darauf ließ Attila seinen Bruder, der seinem unbändigen Willen ein lästiges Hemmnis war, töten (444 oder 445), und unternahm 447 einen großen Zug gegen das oströmische Reich, den er mit einem für dieses überaus schmachvollen Frieden abschloß. Der jährlich zu zahlende Tribut wurde so erhöht, daß die Regierung des gedemütigten Reiches selbst unter Anwendung der härtesten Maßregeln kaum im stande war, ihn aufzubringen, und Attila ließ keine Gelegenheit vorüber gehen, durch welche er dem Kaiser zeigen

konnte, daß er der Herr sei. Daß er das oströmische Reich nicht unterjochen und das Gebiet desselben nicht für seine Völker in Anspruch nehmen mochte, war eine kluge Politik. Er wußte die Gefahr der Verweichlichung zu würdigen, die seinen in ärmlichen Steppen starken Völkern in den üppigen Städten und sonnigen Fluren des Südens drohte, und wollte lieber die Schätze desselben sich als Tribut in sein Reich abliefern lassen, als ihre Quelle dadurch zum Versiegen bringen, daß er in einem Unterjochungskrieg das reiche Land öde und arm machte.

Der Kaiser Ostroms Theodosius II. hatte regelmäßig die ungeheuren Summen Goldes an die Hunnen abgeliefert. Als er aber starb, verweigerte sein energischer Nachfolger Marcian, dem Pulcheria, des Verstorbenen kluge Schwester, Hand und Thron anvertraute, den Tribut mit stolzen Worten. Das entfesselte aufs höchste Attilas Zorn; dennoch sollte Ostrom vor einem Hunnenkriege bewahrt bleiben. Auch Westrom hatte nämlich den gewaltigen Steppenfürsten durch Verweigerung der Hand der Honoria, der Schwester des weströmischen Kaisers Valentinian II., und durch anderes gereizt, und als Genserichs Boten und sein Gold, das bei Attila einen guten Klang hatte, die Aufforderung brachten, er möchte gegen Gallien ziehen, als aus diesem Lande selbst Rufe an den Hunnenkönig ergingen, da entschied sich derselbe, seinen Haß gegen die Römer durch einen furchtbaren Raubzug auf die Provinzen Westroms zu entladen. Genserich hatte guten Grund, ihn gerade gegen Gallien aufzuhetzen. Dort lenkte ja Attila nicht bloß die Römer vom Kriege gegen die Vandalen ab, sondern beschäftigte auch die Westgoten, deren König Theoderich, durch die Verstümmelung und Rücksendung seiner an Genserichs Sohn Hunerich verheirateten Tochter schwer beleidigt, auf Rache sann.

Noch im Jahre 450 entbot Attila die ihm unterworfenen Völker zum Kriegszuge; aus den weiten Landstrichen des Ostens und Nordostens Europas kamen sie zahllos in gewaltigen Scharen, so daß das furchtbare Heer sich in einer Masse von vielleicht über 500 000 Mann in Bewegung setzen konnte. Unter den streitbaren Truppen waren neben den Hunnen die hervorragendsten die Ostgoten und Gepiden; viele Scharen der Stämme Deutschlands, durch deren Gebiet der Zug ging und mit denen Attila teils durch friedliche Unterhandlungen, teils durch Zwang Verträge vereinbarte, schlossen sich außerdem dem Heere an, das zur Vernichtung ihrer Stammesbrüder, der Westgoten, aufgebrochen war. Attila freilich wollte den letzteren vorspiegeln, er ziehe nicht gegen sie, sondern gegen die Römer, während er diesen mitteilte, er wolle nur die auch ihnen gefährlichen Westgoten züchtigen. Allein sein früherer Freund

Aëtius, der Kenner hunnischer Politik und Arglist, ließ sich nicht täuschen, sondern setzte jetzt als bedeutendster Gegner Attilas alles daran, die Römer und Westgoten zu einheitlichem Handeln zu bringen. Seinem Einfluß, dem der würdige, von König Theoderich hochgeehrte Präfekt Avitus den seinigen zufügte, gelang dies schließlich, so daß das Römerheer mit dem unter Befehl des Königs Theoderich und seiner Söhne Thorismund und Theoderich stehenden Gotenheere vereinigt werden konnte. Diese achtunggebietende Masse wurde noch durch Hilfstruppen aus verschiedenen kriegskräftigen deutschen Stämmen verstärkt. Das unselige, dem eigenen Unverstande, mangelndem Nationalgefühl und verwickelten politischen Verhältnissen entspringende Geschick der Deutschen in damaliger Zeit, als Bundes- und Kerntruppen erbitterter Feinde einander gegenseitig zu zerfleischen, erfüllt sich auch hier wieder; Ostgoten, Gepiden, Markomannen, Heruler, Thüringer (Hermunduren), Teile der Franken und Alemannen standen gegen Franken, sächsische und alemannische Truppen, Burgunder und Westgoten.

Attilas Zug bewegte sich, seine Bahn mit ungeheurer Verheerung zeichnend, gegen das Westgotenreich. Nachdem die festen Städte Metz und Rheims, welche tapferen Widerstand leisteten, genommen und verbrannt waren, sollte auch Orleans ihr Schicksal teilen. Im Vertrauen auf einen baldigen Entsatz durch Aëtius hielt sich die Stadt mit äußerster Anstrengung wochenlang; als aber die Hilfe ausblieb, die Not immer höher stieg, der Ansturm der wilden Feinde immer heftiger wurde, da schien sie schon verloren. Schon drangen die Hunnen ein, da — in letzter Stunde — kamen Aëtius und Theoderich, von Freund und Feind nicht mehr erwartet, und griffen Attilas Scharen so überraschend und so geschickt an, daß dieselben sich zu schleunigem Rückzuge entschließen und ihr Lager in der Hand der Sieger lassen mußten. Damit wich das Glück von der Seite des für unbesiegbar geltenden gewaltigen Königs. Er führte sein entmutigtes, durch Seuchen vermindertes und in Unordnung geratenes Heer in Eilmärschen rückwärts und machte erst in der Champagne, wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Chalons auf den sogenannten katalaunischen oder mauriacenischen Gefilden Halt und ließ ein festes Lager aufschlagen. Hier, wo die Örtlichkeiten die Entfaltung seiner Truppen begünstigten, war er entschlossen eine Entscheidung herbeizuführen. So kam es nach einem nächtlichen blutigen Kampfe zwischen den Franken und Gepiden, wobei 15000 Mann fielen, zu der in der Geschichte einzig dastehenden Völkerschlacht, welche darüber entschied, ob die Kultur Westeuropas den hunnischen Barbaren zum Raube fallen, oder sich als römisch-

germanische weiter entwickeln sollte. Es wurde in ihr mit einer Erbitterung ohne Gleichen unter fast übermenschlicher Anstrengung auf beiden Seiten gekämpft, bis endlich die Kriegskunst des Aëtius und die todesmutige Tapferkeit der Westgoten Attila nötigten, unter dem Schutze der Nacht den Wahlplatz zu verlassen und den Gegnern den Sieg zuzugestehen. „Es war ein schrecklicher Kampf, ein gewaltiger, vielförmiger, mit Hartnäckigkeit geführt, von dessengleichen nirgends im Altertum berichtet wird, wo derartige Thaten erzählt werden, so daß der, der dieses Wunders Anblick genoß, nichts Großartigeres in seinem Leben hätte sehen können. Denn — wenn man den Erzählungen der älteren Leute glauben darf — das Bächlein, das in niederen Ufern an der erwähnten Ebene vorbeifließt, schwoll von dem reichlichen Blut der Wunden der Getöteten an und wuchs nicht wie sonst durch Regengüsse, sondern wurde infolge der ungewohnten Flüssigkeit durch des Blutes Zufluß ein reißender Gießbach. Und die, welche dort eine Verwundung den brennenden Durst zu stillen nötigte, schlürften das Naß mit Blut vermischt. So tranken sie, durch ein klägliches Schicksal umstrickt, das Blut, das sie aus ihren Wunden vergossen." (Jordanes.)

Die Zahl der Gefallenen soll mit Einschluß der in dem Nachtkampf zwischen Gepiden und Franken Gebliebenen 180 000 betragen haben; des Kampfes rasende Wut spiegelt sich in der Sage wieder, daß noch die Geister der Erschlagenen in der Luft mit einander gerungen hätten. Unter denen, die den Heldentod gestorben waren, befand sich auch der König der Westgoten, der erst am Morgen nach der Schlacht in einem dichten Haufen Erschlagener gefunden wurde. Das gotische Heer rief nach den Totenklagen und der feierlichen Fortschaffung der Leiche sofort des Theoderich ältesten Sohn, den tapferen Thorismund zum Könige aus. Von seiner Absicht, unverzüglich die Hunnen von neuem anzugreifen, um seines Vaters Tod zu rächen, stand er auf Anraten des Aëtius ab Vielleicht wollte letzterer dadurch verhindern, daß die Westgoten durch einen weiteren Sieg über die Hunnen den Römern gegenüber allzustark und eigenwillig würden, vielleicht aber fürchtete er auch den Verzweiflungskampf mit Attila, der, wie es bei Jordanes heißt, nicht that, wie einer, der darnieder geworfen war. „Sondern unter Waffenlärm ließ er die Hörner blasen, und drohte mit einem Angriff, wie ein Löwe, der den Jagdspeer in der Seite trägt, am Eingang seiner Höhle auf- und abgeht und nicht wagt aufzuspringen, sondern unaufhörlich mit seinen Gebrüll die Nachbarschaft schreckt. So ängstigte der kriegerische König seine Besieger noch, als er eingeschlossen war." Als Attila jedoch merkte daß

seine Gegner nicht an einen weiteren Angriff dächten, begab er sich auf den Rückzug nach seinem Reiche, nur von einigen fränkischen Scharen verfolgt, welche die hunnische Nachhut bis Thüringen umschwärmten. An seinen Ausgangspunkt zurückgekehrt, begann der ruhelose Steppenfürst sofort von neuem zu rüsten. Im Jahre 452 brach er auch wirklich wieder auf, aber diesmal in anderer Richtung, überschritt die Alpen und trug Verheerung und Zerstörung nach Oberitalien. Obwohl ihm nun Aëtius, dem keine genügenden Streitkräfte zu Gebote standen, nicht gegenüber treten konnte, obwohl er entschieden die Absicht gehabt hatte, gegen Rom selbst zu marschieren, gab er doch plötzlich den Bitten einer römischen Gesandtschaft, die der bedeutende Bischof Leo leitetete, nach und kehrte nach Pannonien zurück. Dieses plötzliche Abbrechen einer so groß angelegten Unternehmung erschien wunderbar. Die fromme Sage schrieb es dem Eingreifen einer himmlischen Erscheinung zu, welche über dem Haupt des Gesandten schwebend, dem grimmen Hunnenkönige mit dem Schwerte gedroht habe. Wahrscheinlich waren aber die Ursachen für die Umkehr kluge Erwägungen Attilas, welcher die Unmöglichkeit erkannte, sein durch Seuchen zusammenschmelzendes, durch ein ungewohnt üppiges Leben erschlaffendes Heer siegesstark nach Rom zu führen, während vielleicht Aëtius doch bald in furchtbarer Stärke nahen und das mächtig rüstende Ostrom zahlreiche Hilfstruppen senden würde. Da war es ihm eine willkommene Gelegenheit, infolge der römischen Gesandtschaft den Großmütigen spielen zu können, gewährte gnädig den bittenden Römern den Frieden und zog heim.

Seine blutige Laufbahn war zu Ende. Als er nicht lange nach seiner Rückkehr sich mit der schönen Ildico vermählte, starb er, der als „Gottesgeißel" und „Welterschütterer" die Völker geängstigt und gequält hatte, man weiß nicht, ob von seiner jungen Gattin ermordet oder an den Folgen eines Blutsturzes. Begraben wurde er im Dunkel der Nacht unter düsteren Trauerfeierlichkeiten, denen alsbald ein wildes Gelage am Totenhügel folgte.

Plötzlich, wie Attila selbst dahin ging, brach auch seine Schöpfung zusammen. Als seine Söhne das Reich unter sich teilen wollten, erhob sich einer seiner treuesten Genossen, Ardarich, der Gepidenkönig, gegen dieselben; Ostgoten, Rugier, Sueven schlossen sich ihm an, so daß es zum Kriege zwischen den eigentlichen Hunnen und ihren germanischen Bundestruppen kam. Letztere siegten glänzend und warfen einen großen Teil der Hunnen nach den Ufern des schwarzen Meeres zurück. Die Gepiden gründeten mit Einwilligung Ostroms ein unabhängiges Reich in der Gegend, welche heute die Wallachei und Siebenbürgen einnehmen, die Ostgoten erhielten von

Westrom Pannonien zu eigenem Besitz. Auch südlich der unteren Donau wurde von Ostrom verschiedenen Völkern germanischen und slavischen Stammes Land überlassen.

Bald nachdem die Welt den Tod des allgefürchteten Königs der Hunnen erfahren, beraubte der leichtsinnige und leidenschaftliche Kaiser Valentinian III. sich der letzten Stütze Roms; er erstach 454 den Aëtius mit eigener Hand. Als er nicht lange darauf, wie es heißt, auf Anstiften des Petronius Maximus, dessen Gattin er gemißhandelt haben soll, ermordet ward, und Petronius Maximus nach dem Purpur griff, soll Valentinians Gemahlin die Vandalen nach Italien gerufen haben. Genserich kam, gleichviel aus welchen Gründen, mit Freuden. Als er der Stadt Rom nahte, versucht Patronius Maximus feige zu fliehen, wurde aber von den empörten Soldaten und Bürgern in Stücke gerissen. Die Stadt mußte nun (454) eine so planvolle und gründliche Plünderung über sich ergehen lassen, wie sie noch nie eine erlebt, indes gelang es dem bewährten Bischof Leo, Genserich zu bewegen, daß er nach Möglichkeit Mord und Feuer hinderte.

Vierzehn Tage dauerte das Rauben, und was sich an Schätzen, an Götterbildern und Kunstwerken fand, wurde auf die Schiffe gebracht, ja selbst ein Teil des aus Goldbronce bestehenden Daches des Kapitols wurde fortgeschafft. Auch zahlreiche Römer und Römerinnen mußten den Siegern folgen.

Genserich verließ das kaiserliche Rom, ohne sich weiter um das Schicksal des Thrones zu kümmern. Da wurde auf Betreiben Theoderichs II., der seinem von ihm ermordeten Bruder Thorismund in der Regierung über die Westgoten gefolgt war, Avitus zum Kaiser ausgerufen und vom Herrscher Ostroms, Marcian, bestätigt. Unter seiner Regierung, die er einem germanischen Fürsten verdankte, begann die Laufbahn des Germanen, der nun sechzehn Jahre lang die Geschicke Roms leitete, die Kaiser lenkte, und sie, wenn sie nicht gefügig waren, absetzte: Rikimers. Dieser, ein Enkel Wallias, hatte im römischen Heere die Stellung eines Oberfeldherrn über die germanischen Truppen inne. Als solchen sandte ihn Avitus gegen eine Vandalenflotte, die er bei Corsika 456 schlug. Doch der Ruhm, als Retter Italiens gepriesen zu werden, genügte ihm nicht. Bald nach jener That stürzte er in Gemeinschaft mit dem Majorian, einem Freunde und Waffengenossen des Aëtius, den Avitus. Im Anfang des nächsten Jahres (457) erhob der Kaiser des oströmischen Reiches Leo Marcians Nachfolger, Majorian zum Kaiser Westroms, Rikimer aber zum Patricius. Majorian, der ein nicht unfähiger Mann von liebenswürdigem

Charakter war, vermochte doch nicht mehr das schon halb erstorbene Kaiserreich zu beleben, zumal nicht er, sondern der ihm überlegene Nichtrömer Rikimer die Herrschaft thatsächlich in der Hand hatte. Wohl erließ jener heilsame Gesetze; dieselben wurden aber gar nicht oder nur matt ausgeführt. Er suchte allerlei Mißbräuchen entgegen zu arbeiten, aber ohne Erfolg zu haben. Er suchte endlich durch Kriegsthaten das Ansehen und die Herrschaft Roms in Gallien und Spanien wieder her zu stellen, und hierin hatte er anfangs mehr Glück. Als er nun aber dazu schreiten wollte, auch den gefährlichsten Feind, Genserich, in Afrika anzugreifen, und zu diesem Zwecke eine ziemlich große Flotte zusammengebracht hatte, ereilte ihn sein Mißgeschick. Durch einen unerwarteten Überfall der Vandalen, wobei vielleicht auch Verrat im Spiele war, wurde die Flotte vernichtet (460), und nun konnte sich Majorian, der wegen seiner Reformen nirgends beliebt und dem Rikimer unbequem geworden war, nicht mehr halten. Er mußte abdanken und wurde bald auf Betreiben des Patricius ermordet (461). An die Stelle des Ermordeten setzte Rikimer einen neuen Schattenkaiser, mit dem er fünf Jahre, aber nicht zum Heile Roms, regierte. Der römische Oberfeldherr in Gallien, Ägidius, und ebenso der von Dalmatien, Marcellin, fühlten sich nicht zum Gehorsam gegen den Patricius verpflichtet, so daß die weströmischen Machthaber jetzt nur über Italien geboten. Ja, Ägidius, dem auch die salischen Franken sich unterworfen hatten, wollte mit starker Heeresmacht des Majorian Ermordung rächen; allein die Westgoten hielten ihn auf, sodaß ein längerer Krieg entbrannte, in welchem zwar Sieger Ägidius blieb, jedoch die Zeit zum Vorgehen gegen Rom verlor. 464 wurde er wahrscheinlich durch Gift umgebracht. Als 465 der Schattenkaiser gestorben war, führt Rikimer die Regierung zunächst allein weiter. Als aber Roms Macht außerhalb Italiens immer mehr jede Bedeutung verlor, als er Italien selbst nicht mehr genügend gegen die unaufhörlichen Einfälle der Vandalen schützen konnte, suchte er ein Bündnis mit Ostrom. Dies wurde gewährt und zugleich für das weströmische Reich ein neuer Kaiser, Anthemius, eingesetzt (467), dessen Tochter Rikimer heiratete. Der eigentliche Zweck des Bundes war ein großartig angelegter Krieg gegen Genserich, von dessen Raubfahrten keine Küste des Mittelmeeres mehr verschont blieb. Ein großes Heer sollte von Ägypten her an der Nordküste Afrikas entlang marschieren und die Vandalen zu Lande angreifen, während gleichzeitig eine Riesenflotte dieUnternehmung unterstützte. Allein die letztere wurde (468), als die Römer nicht weit von Karthago zu landen versuchten, von Genserich überfallen und zum größten Teil verbrannt.

Sardinien, das von dem nun auf Seite Westroms stehenden Marcellin von den Vandalen befreit war, wie das vom ägyptischen Heere genommene Tripolis und bald auch Sicilien fielen nach diesem gewaltigen Erfolge Genserich wieder leicht in die Hände, so daß das große Unternehmen der beiden römischen Reiche nicht nur gescheitert war, sondern auch der germanische Herrscher Afrikas stärker und mehr gefürchtet dastand als je. Der Unbezwingliche schloß jetzt sogar Bündnisse mit den Ost- und Westgoten, um das innerlich völlig schwache Reich von außen der sicheren Zerstörung preiszugeben. Während nämlich in den nächsten Jahren Gallien und Spanien durch die Kämpfe des tapferen Westgotenkönigs Eurich den Römern fast völlig verloren ging, wurde das weströmische Reich im Innern durch die Zwistigkeit zwischen Rikimer und Anthemius immer mehr zerrüttet. Schließlich schlugen dieselben zu blutigem Streit um. Rikimer zog mit den ihm treuen Germanen und dem von ihm für den Thron bestimmten Olybrius gegen den Kaiser, den die Römer schützten. Es war der letzte Kampf zwischen Weströmern und Germanen. Rikimer siegte, ließ den Anthemius töten und bekleidete den Olybrius, der sowohl dem Kaiser Leo, als Genserich genehm war, mit dem Purpur. Bald darauf (472) aber starb der Beherrscher der Kaiser; und kurz nach ihm Olybrius, nachdem dieser den Neffen Rikimers, Gundobald zum Patricius ernannt hatte. Letzterer erhob einen gewissen Glycerius zum Kaiser, unterstützte ihn aber nicht mit seinen Truppen, so daß derselbe sich auf Veranlassung des Kaisers Leo ins Privatleben zurückzog und den Thron dem Julius Nepos überließ (474). Als Nepos den von ihm zum Patricius ernannten Orestes, einen Mann römischer Abstammung, welcher an Attilas Hof einst ein hohes Amt bekleidet hatte, als militärischen Befehlshaber nach Gallien schicken wollte, verweigerte dieser im Vertrauen auf die barbarischen Truppen den Gehorsam und zog nach Ravenna. Der Kaiser, welcher die Absicht desselben durchschaute, floh nach Dalmatien, Orestes aber bekleidete seinen Sohn Romulus Augustulus mit dem Purpur. Durch diese That waren die Barbaren thatsächlich die Herren von Italien geworden, allein sie hatten — wonach der Germanen Sinn stets stand — weder eigenen Grundbesitz, noch ein eigenes Heim. Sie hielten daher jetzt die Zeit für gekommen, von den Römern einen Teil des Grundbesitzes zu verlangen; Orestes jedoch war noch zu sehr Römer, um diese Maßregel gegen seine Stammesgenossen ins Werk zu setzen und wies die Forderung seiner Krieger zurück. Da machte sich zum Vertreter derselben der Mann, der die letzten Geschicke Roms bestimmte, Odovakar. Welchem Stamme derselbe angehörte, ist nicht mit Sicher-

heit festzustellen; ob er nun aber, wie man behauptet hat, ein Rugier oder Skire war, jedenfalls war er ein Germane und wahrscheinlich von edler Geburt. Er soll, ehe er nach Italien kam, von dem als heilig verehrten Severin, einem edlen Manne von starkem Geiste, der im östlichen Noricum mit Rede und That für das Christentum wirkte, eine Weissagung erhalten haben, wovon Eugippius in seiner wichtigen Urkunde über „das Leben des Noriker-Apostels St. Severin" folgendermaßen berichtet: „Er wurde von Barbaren besucht, die ihm ihre Ehrfurcht bezeugen und ihn um seinen Segen zu ihrer Reise bitten wollten; unter diesen war auch Odovakar, welcher nachher Italien beherrschte; er war damals in unansehnliches Gewand gehüllt, ein Jüngling von hoher Gestalt. Da dieser sich bückte, um an das niedrige Dach der Zelle mit seinem Haupte nicht anzustoßen, wurde ihm von dem Manne Gottes sein zukünftiger Ruhm verkündigt. Als er Abschied nahm, sprach er zu ihm: Gehe hin; der du mit ärmlichen Fellen bekleidet bist, wirst in kurzer Zeit viele mit großen Gaben beschenken."

Diese Weissagung in sich tragend soll Odovakar 472 Italien betreten haben. Da er sich zu Großem berufen fühlte, mag er sich bald eine ehrenvolle Stellung erworben und die Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf sich gelenkt haben. Als nun die Germanen im Heer die Forderung stellten, ein Drittel des römischen Grundbesitzes, der fast vollständig aus Latifundien bestand, zu erhalten, erbot sich nach der Weigerung des Orest Odovakar, diese Forderung zu verwirklichen, falls ihn das Heer zum Oberfeldherrn mache. Das geschah, Orestes floh, wurde aber in Pavia belagert, gefangen und getötet. Des letzteren Sohn Romulus verzichtete 476 auf die Herrschaft, lebte als Privatmann und erhielt ein Jahrgehalt. Odovakar aber, der nun der thatsächliche Herr Roms war, wenn auch Nepos sich noch eine zeitlang in Dalmatien hielt, führte die Forderung der Germanen durch und nahm, als er von Ostrom die erbetene Anerkennung und Ernennung zu einer hohen Würde nicht in der erwünschten Weise erhielt, den Titel König an.

Das ist das Ende des weströmischen Reiches. Ein Romulus hatte es gegründet, ein anderer Romulus legte, als es auf eine im ganzen unvergleichlich ruhmvolle Geschichte von 1229 Jahren zurücksehen konnte, Purpur und Krone dieses Reichs einem Germanen zu Füßen. Daß das römische Reich im oströmischen Kaisertum, welches des weströmischen Erbe zu sein vorgab, als fortbestehend angesehen wurde, war nichts als eine Einbildung, die jeder thatsächlichen Grundlage entbehrte. Denn schon seit Diokletians Reichseinteilung entwickelte sich in der Osthälfte ein dem Wesen des

römischen Reiches fremdes Staatsprinzip, welches — indem es freilich längere Zeit nun auch Westrom beherrschte — durch Konstantin den Großen verschärft, wiederum durch des Theodosius endgültige Teilung des Reiches eine völlig eigenartige von der in Rom ausgebildeten ganz verschiedene Gestalt annahm. Zudem konnte auch Ostrom seine Ansprüche auf das weströmische Reich nur selten und vorübergehend durchsetzen.

Daß ferner von den Geschichtsschreibern jener Zeit, wie von der Kirche das römische Kaisertum als in der Idee unvergänglich geschildert wurde, war nicht minder eine Täuschung, die sich auf eine beliebte Deutung der alttestamentlichen Weissagung von dem Königreiche, das ewiglich bleiben wird (Daniel 2, 44), gründete. Daß auch die Deutschen sich von dieser Meinung nicht frei machen konnten, ist verhängnisvoll für ihre Geschichte geworden.

Die eine ihrer weltgeschichtlichen Aufgaben hatten die Germanen nun erfüllt; nachdem sie unaufhörlich an der Lockerung der Grenzen des Römerreichs gearbeitet, nachdem sie es dann mit Wanderwogen überschwemmt hatten, in seine Heere, in seine Verwaltung eingedrungen war und in furchtbarem Krieg seine Widerstandskraft allmählich lahm gelegt, hatten sie ihm ein Ende gemacht. Nun wendeten sie sich mit frischer Kraft der an verschiedenen Stellen schon vorbereiteten und begonnenen Ausführung ihrer zweiten Aufgabe zu, auf dem zertrümmerten Weltreich des Altertums neue, kräftige Grundlagen der Geschichte zu schaffen. Doch die Gährung und Wirrnis der Völkerwanderung war noch nicht zu Ende, und an den noch folgenden letzten Erschütterungen derselben mußte sich nun erproben, welche der Neuschöpfungen dauerhaft, welche schnell vergänglich sein sollten. Und nur wenige derselben vermochten sich dauernd als rein germanische zu behaupten. Wohl war zwar das ganze Europa mit Ausnahme des von finnischen und slavischen Völkerschaften besetzten Ostens und Nordostens und des auf einen Teil der Balkanhalbinsel beschränkten oströmischen Reiches von Germanen besiedelt, wohl hatten diese selbst in Nordafrika einen großen Staat gegründet; allein eine Reihe der in jener Zeit geschaffenen Germanenreiche geht nach kürzerer oder längerer Zeit zu Grunde, während das germanische Volkselement derselben äußerlich völlig in der alten Bevölkerung verschwindet. Jedoch meist nur äußerlich. Denn in Wahrheit wird jene alte Bevölkerung durch das Aufgehen des germanischen Bestandteils in ihr eine völlig neue; aus der alten zu jeder positiven geschichtlichen Arbeit untauglich gewordenen wird durch den Zufluß deutschen Blutes eine neue lebens- und schaffenskräftige. Aus dieser Mischung entsteht das

Romanentum, entstehen die Völker und Reiche, die neben den rein germanischen die bedeutendsten Träger der europäischen Geschichte sind. So war es eine in politischer und kultureller Hinsicht großartige That, in deren Ausführung ein Teil der germanischen Stämme auf- und unterging, und wenn diese ihre Namen, ihre nationale Eigenart dabei einbüßten, so bleibt es doch ihr Ruhm, das durch die Zersetzung der römischen Kultur altersschwach und sterbensreif gewordene Europa mit frischer Jugendkraft belebt zu haben. Die Stämme, welche wesentlich für die außerdeutsche europäische Geschichte die Grundlage schaffen, und als solche bei dem Neubau zu Grunde gehen, sind hauptsächlich ostgermanische, so die Ost- und Westgoten, die Gepiden, Vandalen und einige weniger wichtige. Ihr Geschick teilen aber auch einige der West- (ursprünglich westlich der Oder sitzenden) Germanen, die Langobarden und ein Teil der Sueven. Nur ein ostgermanischer Stamm rettet, wenn er selbst auch sehr bald vollständig romanisiert wird, seinen Namen durch die Gründung eines Reiches, das noch lange in der Geschichte eine ziemlich bedeutende Rolle spielt, in späte Zeit: die Burgunden.

Glücklicher wie die Ostgermanen sind in ihren Staatenschöpfungen die Hauptvölker der westlichen Stammesgenossen, vor allen die kühnen, kriegstüchtigen und politisch geschickten Franken. Ihre Hauptthat ist, daß sie den Grundstein zum deutschen Reiche legen und unter ihrer Führung allmählig die Stämme des inneren Deutschlands, die Sachsen, Thüringer, Friesen, Alemannen, Bajuvaren (die alten Markomannen), Hessen und andere zusammen fassen. Daneben aber sind sowohl sie wie auch die Sachsen für die außerdeutsche europäische Geschichte thätig, indem erstere Frankreich begründen, während letztere, jene von der Nordseeluft gestählten Männer voll kerniger Kraft, um 450 nach England übersetzen und dies für immer dem Germanentum gewinnen.

Indem wir die Gründung des angelsächsischen Reiches hier nur kurz erwähnen und die Darstellung der Entwickelung des Frankenreiches einer späteren Stelle vorbehalten, wenden wir unsere Betrachtung jetzt der Geschichte der von den Ostgermanen gegründeten Reiche zu.

Wir fragen zuerst: was wird aus den Westgoten, dem edlen Volke, das mit unwiderstehlicher Macht Ost- und Westrom überwunden, sich nach einem mühereichen, langen Zuge durch das Herz des Römerreiches neue Sitze in Gallien und Spanien errungen und schließlich mit heldenmütiger Kraft dazu beigetragen hat, daß Westeuropa vor der Gefahr, hunnisch zu werden, bewahrt blieb? Es erfreute sich nach dieser That bald einer glänzenden Machtentwickelung, die namentlich das Werk des starken Königs Eurich

(466—488) war. Dieser, der leider durch eine verbrecherische That, die Ermordung seines Vorgängers, Theoderich II., des Mörders Thorismunds, den Thron an sich gerissen hatte, erweiterte das westgotische Reich so, daß es den Teil Galliens, der zwischen der Loire, dem atlantischen Ozean, den Pyrenäen, dem Mittelmeer, der Rhone liegt, einnahm, eroberte den größten Teil Spaniens und zwang die im Nordwesten dieses Landes sitzenden Sueven, seine Oberhoheit anzuerkennen. Er war ein tüchtiger Fürst, der es nicht nur verstand, den westgotischen Namen zu einem weit und breit berühmten und gefürchteten zu machen, sondern auch mit Erfolg darauf bedacht war, des Reiches innere Wohlfahrt zu fördern. Auf seine Anordnung fand die erste Aufzeichnung westgotischer Gesetze statt. Doch seines Reiches Glanz sollte ihn nicht lange überdauern. Er hatte die mächtig aufstrebenden Franken kräftig in ihrer Ausbreitung gehemmt, sein Sohn, der den stolzen Namen Alarich trug, vermochte dies nicht. Unter dem Vorwande, das katholische Bekenntnis, das die Franken vertraten, auch in dem Gebiet der arianischen Westgoten zum herrschenden zu machen, zog Chlodwig, der Frankenkönig, mit einem starken Heere gegen Alarich heran. Dieser hatte zwar versucht, seine katholischen und römisch-gallischen Unterthanen, die das arianische Germanentum haßten, durch Aufstellung eines von römischen Rechtsgrundsätzen ausgehenden Gesetzbuches sich geneigt zu machen. Dies gelang ihm jedoch nicht, vielmehr erblickte die katholische Bevölkerung in Chlodwig ihren Befreier. So sah Alarich seine Herrschaft fast nur auf die westgotische Bevölkerung gestützt, als die Franken den Krieg begannen. Alarich hatte sich in der Nähe von Poitiers verschanzt und wollte hier den Kampf hinziehen, bis die vom Ostgotenkönig Theoderich gesendete Hilfe eingetroffen sei. Allein die ruhm- und sieggewohnten Westgoten wollten nichts von Warten wissen und bewogen den König, vor Ankunft der Hilfstruppen die Entscheidung herbeizuführen. Bei Vouglé, in der Nähe von Poitiers, kam es zur Schlacht, in welcher die Franken trotz des tapferen Widerstandes der Goten, deren König tapfer kämpfend fiel, siegten. Die Franken nutzten ihren Sieg trefflich aus, erorberten das ganze feindliche Reich und warfen die Westgoten nach Spanien. Nur dem Eingreifen des gewaltigen Ostgotenkönigs Theoderich hatten diese es zu danken, daß ihnen wenigstens noch ein Teil des Gebietes südlich der Garonne und das sogenannte Septimanien (Languedoc und Roussillon) erhalten blieb, und daß die Thronzwistigkeiten, die nach Alarichs Tode das Reich zerissen, zu Gunsten des rechtmäßigen Thronerben Amalarich beigelegt wurden.

Allein nach Theoderichs des Großen Tode verlor Amalarich, der aus reli-

giösem Fanatismus seine katholische Gemahlin Chlotilde gemißhandelt und dadurch ihren Bruder, den Frankenkönig Childerich, zum Kriege angereizt hatte durch die Schlacht bei Narbonne den größten Teil der gallischen Besitzungen und fiel bald darauf den Ränken und dem Schwerte des Ostgoten Theudes zum Opfer, welcher sich nach ihm des Thrones bemächtigte. Mit Amalarich starb der letzte Balthe.

Von nun an wurden die häufigen Thronwechsel eine stete Quelle blutiger Streitigkeiten. Unter inneren Wirren und vielen Kämpfen mit Ostgoten und Oströmern, die sich im Lande festsetzten, vermochte das Reich nicht zu gedeihen, bis es endlich der König Leovigild (569—586) mit starker Hand zu Macht und Ehren erhob. Er brachte auch die Westgoten der anderen Bevölkerung gegenüber wieder zu Ansehen und die alte von Eurich herrührende Gesetzsammlung von neuem zur Geltung. Allein durch das allzuschroffe Hervorkehren seines Germanentums, durch die einseitige Begünstigung des Arianismus und die grausame Verfolgung katholisch Gesinnter legte er selbst den Grund zu einem tiefeingreifenden Umschwunge, der unter der Regierung seines Sohnes Reccared (586—601) eintrat. Letzterer, empört über die Hinrichtung seines katholischen Bruders Hermenigild, hatte einen tiefen Widerwillen gegen die arianische Unduldsamkeit gefaßt, und so war es eine seiner ersten Regierungsthaten, das katholische Bekenntnis zum herrschenden zu erheben. Zugleich gab er ein Gesetzbuch heraus, welches bei den Bevölkerungen gleichmäßig Recht zu teil werden ließ, erlaubte die bisher verbotene Eheschließung zwischen Goten und Spaniern und führte statt der gotischen die lateinische Sprache als Kirchen-, Hof- und Geschäftssprache ein.

Sein öffentlicher Übertritt zur katholischen Kirche erfolgte im Jahre 587. Damit war die Geschichte des Westgotenreiches an einem entscheidenden Wendepunkte angelangt. Infolge jener Maßregeln des Reccared ging die Romanisierung der Westgoten so schnell vorwärts, daß das reine Germanentum bald völlig verschwunden war. Die weiteren Schicksale des Reiches sind daher für die Geschichte der germanischen Völkerwanderung nicht von Wichtigkeit, und es bedarf hier nur noch der kurzen Erwähnung, daß sich in jenem eine fast schrankenlose Priestermacht entwickelte, während die Verrohung und Verderbnis der Sitten immer mehr zunahm, und trotz mancher Erfolge der Könige im Kriege gegen äußere Feinde die Thronstreitigkeiten und Unruhen das Land immer mehr in Unordnung brachten, bis dies für das Strafgericht reif war, das im Jahre 711 hereinbrach. In diesem Jahre kamen die Araber in das innerlich zer-

rissene Land, überwältigten sein Heer durch die Schlacht von Xerez de la Frontera und machten dem einst so stolzen Germanenreich ein Ende.

Schon viel früher war ein anderes Germanenreich zu Grunde gegangen, dessen Begründung und Ausbreitung uns schon beschäftigt hat, das der Vandalen. Wir sahen oben, wie glänzend ihre Geschichte in Afrika begonnen hatte; leider ist dieselbe nach Genserichs Tode ein allmählicher Niedergang, den ein tief tragisches Geschick des Königshauses zum Abschluß bringt. Genserich stand am Abend seines Lebens als der Unbesiegliche da, mit dem die Fürsten anderer Länder schließlich nicht mehr fordern dund durch Waffen, sondern nur friedlich und bittend zu unterhandeln wagten. Auf diese Weise war ein Friede mit Ostrom und mit Odovakar ein Vertrag zu stande gekommen, nach welchem letzterer für eine jährliche Tributzahlung Sicilien erhielt. Vor seinem Tode bestimmte der König, daß künftig immer der älteste aus dem Mannesstamm des Königshauses die Regierung führen sollte.

Seine Nachfolger, die wohl seine Grausamkeit, aber nicht seine Größe, Umsicht und Thatkraft geerbt hatten, suchten ihre Macht hauptsächlich durch unmenschliche Verfolgung aller Nichtarianer zu bethätigen. Indem sie dadurch einem großen Teil der Bevölkerung grenzenlosen Haß gegen die Vandalenherrschaft einflößten, und nichts thaten, um den feindseligen Gegensatz beider Bevölkerungen zu vermindern, mußte die Festigkeit dieser Herrschaft um so mehr sich verringern, je schwächer ihre einzige Stütze, das Schwert, gehandhabt wurde. Und das Vandalenschwert verlor bald seine Schärfe und Kraft. Kein germanisches Volk verfiel so schnell einer schrankenlosen Verweichlichung, wie die Vandalen. Sogar die Mauren, die Genserich so klug und kräftig gezügelt, vermochten sie nicht mehr niederzuhalten, und erlitten in den Kämpfen mit ihnen mehrfach Niederlagen. Dabei wurden die Rufe der gequälten Katholiken, die von Ostrom Rettung erflehten, immer lauter. Fast schien es als wollte im Anfang des 6. Jahrhunderts das Königshaus den Bedrückungen ein Ende machen; der milde Thrasamund (496—523) und mehr noch sein Nachfolger Hilderich (523—530) waren gerecht und duldsam gegen die bisher Verfolgten. Ja Hilderich erließ sogar im Einvernehmen mit dem oströmischen Hofe ein Gesetz, kraft dessen die um ihres Bekenntnisses willen Verbannten zurückkehren durften und den Katholiken völlig freie Religionsausübung gestattet wurde. Dies und seine Beziehungen zu Ostrom empörten die vandalisch-nationale Partei, zu deren Führer sich ein Verwandter Hilderichs, Gelimer, aufwarf, welcher den König stürzte. Nun begannen wieder die alten Verfolgungen, so daß sich der oströmische

Kaiser Justinian veranlaßt fühlte, energisch die Einstellung derselben und eine würdige Behandlung Hilderichs zu verlangen. Gelimer wies diese Mahnungen trotzig zurück, vermehrte seine Härte noch, behandelte den König noch strenger als früher und ließ den Vetter desselben Hoamer blenden. Da beschloß Justinian den Krieg und ersah zum Feldherrn in demselben Belisar, den berühmten Perserbesieger. Dieser, der als Soldat ebenso tapfer wie als Heerführer geschickt war, setzte 533 mit einem kleinen Heere, das zum großen Teil aus germanischen und hunnischen Hilfstruppen bestand, nach Afrika über und marschierte auf Karthago zu. Uberall flog ihm die katholische Bevölkerung jauchzend zu, und er hielt, um sie zu fesseln, strenge Manneszucht in seinem Heere. In den nun folgenden Kämpfen mußten die Vandalen es bitter bereuen, daß sie bei der Eroberung des Landes sämtliche Festungen geschleift und nicht wieder hergestellt hatten. Sie hatten dies im Vertrauen auf ihre Kraft gethan; allein die alte Kraft, die der Festungen entbehren konnte, war längst dahin. Gelimer hatte einen geschickten Kriegsplan entworfen, dem zufolge sein Bruder Ammata an einem festgesetzten Tage Belisars Heer von vorn, sein Neffe Gibamun des von der Seite angreifen sollte, während er selbst die Feinde im Rücken fassen wollte. Dieser Plan wurde jedoch durch ein zu frühes Vorrücken Ammatas vereitelt, welcher schon besiegt und getötet war, als Gelimer am Kampfplatze anlangte. Dieser versäumte im Schmerz über des Bruders Tod den richtigen Augenblick des Angriffes und wurde nun von den unerwartet vordringenden Truppen des Belisar völlig geschlagen. Letzterer zog darauf von der Bevölkerung jubelnd begrüßt in Karthago ein, während Gelimer möglichst viel Streitkräfte sammelte. Im Dezember 533 kam es zur zweiten Schlacht, die bei Trikameron gekämpft wurde. Nach heißem Ringen, in welchem Gelimers Bruder Tzazo fiel, wurden die Vandalen wieder geschlagen; die vandalischen Frauen und Kinder, welche bei der Einnahme des Lagers den beutegierigen Siegern in die Hände fielen, wurden als Sklaven fortgeschleppt. Gelimer, welcher in eine maurische Bergfeste geflohen war, mußte sich nach stolzem Widerstande, durch eine dreimonatliche Belagerung in die äußerste Not versetzt, ergeben. Er wurde als Gefangener nach Konstantinopel gebracht und in dem Triumphzuge Belisars mitgeführt, erhielt dann aber ein Landgut, auf welchem er mit seiner Familie seine Tage in Ruhe verlebte.

Afrika aber wurde zu einer oströmischen Provinz gemacht, was jedoch infolge vieler Aufstände erst nach langen Jahren, in denen das einst so blühende Land fast völlig öde und menschenleer wurde, gelang. An das stolze Vandalenreich erinnerte bald kaum noch eine Spur.

Nicht lange nach dem Reich der Vandalen ging auch das von den Ostgoten in Italien errichtete, dessen geschichtlicher Betrachtung wir uns jetzt zuwenden, zu Grunde. Wir sahen, daß nicht — wie oft fälschlich angenommen wird — durch den Zug eines Eroberers, sondern durch einen Militäraufstand die Herrschaft über Italiens Volk und Staat an einen Mann germanischen Stammes, Odovakar, überging, daß damit dem römischen Kaisertum thatsächlich ein Ende bereitet wurde. Der kluge König hütete sich freilich, mit den römischen Überlieferungen völlig zu brechen. Vielmehr versuchte er seine Stellung wenigstens anfangs durch den Schein, als habe er sie vom oströmischen Kaiser erhalten, als eine rechtmäßige darzustellen, und ließ die römische Verwaltung in all ihren Formen und Zweigen fortbestehen. Außerdem war er duldsam gegen die römische Bevölkerung und, obwohl er Arianer war, freundlich gegen die Katholiken. Auch führte er die Maßregel der Landverteilung, um deren willen er erhoben war, möglichst milde durch, so daß abgesehen von den reichen Latifundienbesitzern, die ein Drittel ihres Besitzes an die Germanen herausgeben mußten, nur Wenige geschädigt wurden. Allein trotz alledem ist die Ansicht zu bekämpfen, daß die Erhebung Odovakars für Rom nichts weiter als eine bloße Änderung in Person und Würde des Herrschenden bedeute. Die Obmacht und Herrschaft der Germanen über die „ewige" Roma war damit eine vollendete Thatsache geworden, der Todeskampf der Völkerbeherrscherin war zu Ende, und das Weltreich bestand nicht mehr. Italien aber befand sich unter Odovakars maßvoller und weiser Regierung besser, wie in der vergangenen Zeit des Jahrhunderts. Es blieb dank der klugen Politik des Herrschers von den früher unaufhörlichen Einfällen der Vandalen verschont, freute sich der Fülle seiner „Kornkammer", Siciliens, und seine verödeten Gegenden begann sich unter der Arbeit der neuen Ansiedler wieder neu zu heben. Nach außen hin freilich war von der alten, glänzenden Machtstellung keine Spur mehr vorhanden, nirgends war außerhalb Italiens mehr ein Land, das sich den von Rom ergehenden Befehlen beugte. Nur Dalmatien unterwarf Odovakar (481) nach des ehemaligen Kaisers Nepos Ermordung, welcher dort noch bis zum Tode unbeachtet den Schein seiner einstigen Würde zu wahren gesucht hatte. 487 zog der König von Rom gegen Rugiland, das Rugierreich, welches an der mittleren Donau in der Gegend zwischen dem heutigen Wien und Linz entstanden war. Der Rugierkönig Fava wurde geschlagen und mit einem großen Teile seines Volkes und römischen Bewohnern des Landes nach Italien geführt. Nur des Königs Sohn Friedrich entkam mit Wenigen zu den Ostgoten, die er unaufhörlich zum Kriege gegen Odovakar angereizt haben soll.

Die Ostgoten, welche sich nach Attilas Tode von der hunnischen Oberherrschaft freigemacht und sich mit Bewilligung der Oströmer in Pannonien niedergelassen hatten, waren bald zu großer Macht gelangt. Mehreren Hunneneinfällen traten sie mit siegreicher Kraft entgegen und breiteten ihr Reich so gewaltig nach Norden und Osten aus, daß die dort hausenden deutschen Stämme überall zurückweichen mußten. So drängten sie nicht nur unter anderen die Markomannen aus Böhmen nach Bayern, wo letztere später als Bajuvaren wieder auftauchen, sondern vernichteten auch einzelne Stämme, wie das seit 454 an der March sitzende Volk der Skiren bis zum Jahre 471 völlig.

Drei Brüder aus dem alten Amalerstamme, dem edelsten Geschlechte der Goten, Valamer, Videmer, Theodemer regierten das in drei Teile geteilte Land damals einträchtiglich.

In dieser Zeit lebte am Hofe in Konstantinopel als Unterpfand des zwischen Ostrom und den Ostgoten geschlossenen Vertrages des Theodemer im Jahre 454 geborner Sohn Theoderich, der später den Namen „Der Große“ trug. Obwohl derselbe trotz seines zehnjährigen Aufenthaltes in der Hauptstadt wenig von der gelehrten Bildung jener Zeit in sich aufnahm, so reifte doch seine politische Einsicht und seine Menschenkenntnis dort in hohem Grade, während er sich zugleich mit dem oströmischen Militärwesen und mit der Verwaltung vertraut machte. Als er im Jahre 472 seinem Vater zurückgegeben wurde, legte er sogleich Proben des in ihm wohnenden Heldengeistes durch glänzende Waffenthaten gegen die Landesfeinde ab. Im nächsten Jahre zog König Videmer, weil das Land zu klein und unergiebig war, um den Ostgoten noch lange hinreichende Erträge zu gewähren, mit einem Teil des Volkes aus und vereinigte sich schließlich mit den gallischen Westgoten. Als nun auch Valamer und Theodemer gestorben waren, ward Theoderich zum alleinigen König der Ostgoten erwählt. Er führte 475 sein Volk, das nach einem reicheren Lande verlangte, nach Niedermösien und spielte nun dreizehn Jahre lang im oströmischen Reiche eine Rolle, welche bald die eines wichtigen Freundes, bald eines gefährlichen Feindes des Kaisers war. Zu Zeiten über die Maßen geehrt und mit hohen Würden umgeben, zu anderen Zeiten vom oströmischen Hofe beargwöhnt, ja bekriegt, war er bald der Schutz des Reiches gegen seinen nicht unbedeutenden Namensvetter und Landsmann Theoderich, welcher sich als Führer gotischer Truppen in römischen Diensten eine nicht unbedeutende Macht errungen hatte, bald des letzteren Verbündeter. Das feige, hinterlistige Spiel des Kaisers Zeno, wie das des Palastaufrührers Basiliscus (der den Kaiser auf kurze Zeit vom Throne

verdrängte), das darin bestand, daß die Hofpartei bald mit dem einen bald mit dem andern Theoderich Verträge schloß und wieder brach, war der Grund dieses wechselnden Verhaltens des Gotenkönigs, dessen Ostrom bedrohende Macht nach dem Tode des zweiten Theoderich bedeutend stieg, da ihm die Gotenscharen dieses Mannes sofort zu fielen. Er versuchte nun auch eine Unternehmung gegen Konstantinopel und mag wohl die Absicht gehabt haben, auf dem Grunde des gestürzten Ostroms sein Reich zu errichten. Allein es blieb seinem scharfen Blick nicht verborgen, daß die Einnahme und Behauptung der Stadt Konstantinopel, ohne deren Besitz von einer Herrschaft über das oströmische Reich nicht die Rede sein konnte, für seine in der Belagerungskunst nicht geschulten, dagegen nach Krieg und Beute sich sehnenden, durch das Hin- und Herziehen verwilderten Truppen nahezu eine Unmöglichkeit sein würde. Ohne Herr von Konstantinopel zu sein, konnte er auf oströmischen Gebiet kein von Ostrom unabhängiges Reich gründen, und ehe er um die durch eine wunderbar günstige Lage vor Hunger und Angriff geschützte Hauptstadt langwierige und aussichtslose Kämpfe heraufbeschwor, wollte er lieber auf irgend eine andere Weise seine Pläne verwirklichen. Da soll nun das Zureden des oströmischen Kaisers, sowie das Aufstacheln des vertriebenen Rugierkönigssohnes Friederich dazu beigetragen haben, daß er seinen Blick nach Italien lenkte. Dort war das alte Reich gestürzt, das neue hatte keinen Mittelpunkt, wichtig und uneinnehmbar wie Konstantinopel; es war also Aussicht vorhanden, daß er dasselbe mit seinen tapfern Goten in seine Gewalt bringen würde, zumal er die trotz des milden Regiments Odovakars noch immer nach dem Schein früherer Größe des römischen Kaisertums und römischer Selbständigkeit lechzende römische Bevölkerung durch das Vorgeben, er komme im Namen des oströmischen Kaisers als ihr Befreier von der Herrschaft des Tyrannen Odovakars, an sich ziehen konnte.

Der Plan des Zuges wurde endgültig bestimmt, und Theoderich ließ an die Ostgoten, die sich in den Ländern der unteren Donau befanden, den Ruf ergehen, sich auf den Gefilden bei Novä (dem heutigen Sistowa) einzufinden, von wo er sie nach Italien führen und ihnen ein starkes Reich gründen würde. Dem Rufe folgten viele Scharen, so daß der streitbaren Männer im Zuge, als dieser sich 488 mit Weib und Kind in Bewegung setzte, mehrere Hunderttausend gewesen sein mögen. In Südpannonien verlegten die jetzt dort hausenden Gepiden und andere Stämme den Weg, wurden aber geschlagen. Theoderich überstieg nun die Alpen und ging nach kurzer Ruhe sofort (489) gegen das nicht weit von der Stätte des zerstörten Aquileja von Odovakar aufgestellte Heer

vor und errang den Sieg. Bald darauf kam es zur zweiten Schlacht bei Verona, in welcher der Held Theoderich wiederum glänzend siegte. Wohl infolge dieses Sieges trägt er in dem reichen Sagenkreise, der an seine Persönlichkeit anknüpft, den Namen „Dietrich von Bern". Nach einer dritten Schlacht an der Adda (490) warf sich der wiederum geschlagene Odovakar in die Feste Ravenna, die Theoderich erst nach drei Jahren einzunehmen vermochte. Der gefangene Odovakar, dem zuerst das Leben zugesichert war, wurde bald darauf ermordet.

Nun hatte Theoderich erreicht, was er wollte; Italien gehört ihm und seinen Goten, und er machte sich sogleich daran, auf der schon von Odovakar geschaffenen Grundlage an die Seinen einen Anteil des Grund und Bodens zu verteilen. Mit großer Weisheit und Milde führte er diese Maßregel durch und bemühte sich auf jede Weise, nicht bloß seinen Goten, sondern auch den Römern gerecht zu werden. Er gab zu diesem Zwecke ein beiden Teilen genehmes Gesetzbuch heraus, setzte die Normen fest, nach denen Streitigkeiten zwischen Römern und Germanen entschieden werden sollten. Er war duldsam in religiösen Angelegenheiten und gestattete, obgleich er Arianer war, keine Verfolgung der Katholiken. Italiens Handel und Ackerbau blühte mehr und mehr auf, und auch Kunst und Wissenschaft erfreuten sich der Segnung einer weisen Regierung. Nach außen hin brachte Theoderich seinen Einfluß nachdrücklich zur Geltung. Obgleich er dem Kaiser des Ostens noch den Namen und Schein eines Oberherrn über Italien gönnte, fühlte und handelte er als „König der Goten und Italer" doch völlig unabhängig von Ostrom, ja ließ dies Reich bisweilen seine Macht empfinden. Er war ferner der Einzige, der dem alle Nachbarn überwindenden Frankenkönige Chlodwig mit Erfolg gegenüber zu treten vermochte, der bei dem Untergang des gallischen Westgotenreiches seinem Neffen Amalarich Septimanien rettete und dabei das ostgotische Reich bis zur Rhone ausdehnte. Großartig war der seinen Beziehungen zu den andern Germanenstämmen zu Grunde liegende Gedanke. Seine Politik war eine alldeutsche, durch sein kluges und kraftvolles Auftreten versuchte er alle deutschen Völker durch Bündnisse mit sich und so auch untereinander zu vereinigen. Mit vielen bedeutenden Fürsten knüpfte er Familienverbindungen an und brachte durch solche seinem Hause die Königsfamilien der Vandalen, Burgunden, Westgoten, Franken, Thüringer nahe. Die Alemannen, die vor Chlodwig geflohen waren, hatte er in Rätien angesiedelt und so seinem Reiche eingefügt, das Italien, Sicilien, die Provence, Pannonien, einen Teil von Noricum und Rätien umfaßte. So wurde seine Macht weit und breit gefürchtet und

sein Name überall geachtet. Allein es war ihm nicht vergönnt, seine edle Helden- und Herrscherlaufbahn durch Jahre der Ruhe und Befriedigung abzuschließen. Das undankbare Volk der Römer haßte in ihm den „Barbaren" und die Katholiken waren unablässig bemüht, ihm, dem Arianer, Schwierigkeiten zu bereiten. Durch die trüben Erfahrungen, die der König in dieser Beziehung machen mußte, bemächtigte sich schließlich seiner solch ein Zorn, daß er sich zu einer schlechten That verleiten ließ. Der edle, einflußreiche Boëtius, den er zu hohen Ehren erhoben hatte, wurde ihm als Teilnehmer an einer von Konstantinopel ausgehenden Verschwörung verdächtigt, welche den Zweck haben sollte, die Arianer aus Italien zu vertreiben. In blinder Empörung über diesen Plan und über die Undankbarkeit der Römer, ließ er nicht nur den Boëtius, ohne ihm Gelegenheit zur Verteidigung zu geben, zum Tode verurteilen und hinrichten, sondern ergriff auch als einen Gegendruck gegen die Verfolgungen, welche die Arianer in Ostrom zu erleiden hatten, harte Maßregeln gegen die Katholiken. So wurden ihm seine letzten Lebensjahre verbittert, und als er, der Held, der weise König, der ruhmreiche Gotenbeherrscher, der Beglücker Italiens gestorben (526) und später sein stolzes Reich von den Byzantinern vernichtet war, da rissen die „Rechtgläubigen" die Urne, welche seine Gebeine enthielt, aus dem prächtigen bei Ravenna erbauten Mausoleum, und streuten die Asche in die Winde.

Der Erbe seiner Krone war sein Neffe Athalarich. Da aber dieser noch zu jung war, so führte seine Mutter, die kluge Amalasuintha, die Tochter Theoderichs und Nichte Chlodwigs, die Regierung für ihn. Sie machte sich aber bald durch ihr römerfreundliches Verhalten bei den Goten verhaßt und knüpfte, als ihre Stellung immer unsicherer wurde, mit dem oströmischen Kaiser Justinian insgeheim Verhandlungen an, welche ihre eigene Sicherheit und die Übergabe Italiens an Ostrom zum Inhalt hatten. Auch ließ sie drei nationalgesinnte Gotenführer ermorden und erwählte, als Athalarich 534 starb, ihren feigen und ehrlosen Vetter Theodat zum Mitregenten. Dieser ging scheinbar auf die Bedingungen, die sie hierbei stellte, ein, ließ sie aber bald ermorden. Das nahm Justinian als Veranlassung, unter dem Deckmantel der Entrüstung über diesen Mord, Italien mit Krieg zu überziehen. Zwar versprach der elende Theodat, sein Reich ohne Schwertstreich dem Kaiser auszuliefern; da er sich aber bei den Verhandlungen ebenso wankelmütig als mutlos benahm, so landete im Frühjahr 536 das oströmische Heer unter Führung des Vandalenbesiegers Belisar, welcher sofort an die Unterwerfung Süditaliens ging und Neapel nahm. Theodat wurde von den Goten getötet, die nun einen tapferen

Mann unbekannter Herkunft, Vitiges, zum König machten. Dieser führte den Krieg, trotz großer Tapferkeit der Seinen unglücklich; es gelang ihm nicht, die von den Oströmern genommenen und die abgefallenen Plätze wieder zu erobern, und auch die Hilfe, die er von den Franken erbeten, war von wenig Nutzen für ihn. Zwar halfen den Goten fränkische und burgundische Truppen unter König Theodebert bei der Eroberung von Mailand, das für seinen Abfall furchtbar gestraft wurde; jedoch führte Theodebert den Krieg nur zu seinem eigenen Nutzen, bald die Römer, bald die Goten bedrohend, und von beiden gleich gefürchtet. Als die Franken mit unendlicher Beute nach Gallien abgezogen waren verlor Vitiges in Italien immer mehr an Boden und warf sich schließlich in das feste Ravenna, das Belisar einschloß. Des Belisar Feldherrngröße bewundernd, kamen die Goten auf den Gedanken, ihn zum Abfall von Ostrom zu verleiten, indem sie ihm ihr Königtum anboten. Unter seiner Führung, meinten sie, würden sie der ganzen Welt gewachsen sein. Belisar ging scheinbar darauf ein, wurde in Ravenna eingelassen und nahm nun die Unterwerfung des Vitiges nicht für sich, sondern für seinen Kaiser an. Allein man mißtraute ihm in Konstantinopel und rief ihn ab. Damit war der erste Teil des tragischen Untergangskampfes der Goten beendigt (539). Vitiges und viele germanische Edle wurden nach Konstantinopel geführt und vom Kaiser ehrenvoll behandelt.

Nachdem Belisar Italien verlassen hatte, erhoben die Goten einen tapferen Heerführer Ildebald zum König (540), der sich aber bald unbeliebt machte und erschlagen wurde. Einen neuen kräftigen Aufschwung bekam die gotische Bewegung erst, als der edle Totila, ein echt germanischer Held, geschmückt mit den schönsten Stammestugenden, treu, harmlos, rein und todesmutig, die Königswürde erhielt. Dieser eroberte fast ganz Italien wieder und suchte durch die größte, mit männlicher Willenskraft gepaarte Sanftmut dem Gotentum überall Liebe und Achtung zu gewinnen. Als seine Erfolge anfingen, den Kaiser Justinian zu schrecken, schickte dieser wieder den Belisar nach Italien, aber ohne genügende Streitkräfte (544). So konnte letzterer trotz seiner Feldherrngaben nur wenig ausrichten und vermochte es nicht zu verhindern, daß Rom von Totila erobert wurde (546). Als die Goten aber bald darauf bewogen durch ein listiges Schreiben Belisars, der den schonenden Sinn des Königs anrief, die Stadt verließen, besetzte Belisar dieselbe wieder. Dies war der einzige geringe Erfolg, den der von seinem Kaiser beargwöhnte und im Stiche gelassene Feldherr gegen Totila errang. Unfähig, mit seinen geringen Streitkräften irgend etwas von Bedeutung auszurichten,

wurde er 549 nach Konstantinopel zurückberufen, während an seine Stelle 552 Narses gesendet wurde. Dieser, der als Feldherr dem Belisar nicht nachstand, kam mit einem großen, kriegstüchtigen Heere, dessen Kerntruppen aus Herulern, Longobarden und Hunnen bestanden. Den beiden Heerführern war es erwünscht, bald eine Entscheidungsschlacht herbeizuführen. So kam es im Juli 552 zu der blutigen Schlacht bei Taginä; das Glück des Tages wurde durch ein unvorsichtiges Vorgehen der gotischen Reiterei, die völlig geschlagen das hinter ihr aufgestellte Fußvolk in Verwirrung brachte, den Goten entrissen. Totila fiel. Aber noch lebte ein anderer Held, der dem Gefallenen an Milde und gewinnender Hoheit nachstand, ihn aber an Todesmut, Kraft und Tapferkeit noch übertraf, ein Mann so gewaltig, so bewundernswert im Kampfe, wie die Dichtung ihre größten Helden zu zeichnen pflegt. Es war Teja. Mit geringen Gotenresten zog er kühn durch das von Feinden überschwemmte Land und nahm nicht weit vom Meere in der Nähe des Vesuv eine feste Stellung ein, während ein gotischer Flottenführer von der See her den Kriegern Zufuhr besorgte. Narses bestach aber diesen Führer und bekam den ganzen Getreidevorrat der Flotte in seine Hand. Als dadurch die rings eingeschlossene Gotenschar dem Verhungern näher und näher kam und durch unaufhörlich geschleuderte Pfeile zusammenschmolz, verließ Teja mit den Seinen die feste Stellung, um im Kampfe, nicht durch Hunger zu sterben. Nun fand ein drei Tage lang ununterbrochen fortgeführter Heldenkampf statt, wie ihn großartiger die Geschichte nicht kennt. Teja und fast alle Gotenführer fielen, ein kleiner Rest stellte das Kämpfen unter der Bedingung freien Abzuges ein, den Narses voll von Bewunderung der feindlichen Tapferkeit gern gewährte. Damit war die Widerstandskraft der Goten gebrochen; einzelne Führer, die sich noch eine Zeit lang hielten, bewog Narses durch Geschick und Freundlichkeit bald zur Anerkennung der oströmischen Herrschaft.

Doch brachte noch das nächste Jahr (554) ein Wiederauflodern des Krieges. Alemannen und andere Germanen kamen über die Alpen und zogen plündernd und brennend durch Italien. Narses griff sie zunächst nicht an; als aber die ungewohnte Wärme, die Genüsse des Südens und das jeden Zusammenhang lockernde Umherschwärmen die beutesuchenden Germanen kraftlos und zwieträchtig machte, als endlich ein Teil des Raubheeres mit dem Erbeuteten in die Heimat zog, trat Narses den zurückgebliebenen Scharen am Volturnus entgegen und besiegte sie so gründlich, daß nur wenige entkamen. Danach ergaben sich auch die letzten Goten, die noch immer Widerstand geleistet, und so war im

Jahre 555 das weströmische Reich vernichtet und das durch den zwanzigjährigen Krieg furchtbar verwüstete Italien unter die Herrschaft der Byzantiner gelangt, die sich aber nicht lange ungestört des neuen Besitzes erfreuen sollten. —

In den letzten Abschnitt der großen Periode, die wir als die der Völkerwanderung bezeichnen, fällt die Begründung und Ausbreitung des Longobardenreiches in Italien. Damit war die letzte der großen, Reiche vernichtenden und Reiche bauenden germanischen Völkerbewegungen angebrochen, die aber wunderbarerweise in ihren Ausgängen die Veranlassung werden sollte, daß das römische Kaisertum nicht der Wahrheit, aber doch dem Scheine nach wieder erweckt wurde.

Die Longobarden wohnten in der taciteïschen Zeit an der linken Seite der unteren Elbe und hatten sich vielleicht der großen Völkerwanderung angeschlossen, welche die Goten um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Süden unternahmen. Lange Zeit schweigen über sie alle Nachrichten. Als Odovakar das Reich der Rugier 488 vernichtet hatte, nahmen sie deren Sitze (zwischen Linz und Wien) ein, erweiterten aber bald darauf ihr Gebiet durch Besiegung und Vertreibung ihrer östlichen Nachbarn, der Heruler, (512) und zertrümmerten 566 das große Gepidenreich.

Um diese Zeit war Narses, der Italien verwaltete, bei dem oströmischen Hofe in Ungnade gefallen und mußte seine Stellung aufgeben. Aus Rache soll er eine Botschaft an die Longobarden haben ergehen lassen, sie möchten ihre ärmlichen Sitze verlassen und sich des blühenden Landes südlich der Alpen bemächtigen, wo sie Reichtum und Genuß in unversieglicher Fülle finden würden. Als dieselben unter Führung ihres tapferen Königs Alboin im Jahre 568 wirklich die Alpen überstiegen, fanden sie den, der sie gerufen haben soll, und der allein Italien vor ihnen zu schützen vermocht hätte, nicht mehr vor; er war zur selben Zeit gestorben. Unter furchtbarer Plünderung und vielem Blutvergießen bemächtigten sie sich Oberitaliens — der nach ihnen benannten Lombardei — zogen bis Rom, konnten aber dies, wie viele feste Plätze, nicht einnehmen. Was fast stets die Schwäche der Germanen gewesen war, das machte auch ihre Kriegsführung zum Teil unwirksam; sie verstanden die Belagerungskunst nicht. Auch wurden ihre Unternehmungen oft dadurch gelähmt, daß unter ihnen selbst Uneinigkeit herrschte. Es hatten sich den Longobarden Scharen anderer deutscher Stämme angeschlossen, und diese wollten sich nicht den herrschsüchtigen Forderungen des führenden Stammes unterwerfen, ja die als Streitgenossen so schätzenswerten Sachsen, zogen

nach einiger Zeit wieder ab. Auch hatten die Langobarden, die Arianer waren, in der römisch-katholischen Bevölkerung einen so unversöhnlichen Gegner, daß sie überall nur durch das Schwert Fuß fassen und sich behaupten konnten. Als daher Alboin, der seine Gattin Rosamunde, die Tochter des Gepidenkönigs Kunimund, bei einem Gastmahl gezwungen hatte, aus dem als Trinkgefäß benutzten Schädel ihres erschlagenen Vaters zu trinken, von derselben getötet war, und nach der Ermordung seines Nachfolgers Kleph die fünf und dreißig Longobardenherzöge durch Nichtbesetzung des Königsthrons eine Zersplitterung des Reiches herbeiführten, schien dieses durch die Angriffe der einheimischen Bevölkerung, der Oströmer und Franken dem Untergange verfallen zu sollen. Allein die Longobarden erkannten die Gefahr und wählten noch zur rechten Zeit einen König, den Authari (584—590), der die zersplitterten Kräfte von neuem einheitlich zusammenfaßte, Franken und Byzantiner nachdrücklich zurückwies und das Reich innerlich stärkte und ordnete. Durch den Einfluß seiner katholischen Gemahlin Theodelinde, der Tochter des Bayernherzogs Garibald, gewann das katholische Bekenntnis auch unter den Longobarden immer mehr Bedeutung und Anhang, und damit war auch der erste Schritt zur Versöhnung der beiden bisher so hart verfeindeten Bevölkerungen angebahnt. Als nun auch katholische Herrscher (seit 650) den Thron einnahmen, als ferner auf dem Gebiete des Rechts allmählich germanische und römische Grundsätze vermischt zur Geltung kamen, und das Latein als Gesetzessprache allgemein wurde, da machte die Verschmelzung beider Bevölkerungen schnelle Fortschritte. Die Sprache und viele Eigentümlichkeiten der Longobarden gingen freilich dabei verloren; allein das so entstehende romanische Volk war ein frisches, lebenskräftiges, welches viele Vorzüge beider Stammvölker in sich vereinigte und das in den Stürmen der Völkerwanderung verödete Land zu neuer Blüte brachte. Den Gipfelpunkt seiner Macht erstieg das Reich unter der kräftigen Regierung Liutprands, der im Innern ebenso straff und segensreich wirkte als er nach außen hin die Grenzen erweiterte und sicherte. Seinen Eroberungszügen in Italien trat der Papst, indes vergeblich, entgegen. Von nun an waren die Päpste die gefährlichsten Gegner des Longobardenreichs, das schließlich im Kampfe mit diesen zu Grunde ging. Die Päpste suchten Hilfe bei den Franken; Pipin kam, zwang die Longobarden zur Herausgabe verschiedener Eroberungen, welche er dem Papste überließ. Dies war die sogenannte Pipinsche Schenkung, aus welcher der nachmalige Kirchenstaat entstand. Als der Longobardenkönig Desiderius mit Papst Hadrian I. in Streit geriet, kam diesem Karl der Große zu Hilfe und tilgte das Longobardenreich für immer aus.

Die Erwähnung Karls des Großen führt uns auf die Geschichte desjenigen Volkes, welches beim Ausgange der Völkerwanderung in den letzten beiden Abschnitten derselben die weitaus wichtigste Rolle spielt. Dies sind die Franken. Im Zerstören groß, waren sie doch noch viel größer im Aufbauen und, ob lange Zeit durch ihre Treulosigkeit und die scheußlichsten Greulthaten befleckt, doch bewundernswert als die kräftigen, kühnen und klugen Begründer eines Staatengebildes, welches die Wurzel zweier der wichtigsten europäischen Reiche, des deutschen und des französischen ist. Freilich, die nationale Kraft und Eigentümlichkeit Deutschlands geht nicht von jenem alten Frankenreiche aus; sie erwuchs vielmehr östlich des Rheines bei den Stämmen, die sich völlig rein germanisch erhielten. Allein die Entwickelung des Staates wie des gesamten politischen Lebens geht rechts wie links des Rheins auf jene Schöpfung der Franken zurück, und die sich heute seit Jahrhunderten als Erbfeinde gegenüberstehen, sind in bezug auf ihr Staatswesen auf ein und demselben Boden erwachsen.

Die Franken, deren Name in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts zum erstenmal auftaucht, waren aus einer losen Vereinigung verschiedener deutscher Stämme, so besonders der Sigambrer, Chamaver Amsivarier, Katten hervorgegangen und zerfielen in drei von einander ziemlich unabhängige Teile, die Ostfranken (hauptsächlich Katten), die Uferfranken, die ursprüngliche am Rhein von Mainz bis Köln hausten, und die salischen Franken, die ihren Namen vielleicht von ihren Sitzen an der Isala oder Sala (der heutigen Issel) erhalten haben. Sie nahmen in den Kämpfen der Germanen gegen die Römer bald eine hervorragende Stelle ein, führten aber auch fast fortwährend Krieg gegen andere deutsche Stämme, und waren als Feinde außerordentlich gefürchtet, als Bundesgenossen trotz ihres Wankelmuts geschätzt. Sie traten zahlreich als Söldner in römische Heere ein und es gelang vielen ihres Stammes, sich eine einflußreiche Stellung in denselben zu erringen; einzelne brachten es sogar, wie Arbogast, zur höchsten Macht. An dem Sturz der römischen Herrschaft in Gallien hatten sie den größten Anteil, ja sie gaben derselben den Todesstoß.

Der König, unter dessen Führung sie dies vollbrachten, durch dessen kraftvolle Thaten und politische Umsicht der Grund zu der großartigen Entwickelung des Frankenreichs gelegt wurde, war Chlodwig. Er war ein Sohn des dem Geschlechte der Merowinger angehörenden Frankenkönigs Childerich, welcher über einen Teil der salischen Franken herrschte und starb, als Chlodwig erst fünfzehn Jahre alt war (481). Nichts desto weniger ergriff dieser die Zügel der Regierung sofort mit starker

Hand und begann ohne Zögern kräftig an die Ausführung seines Lebensplanes zu gehen, das Frankenreich durch Vergrößerung und durch Vereinigung aller seiner Teile in einer Hand zu machtvoller Blüte zu bringen. Er suchte dies durch Tapferkeit und Klugheit, aber leider auch durch Verbrechen und Heuchelei zu erreichen, und was er schuf, das war nicht bloß durch ehrliche Waffenthaten, sondern mehr noch durch Treulosigkeit und Mord erbaut.

Seine erste That war, den an der Seine gelegenen letzten Rest des römischen Reiches auszutilgen, welchen der edle Syagrius bisher noch, obwohl das Kaiserthum nicht mehr bestand, diesem unabhängig erhalten hatte. Syagrius wurde 486 bei Soissons von Chlodwig geschlagen, und das eroberte römische Gebiet dem Frankenreiche einverleibt.

Um seinen Einfluß auf das Burgundenreich ausdehnen zu können, vermählte er sich (493) der burgundischen Königstochter Chlotilde, deren Eltern im Bruderkrieg der burgundischen Könige getötet worden waren. Seine Gattin war römisch-katholische Christin, er noch ein Heide; sie aber bemühte sich unablässig, ihn, den Widerstrebenden, zu ihrem Glauben hinüber zu ziehen. Ein großes Ereignis kam ihr zur Hilfe. Die Alemannen hatten, um ihr Gebiet nach Norden zu erweitern, die Uferfranken mit großer Wucht angegriffen. Der König derselben, Sigebert, suchte Hülfe bei Chlodwig, und dieser kam mit Freuden. Es kam 496 zu einer blutigen Schlacht, welche bei dem heutigen Zülpich stattgefunden haben soll Als der Sieg sich den Alemannen zuzuneigen schien, erinnerte sich Chlodwig der Worte seines Weibes von dem starken Christengotte, der denen, die ihn anriefen, Siege verleihen könne, wie er wolle. Da gelobte er in der heißen Schlacht, er wolle zum Christentum übertreten, wenn Gott ihn zum Siege führe. Und wirklich wuchs aufs neue der Kampfmut seiner Scharen, die sich nun mit solchem Ungestüm auf die Alemannen stürzten, daß diese schließlich, nachdem ihr König gefallen, in wilder Flucht die Wahlstatt verließen. Chlodwig aber feierte mit dem Siegesfest zugleich seinen Übertritt zum Christentum, und Tausende der Seinen folgten seinem Beispiel und ließen sich taufen. Die Alemannen mußten die Oberherrherrlichkeit der Franken anerkennen und wurden fortan von fränkischen Herzögen regiert.

Bald nach diesem Kriege wandte sich Godegisel, der durch seinen Bruder Gundobald, den Burgundenkönig, verdrängt und in seinem Leben bedroht war, heimlich an Chlodwig um Hilfe. Dieser rückte gegen Gundobald ins Feld und besiegte denselben in der Schlacht bei Dijon (500), in welcher die Entscheidung dadurch herbeigeführt wurde, daß Godegisel, der

seine Umtriebe zu verbergen gewußt hatte, während des Kampfes mit den ihm anvertrauten Truppen zu den Franken überging. Trotz dieser Niederlage blieb Burgund vorläufig noch unabhängig und wurde erst 532 von den Franken erobert und ihrem Reiche eingefügt.

Wie die Franken dem Westgotenreich in Gallien den Untergange bereiteten, haben wir bei der Übersicht über die Geschichte desselben gesehen. Der Name Chlodwigs war nun ähnlich wie der Theoderichs des Großen weit und breit gefürchtet, wenn auch nicht geliebt wie dieser, und aus Nah und Fern wurden dem mächtigen Frankenbeherrscher Ehrenbezeugungen zu teil, ja der oströmische Kaiser Anastasius verlieh ihm sogar die Würde eines Patricius, eine Gunst, die ihm besonders bei den römischen Bewohnern sehr zu statten kam. Wie er nach außen seine Herrschaft auf blutigem Wege ausdehnte, so auch im Innern. Die beiden Könige, welche die andern Teile der salischen Franken beherrschten, beseitigte er durch schändliche List und Gewalt, und wußte durch Überredung und Bestechung ihre Untergebenen an sich zu fesseln; dann ging er daran, sich das Gebiet der Ufer- und Ostfranken anzueignen. Er erreichte dies, indem er zuerst Chloderich, den Sohn des ostfränkischen Königs Siegbert, überredete, seinen Vater zu töten, dann aber den Frevler niederhauen ließ. Darauf übergaben ihm die Ostfranken, welche er durch heuchlerische Worte und die Beteurung seiner Unschuld an diesen Verbrechen gewann, ihre Königkrone. So sah Chlodwig am Abend seines Lebens auf eine blutbefleckte Lebensbahn zurück; aber er hatte das Frankenreich groß gemacht, hatte die Ost-, Ufer- und salischen Franken, die Alemannen, die keltisch-römische und die westgotische Bevölkerung Galliens zu einem großen und starken Ganzen verbunden. Nach seinem Tode teilten seine vier Söhne das Reich unter sich und vergrößerten es durch die Eroberung von Burgund, Thüringen, des Landes südlich der Garonne und durch Unterwerfung der Bajuvaren. Den häufigen Teilungen, denen infolge der mangelhaften Erbfolge des Königshauses das Reich ausgesetzt war, lag hauptsächlich eine Unterscheidung des östlichen, Austrasien genannten, von der Hauptstadt Metz aus beherrschten Gebietes von dem westlichen, Neustrien genannten Gebietes, dessen Hauptstadt Paris war, zu Grunde. Aus dem mehr germanischen Austrasien, dem ostfränkischen Reiche, entwickelte sich später das deutsche Reich, während das französische aus dem romanischen Neustrien hervorging. Von den Söhnen Chlodwigs und ihren erbberechtigten Nachkommen lebte 558 nur noch Chlotar I., so daß dieser wieder das ganze Reich in seiner Hand vereinigte. Nach seinem Tode (561) wollte sein Sohn Chilperich sich des ganzen Reiches bemächtigen, wurde aber von seinen Brüdern,

Sigbert, Charibert, Guntramm, zur Teilung gezwungen. Nach Chariberts baldigen Tode (564) zerfiel das Reich demnach in drei Teile, Austrasien unter Sigbert, Neustrien unter Chilperich und Burgund unter Guntramm. Letzterer hatte mit den Longobarden zu kämpfen, welche sein tüchtiger Feldherr Mummolus schlug. Nicht ganz so glücklich war Sigbert im Kriege gegen die von Osten her die Grenzen Deutschlands angreifenden Avaren, von denen er, trotz anfänglicher Vorteile besiegt und gefangen, nur durch Gold Frieden und Freiheit zu erkaufen vermochte.

Die wichtigsten Ereignisse dieser Zeit im Frankenlande sind aber die, welche durch den Familienhaß der Königshäuser von Austrasien und Neustrien hervorgerufen wurden.

Sigbert hatte sich mit Brunhilde, einer Tochter des Westgotenkönigs Athanagild, vermählt. Chilperich, der seinem Bruder in einflußreichen Verbindungen nicht nachstehen wollte, warb nun um die ältere Schwester Brunhildens, Galsvintha und erhielt auch ihre Hand. Bald aber erkannte Galsvintha, daß sie einem Elenden gefolgt war, der um einer Buhlerin, der Fredegunde, willen sie vernachlässigte. Sie wollte darum in ihr väterliches Haus nach Spanien zurückziehen, wurde aber, ehe sie diesen Entschluß ausführen konnte, jedenfalls auf Anstiften der Fredegunde, ermordet. Als darauf Chilperich sein Einverständnis mit dieser That offen dadurch bewies, daß er Fredegunde zu seiner Gemahlin und Königin machte, zog Sigbert, von Brunhilden zur Rache aufgestachelt, mit Heeresmacht gegen die Frevler. Auf seiner Seite war der Sieg; allein ehe er denselben ausnutzen konnte, wußte ihn die mordgierige Fredegunde aus dem Wege zu räumen (575) Nun wäre es dem Chilperich fast gelungen, Austrasien, welches Brunhilde für ihren unmündigen Sohn Childebert regierte, in seine Gewalt zu bringen. Allein sein Sohn Merovech, der sich mit Brunhilde verlobt hatte, hinderte ihn daran und ist wahrscheinlich auch der Anstifter der Mörder gewesen, die seinen Vater (584), als er gerade jagte, töteten Doch traf ihn dafür bald Fredegundens Rache, die ihn ermorden ließ, und nun nur noch ein Ziel kannte, nämlich ihrem eigenen Sohne Chlotar die Herrschaft über Neustrien, womöglich über das ganze Frankreich zu sichern. Zu diesem Zwecke wußte sie so geschickt mit Dolch und Gift umzugehen, daß bald kein Verwandter Chilperichs mehr vorhanden war, der ihrem Sohne das Anrecht auf die Krone von Neustrien streitig machen konnte. Als ferner der Herrscher von Austrasien, Childebert, der 573 nach Guntrams Tode auch Burgund geerbt hatte, 596 gestorben war, begann Fredegunde sogar zu hoffen, ihrem Chlotar auch das den unmündigen Söhnen Childebert gehörende Gebiet verschaffen zu können. Und in der That

siegte sie in einer Schlacht über das feindliche Heer, starb jedoch bald darauf. Brunhilde, die in Wahrheit das Regiment in Austrasien in Händen hatte, siegte nun wieder über Chlotars Truppen. Allein durch ihre verbrecherische Einwirkung reizte sie ihre beiden Enkel so gegeneinander, daß es zu einem Kriege zwischen ihnen kam, in welchem der eine gefangen und dann ermordet wurde. Als bald darauf auch der andere Enkel starb, erhoben sich die ostfränkischen Großen geführt von Pipin von Landen gegen das lasterhafte Weib und riefen Chlotar herbei. Brunhilde, die von ihren Getreuen verlassen wurde, verlor eine Schlacht, wurde gefangen und obwohl sie eine siebzigjährige Greisin war nach langen Martern auf Befehl Chlotars an den Schweif eines unbändigen Pferdes gebunden und so zu Tode geschleift. Nun war Fredegundens sehnlichster Wunsch doch in Erfüllung gegangen; Chlotar II. war 613 Alleinherrscher des ganzen Frankenreiches geworden. Allein er und noch viel mehr seine Nachfolger waren nichts als Scheinkönige; denn nun beginnt die Zeit der fränkischen Hausmeier, welche thatsächlich das Reich beherrschen, während die Könige als völlig nebensächliche Existenzen nur noch den Namen zur Unterzeichnung der Regierungsmaßregeln hergaben.

Jedes der drei Reiche hatte ursprünglich einen Hausmeier, der zunächst nichts weiter war, als ein hoher Hofbeamter. Als aber in Austrasien das echtgermanische Geschlecht der Pipine, dem Männer von der höchsten Thatkraft und Einsicht entsprossen, erbliche Träger diese Würden wurde, da ging auf sie alle Macht und aller Glanz des nun verkommenen, entarteten und verweichlichten Merowingerstammes über. Sie vereinigten die Hausmeierwürde von Neustrien und Burgund mit der austrasischen und vermochten so durch ihre frische, starke Wirksamkeit dem ganzen Reiche einen mächtigen Aufschwung und eine gesunde innere Erneuerung zu verleihen. Der erste bedeutende Hausmeier war, wie schon bemerkt, Pipin von Landen; als dieser jedoch gestorben und sein Sohn Grimoald an seine Stelle getreten war, beseitigten diesen die Großen des Reiches, weil er seinen eigenen Sohn auf den Thron erheben wollte. Allein der tapfere Pipin von Heristal, der als austrasischer Hausmeier durch die Schlacht bei Testri die Hausmeierwürde auch der beiden anderen Staaten an sich brachte, beugte den König und die Großen unter seinen Willen. Er nannte sich zuerst „Herzog und Fürst der Franken“ und ließ dem Könige nur einige äußere Zeichen seiner Stellung. Er hob und befestigte die Wohlfahrt des Reiches und schützte es energisch nach außen hin. Nach seinem Tode (714) schien sein Werk wieder zerfallen zu sollen, und man versuchte seinem Stamm die Hausmeierwürde zu entreißen. Pipins Sohn jedoch, der heldenmütige Karl Martel, besiegte

seine Feinde in der Schlacht bei Vincy (718) und ward nun unbestrittner Hausmeier des ganzen Reiches. Er war es auch, der 732 die Sarazenen, die nach Gallien eindrangen, besiegte und so der Retter der Christenheit wurde.

Als er gestorben war (741), teilten seine Söhne Pipin der Kleine und Karlmann das Reich. Karlmann ging jedoch 747 ins Kloster, und nun vereinigte Pipin wieder die ganze Macht in seiner Hand. Im Jahre 752 machte er mit Zustimmung des Papstes dem Schattenkönigtum ein Ende und nahm selbst die Königskrone an, ja er wurde einige Jahre später vom Papst in Paris gekrönt und gesalbt. Damit war an die Stelle des verfaulten Merowingergeschlechts das edle, gewaltige der Karolinger getreten, welches das Frankenreich zur höchsten Blüte und Macht führen sollte. Wie Pipin dem Papste in den Longobardenkriegen beistand, haben wir bereits gesehen; die Macht seines Reiches machte er zur unbestritten größten in jener Zeit und regierte klug und stark, bis sein größerer Sohn, Karl der Große, an seine Stelle trat. Wir haben die Geschichte des Frankenreichs bis zum Regierungsantritt dieses großen Königs und Kaisers (768) sich in vier Stufen auferbauen gesehen; zuerst entwickelt sich aus einem Stämmebund das Volk der Franken und sucht im wilden Hin- und Wiederstürmen, in erbittertem Kampfe gegen die Römer das Land, auf dem es sich niederlassen könne. Das geschah in der Zeit, in welcher wir die ersten zwei Abschnitte der Völkerwanderungsperiode verlaufen sehen. Die zweite Stufe ist die thatsächliche Errichtung eines weiten und weithin gebietenden Reiches durch den gewaltigen Chlodwig. Allein mit Blut und Verbrechen war dies Reich gebaut und blutige, greuelvolle Wirren und Entartungen der Könige scheinen — das ist die dritte Stufe — den kühnen Bau wieder von innen stürzen zu wollen. Da aber greift — das ist die vierte Stufe — das Geschlecht der Pipine in die fortschreitende Zersetzung ein und führt das Reich bis an die Pforte jener Herrlichkeit und Größe, die ihm der große Karl wirklich erschließt. Chlodwigs Bau und die zerstörende Arbeit seiner Nachfolger fallen in die Zeit, die wir als den dritten Abschnitt der Völkerwanderung bezeichnen; die durch das Walten der Pipine bestimmte Geschichte des Frankenreichs fällt in den vierten Abschnitt der hier behandelten Periode.

Unsere Darstellung des Verlaufes der Völkerwanderung und ihrer nächsten politischen Folgen nähert sich dem Schlusse, und noch einmal betrachten wir rückblickend die gewaltigen Bilder derselben, welche wie von dem regellosen, willkürlichen Spiel eines übermächtigen Zufalls beherrscht in schnellem, wildem Wechsel die schroffsten Gegensätze uns vor Augen

führten. Allein — noch einmal sei es gestattet, darauf hinzuweisen — was zunächst als des Zufalls wirres Walten erschien, war die notwendige Folge zweier fast wie Naturgesetze unwiderstehlich wirkender Thatsachen, der durch Not und Übervölkerung hervorgerufenen Ausbreitung der Germanen und der unaufhaltsam fortschreitenden inneren Zersetzung des römischen Weltreiches. Ein bitterhartes Gebot trieb die immer mehr anschwellenden germanischen Volksmassen immer wieder über die Grenzen, so notwendig, wie das bis zum Rande einer Schale reichende Wasser überläuft, wenn fortwährend Wasser hinzugegossen wird. Die überquellende Volkskraft drängte naturgemäß gegen die Römergrenzen, Tausende und aber Tausende germanischer Männer fanden durch Roms Schwert den Tod, aber immer wieder wuchsen frische Scharen aus dem blutdurchtränkten Grenzboden und nahmen aufs neue den Kampf, der oft ein Todeskampf um eine neue Heimat war, mit den sieggewohnten Legionen auf. Allein der Sieg wich von Rom; seine einst weltbeherrschende Kraft war rettungslos der inneren Fäulnis verfallen. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so wäre Rom mit seiner ungeheuren Truppenmacht, seinen Reichtümern, seiner Kriegskunst, seiner hohen Kultur vielleicht schließlich doch durch unendliche Kriege der nordischen Stämme Herr geworden und hätte wahrscheinlich wenigstens seine Grenzen so lange zu schützen vermocht, bis die deutschen Stämme durch das ewige Blutvergießen gelichtet, und der ihre Mannschaft aus dem Innern Deutschlands treibende Zwang der Not nicht mehr vorhanden gewesen wäre. Ein unentwickeltes aber gesundes, jugendstarkes Volk, das stetig sich mehrte, warf unaufhörlich die überschüssige Bevölkerung mit großer Gewalt auf ein großes aber altersschwache und in unheilbarem Siechtum sich auflösende Reich; da konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein.

So war die Geschichte der Völkerwanderung in all ihren Erscheinungen und Wirkungen durch die beiden oben bezeichneten Thatsachen bedingt. Die Folgen der ersten Thatsache waren unaufhörliche Wanderungen und Kriege; die zweite war Veranlassung, daß das Reich von den Schlägen der Germanen in Trümmer sank. Schon während dieser Zertrümmerung und nach ihr ergoß sich die nun nicht mehr aufgehaltene Germanenflut über fast ganz Europa, und spendete, wo sie hinkam, frische Volkskraft. Diese wie die weiteren Folgen jener Grundursachen, welche bewirkten, daß die Germanen politisch und militärisch fortschritten, von der römischen Bildung vieles mit dieser aber auch viel Schlechtes annahmen, und daß endlich das Christentum schneller bei ihnen Eingang fand, als es ohne die Völkerwanderung wahrscheinlich geschehen wäre und daß dasselbe schließlich auch bei ihnen in der

römisch-katholischen Form durchdrang, sind teils schon erörtert worden, teils der Darstellung der germanischen Kultur jener Zeit vorbehalten, und es liegt uns jetzt nach dieser Abschweifung ob, noch einmal die Bilder der Hauptereignisse derselben vor unserer Seele vorüberziehen zu lassen.

Im zweiten Jahrhundert beginnt unter den Germanen Deutschlands ein eigentümliches, kräftiges Sichregen und Bewegen; Stämme schließen sich zu Stammgruppen zusammen, und ganze Völker verlassen ihre Wohnsitze. Die Goten beginnen ihre große Wanderung von der Weichselmündung bis zum schwarzen Meere und entfesseln dadurch den Markomannenkrieg; es bildet sich der Bund der Alemannen, die aus dem Innern Deutschlands nach dem Südwesten ziehen und alsbald mit den Römern am Rhein blutig zusammenstoßen. Weitere Völkerbünde entstehen um den Anfang des dritten Jahrhunderts, bald treten auch die Franken auf den Plan und suchen gleich den Alemannen die gallischen Römer heim. Die Mitte dieses Jahrhunderts bringt die furchtbaren Gotenstürme, die, unterstützt durch unaufhörliches Fluten anderer germanischer Völkerschaften über die römische Grenze in ihrer ganzen Ausdehnung, das morsche Reich dem Untergange näherten. Doch mit des Claudius Regierungsantritt hebt noch einmal eine glückliche und machtvolle Zeit für jenes an; sieben große Kaiser, deren letzter 375 starb, stellen Roms Ehre und Ruhm wieder her und wehren im großen und ganzen die Germanen kräftig ab. Allein auch sie können sich im wesentlichen nur auf Verteidigung gegen diese beschränken, und wenn sie dann und wann Angriffskriege nach Deutschland hinein mit Glück führen, so vermögen sie doch mehrmalige furchtbare Verwüstungen Galliens durch deutsche Scharen nicht zu hindern und sind gegen die küstenverheerenden sächsischen und fränkischen Seefahrer fast machtlos, ja sie müssen es dulden, daß sich die Deutschen des linken Rheinufers dauernd bemächtigen, und können dieselben nur von einzelnen Punkten desselben vorübergehend zurücktreiben. Dakien überlassen sie in der richtigen Erkenntnis der durch die Ausdehnung und großen Zahl der Grenzprovinzen erschwerten Verteidigung vertragsmäßig den Goten, nehmen große Scharen deutscher Ansiedler im Reiche auf, und die römischen Heere, welche sie den Germanen gegenüber stellen, bestehen hauptsächlich aus germanischen Soldtruppen, während zugleich zahlreiche Germanen in die innere Verwaltung eindringen. Dennoch behauptet Rom unter diesen Kaisern seine Obmacht über die Völker, als aber ungefähr zur Zeit (375) des Todes des letzten derselben, Valentinian I., der unwiderstehliche Vorstoß der Hunnen die Ostgermanen west- und südwestwärts treibt, als der Kaiser des Ostens Valens mit seinem Heere durch die Westgoten den Untergang

findet, und selbst der große Theodosius, der letzte, der den Namen Kaiser in vollem Umfange verdiente, diese in seinem Reiche dulden muß, da ist Roms Kraft gebrochen, und wenn das weströmische Reich auch noch ein Jahrhundert besteht, so ist dies Bestehen nichts als ein langsames, trauriges Hinsterben.

Nach des Theodosius Tode erbaut Alarich das erste germanische Reich auf römischen Boden; ein Germane, der Vandale Stilicho ist sein einziger nennenswerter Gegner auf römischer Seite, und als dieser stirbt, fällt Italien, ja die ewige Stadt selbst in die Gewalt des edlen Westgotenkönigs. Um dieselbe Zeit flutet eine mächtige Woge germanischer Völker, der Vandalen, Sueven und Burgunden über den Rhein, ergießt sich über Gallien und dann nach Spanien, wo vandalische und suevische Reiche entstehen. In Gallien legt 412 Athaulf den Grund zum Westgotenreich, dessen spätere Verlegung nach Spanien durch einen wenige Jahre darauf über die Pyrenäen unternommenen Zug vorbereitet wird. Bald darauf gründen die Vandalen ihr mächtiges Reich in Afrika, und die Sachsen erobern um die Mitte des Jahrhunderts (450) mit verwandten Stämmen Britannien, das dadurch für alle Zeit ein germanisches Land wird. Aber dem germanischen Reiche und der hohen römischen Kultur Westeuropas droht mit furchtbarem Ernst die Gefahr, durch die Hunnen vernichtet zu werden; Attila, die völkerzerschmetternde Gottesgeißel, zieht mit ungezählten Scharen von Osten her durch Germanien bis weit nach Gallien hinein. Da vereint sich westgotische Heldenkraft und römische Kriegskunst unter der ausgezeichneten Führung des Aëtius, und in mörderischer Schlacht werden die Hunnen zur Umkehr gezwungen. Wenige Jahre später stirbt Attila; sein Tod ist der Freiheitsruf für die unterjochten Völker. Ostgoten und Gepiden machen sich von der Oberherrschaft der Hunnen los, Attilas Reich zerfällt, der größte Teil der Hunnen wird nach Südrußland zurückgedrängt. Roms Weltherrschaft ist in jener Zeit in Wahrheit auf Italien beschränkt; die Regierung seiner Kaiser ist nur noch ein lächerlicher Schein, und was von Macht noch an deren Namen haftet, das übt der Patricius Rikimer aus. Dem Scheinwesen macht an der Spitze der in römischen Diensten stehenden germanischen Söldner Odovakar ein Ende, indem er den letzten Kaiser absetzt und sich zum König von Italien macht.

Doch wird dadurch Roms Herrschaft über seine einstigen Provinzen in keiner Weise wieder hergestellt; ja das Westgotenreich in Gallien und Spanien ist gerade damals zu hoher selbständiger Macht und Blüte gelangt, und dem letzten Überbleibsel aus der Römerherrschaft in Gallien, dem unter Syagrius stehenden Gebiet, macht Chlodwig, der Begründer des starken Frankenreichs,

ein Ende. Und in Italien wird Odovakar schon 486 durch einen ungleich Größeren abgelöst, durch den Begründer des italischen Ostgotenreiches, Theoderich den Großen, der mit Weisheit und Kraft nach innen und außen regiert. Ihm haben es die Westgoten zu danken, daß der das Frankenreich mächtig ausbreitende Chlodwig ihnen noch einen kleinen Teil ihres gallischen Gebiets lassen muß, er versucht weit und breit die deutschen Stämme zu friedlichem Einvernehmen zu vereinigen und in seinem Reich Römer und Germanen zu einem freundschaftlichen Zusammenleben zu bringen. Seine segensreiche Wirksamkeit überdauert seinen Tod nicht. Sein Reich und seine Einrichtungen zerfallen bald; Ostrom erobert, nachdem es zuvor die Vandalenherrschaft in Afrika ausgetilgt, dank seiner meist aus germanischen und hunnischen Söldnern bestehenden Truppen und zweier großer Feldherrn Italien, vermag aber nach dem Tode dieser Feldherrn das Eroberte nur zum kleinen Teil zu bewahren, als die Langobarden über die Alpen kommen (568). Sie sind die letzten Germanen, welche auf römischem Gebiete ein Reich schaffen. Während dies Reich sich entfaltet und ebenso wie das Westgotenreich in Spanien allmählich sein rein germanisches Gepräge einbüßt, bauen die Pippine das fränkische Staatswesen aufs kräftigste aus. Das Westgotenreich wird 711 durch die Mauren zertrümmert, dem Langobardenreich macht Karl der Große ein Ende, das Frankenreich aber wird im letzten Abschnitt der ganzen Zeit, die wir als die Periode der Völkerwanderung bezeichnen, zu der inneren und äußeren Kraft entwickelt, welche es Karl dem Großen ermöglicht, dasselbe zu weltgebietender Macht und zu einem festgefügten hochausgebildeten Staatswesen zu erheben. —

Die Erkenntnis, daß in der Periode der Völkerwanderung die kulturgeschichtlichen Erscheinungen und Vorgänge mehr, als in irgend einer anderen der deutschen Geschichte, durch die politischen und kriegerischen Ereignisse bedingt sind, daß ohne gründliche Einsicht in den Verlauf der letzteren von einem Verständnis der vielgestaltigen, wechselvollen und schwer erkennbaren Kulturverhältnisse unserer Vorfahren jener Zeit keine Rede sein kann, liegt den Ausführungen dieses Kapitels zu Grunde. Wir haben mit derselben den Boden gefunden, auf welchem fußend es uns möglich sein wird, ein Bild der germanischen Kultur jener Zeit zu gewinnen.

Die Kultur der Germanen in der Zeit der Völkerwanderung.

I.

Innig verwachsen mit der Heimat, auf der sie ersprießt, und von derselben in all ihren Gestaltungen maßgebend beeinflußt, ist die Kultur eines Volkes nicht ohne Kenntnis dieser Heimat zu verstehen und klar darzustellen, und es wird darum hier zunächst meine — wenn auch nur kurz auszuführende — Aufgabe sein, die Frage nach den Wohnsitzen der Germanen während der Zeit der Völkerwanderung zu beantworten.

Wir haben gesehen, daß eine große Zahl der germanischen Stämme in dieser Zeit fester, dauernder Wohnstätten entbehrten; sie wurden fast unaufhörlich hin und hergeschleudert und ließen sich bald auf einem Boden, auf dem noch keine alte Kultur erwachsen war, bald auf Gebieten, in welchen seit einem Jahrtausend und länger die Antike geblüht und sich ausgelebt hatte, nieder. Dieser Wechsel gibt der germanischen Kultur der Völkerwanderung das eine einheitliche Darstellung und einheitliches Verständnis so sehr erschwerende, an unvereinten Gegensätzen reiche Bild; andererseits wird man nur, indem man ihn als Erklärungsgrund herbeizieht, im stande sein, manchen eigenartigen Zug damaliger Zeit zu begreifen.

Wenn es nun den Umfang und Zweck dieses Werkes weit überschreitet, bis ins einzelne den Zusammenhang der Kulturvorgänge und -Thatsachen eines Stammes mit dem jeweiligen Sitz desselben nachzuweisen, so dürfte es doch angemessen sein, jenen Zusammenhang wenigstens anzudeuten, indem für bestimmte Zeitpunkte eine Übersicht der Wohnsitze der hauptsächlich in Betracht kommenden Stämme gegeben und zugleich darauf hingewiesen wird, welcher Kultur der betreffende Boden bis dahin angehört hatte. Zu diesem Zwecke erscheint mir die Wahl der Jahre 180, 275, 378, 410, 476, 520, 568, 768 zweckmäßig; die Stämme, um welche es sich namentlich handelt, sind die Ost- und Westgoten, die Gepiden, Heruler, Vandalen, Rugier, Burgunden, Longobarden, Alemannen, Bajuwaren, Franken, Hermunduren (Thüringer), Friesen, Sachsen; doch sollen nur die Hauptteile dieser Völker berücksichtigt werden.

Bei der Betrachtung der taciteïschen Periode hatten wir erörtert, daß wir eine genaue Kenntnis der Sitze der Ostgermanen in jener Zeit nicht besitzen; indes dürfen wir annehmen, daß die Goten vor ihrer Wanderung an der unteren Weichsel saßen, während die Burgunden in den Landstrichen auf beiden Seiten der Netze wohnten. Die Heruler, Gepiden,

Vandalen, Rugier, Skiren gehörten zur gotischen Völkergruppe und hatten daher ihre Sitze in der Nähe der eigentlichen Goten; die Rugier scheinen an den Odermündungen gehaust zu haben.

Um das Jahr 180 vermuten wir die Goten und die meisten der ihnen verwandten Stämme schon nördlich der Karpathen und in der Gegend des Dniepr; die Vandalen sitzen um dieselbe Zeit im heutigen Schlesien am Riesengebirge. Von den Burgunden hatte sich ein Teil, welchen der große Südzug der Goten mitgerissen hatte, in der Nähe der Vandalen niedergelassen, während ein anderer wohl noch in den alten Sitzen verweilte. Die Longobarden nahmen das Land an der unteren Elbe (um das heutige Bardowiek) ein, während die Alemannen wahrscheinlich schon am Main, und die Markomannen nördlich der Donau im heutigen Erzherzogtum Österreich und in Böhmen saßen. Hermunduren hausten in dem Landstrich, welcher sich nördlich von Regensburg über den Thüringerwald bis zur Elbe hinzieht; die Friesen hatten ihre alten Wohnsitze zwischen Rhein und Ems an der Nordsee inne; von den Franken und Sachsen ist noch nicht die Rede. Um diese Zeit hatte also noch kein deutscher Stamm Gebiete römischer Kultur besetzt; hundert Jahre später dagegen, um 275 hat sich das Bild wesentlich geändert. Wir finden nun die Goten und die stammverwandten Völkerschaften (Heruler und andere) in Südrußland am Ufer des schwarzen Meeres vom Don bis nach Dakien hinein, das ihnen Aurelian überlassen hatte, wohnen; die Vandalen haben sich bis in die Ebene zwischen Donau und Theiß ausgebreitet, die Gepiden haben die Sitze zwischen ihnen und den Westgoten (hauptsächlich Siebenbürgen) eingenommen, und wahrscheinlich nördlich oder nordöstlich von ihnen sitzen die Burgunden. An die Vandalen schließen sich nach Westen hin zunächst die Quaden (in Mähren), dann die Markomannen in ihren alten Sitzen an, an diese wieder nördlich der Donau die Juthungen, an diese die Alemannen, die um diese Zeit schon in das Zehntland eingedrungen sind. Der Völkerbund der Franken, welcher eine Reihe der am unteren Rhein wohnenden Stämme vereinigte und sich in die drei Teile der Ost- (Katten), Ufer- und salischen Franken schied, ist in Wirksamkeit getreten und hat auch Gebiete westlich der Rheinmündung besetzt. Im Verein mit ihnen beherrschten die Sachsen, welche rechts der Elbemündung saßen, damals schon die Nordsee. Von den Hermunduren erfahren wir keine nennenswerte Veränderung; die Friesen haben — wie es scheint — schon in jener Zeit ihren Namen auf die Bewohner des ganzen Küstenstrichs bis zur Elbe, also auch auf die früheren Chauken übertragen.

So ist nun das römische Gebiet an drei Stellen von Germanen

betreten, links der Rheinmündung von den Franken, rechts des Rheins im Zehntlande von den Alemannen, und in Dakien von den Goten, welche außerdem noch durch ihre um Mitte des dritten Jahrhunderts ausgeführten Züge nach Kleinasien und der Balkanhalbinsel aufs engste mit dem hochentwickelten, üppigen Kulturleben dieser Länder in Berührung kommen.

Etwa einhundert Jahre später (um 378) ist das Bild wieder ein ganz anderes geworden. Das große Ostgotenreich, dem auch die Heruler angehören, zwischen Don und Dniestr steht unter hunnischer Herrschaft, die Westgoten haben zu einem großen Teil die Donau überschritten und überfluten die Balkanhalbinsel, die Gepiden sind großenteils wohl westlich von Siebenbürgen zu suchen, welches zum Teil von gotischen Scharen, die vor den Hunnen flüchten, eingenommen zu sein scheint. Die Vandalen hausen wahrscheinlich südwestlich des Oberlaufs der Weichsel, die Alemannen haben vom Zehntland aus den Rhein überschritten, während die Sachsen sich zwischen Elbe und Weser finden und die Franken sich westwärts dehnen. Franken und Alemannen werden somit immer vertrauter mit der auf römisch-gallischem Boden erwachsenen Kultur, die Westgoten befinden sich fast völlig auf dem Boden des oströmischen Reichs mit seinen unzähligen Erinnerungen an die Blütezeit des bedeutendsten Kulturvolks des Altertums.

Drei bis vier Jahrzehnte später sind die Hunnen Beherrscher des Ostens nördlich der Donau, Ostgoten und Gepiden sind ihnen unterworfen. Die Westgoten haben Italien erobert und dann in Gallien ein Reich gegründet, während Vandalen und Sueven nach Plünderung Galliens sich in Spanien niedergelassen haben. Burgunden werden um Worms genannt. Elsaß ist ganz von Alemannen, welche sich auch nördlich bis Köln verbreitet und einen Teil der Schweiz inne haben, besetzt, die Franken suchen stetig ihr Gebiet westlich zu erweitern.

Nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert seitdem vergangen (um 476), ist die Hunnenherrschaft, deren Mittelpunkt die Theißebene war, gebrochen.

Die nun vorhandenen germanischen Reiche und Stammgebiete betrachten wir von Osten nach Westen fortschreitend. Zwischen der Donau und den Karpathen finden wir neugefestigt das Reich der Gepiden. Nördlich schließen sich an diese die Heruler und an diese wieder — an den Quellen der Oder und Weichsel — die Longobarden an. Westlich von den Gepiden, in der früheren römischen Provinz Pannonien haben die Ostgoten ein starkes Reich gegründet und dasselbe bis an die Ufer der March, wo sie 471 das Reich der Skiren vernichteten, ausgedehnt. Dort wo nach Westen hin an der Donau das Reich der Ostgoten endet, beginnt das der Rugier, Rugiland, welches sich zu beiden Seiten der Donau bis

über den Inn hinzieht. Auf der linken Seite derselben stößt es westlich an das alte Hermundurengebiet, das Reich der Thüringer, welches den Raum zwischen der Donau in der Gegend von Regensburg bis zur Elbe in ihrer größten Ausdehnung mit Ausnahme ihres oberen Laufes und ihres Mündungsgebietes einnimmt. In Noricum und Rätien herrscht um diese Zeit völlige Anarchie, Italien ist nach dem Sturze des weströmischen Kaisertums in der Hand des Germanen Odovakar. Das Reich der Sachsen beginnt an der unteren Elbe, nimmt fast das ganze Wesergebiet ein und erstreckt sich bis über die Ems. An sie schließen sich in Schleswig-Holstein und Dänemark die Angeln und Jüten und am Nordseestrande die Friesen an, die von der Wesermündung bis westlich über die Rheinmündungen hinaus wohnen. Vom Sachsenreich aus südwestlich, von dem der Thüringer aus westlich erstreckt sich das der Franken, welches sich über den Rhein weit nach Gallien hineinzieht, im Norden von Friesland und der Nordsee, im Süden von Alemannien begrenzt wird. Letzteres breitet sich an beiden Seiten des Rheines von Mainz bis in die Schweiz hinein aus und umfaßt namentlich das heutige Baden, Württemberg, Elsaß und die Nordschweiz. Südlich schließt sich an Alemannien das Reich der Burgunden, welches einen Teil der Schweiz und Savoyen enthaltend sich zu beiden Seiten der Rhone, westlich bis an die obere Loire hindehnt und im Süden von der Provincia begrenzt wird. Zu beiden Seiten der Seine hält der römische Statthalter Syagrius noch ein breites Gebiet für Rom, den übrigen Teil Galliens aber — abgesehen von der kleinen Landschaft Armorica (Bretagne) — nehmen die Westgoten ein, deren Herrschaft auch den größten Teil Spaniens umschließt, während den Nordwesten letzteren Landes die Sueven inne haben. Im Süden, in der Provinz Afrika ist das mächtige Reich der Vandalen erstanden, und im Norden endlich haben nach dem westlichen England Sachsen, Angeln und Jüten das Germanentum mit Erfolg verpflanzt.

Es befanden sich also auf den Gebieten der alten römischen Kultur Ost- und Westgoten, Sueven, Vandalen, Burgunden; zum Teil auf solchen, zum Teil auf denen einer verhältnismäßig unentwickelten Kultur Franken, Alemannen, Rugier, Gepiden, völlig aber auf solchen letztgenannter Art — abgesehen von den auf englischem Boden befindlichen Sachsen, Angeln und Jüten — Sachsen, Friesen, Thüringer, Longobarden, Heruler.

Das Jahr 520 zeigt uns wieder sehr bedeutende Veränderungen im Besitzstande der Völker. Mächtig hat sich das Frankenreich entwickelt, seinen Grenzen das Gebiet des Syagrius, das der gallischen Westgoten und Alemannien eingefügt, während Burgund sich noch selbständig erhalten

hat. An Stelle von Odovakars Reich ist das bedeutende ostgotische entstanden, welches unter Theoderichs kraftvoller Herrschaft Italien, Sizilien, die Provence, Pannonien und teilweise auch Noricum und Rätien umfaßt. Die Westgoten sind auf Spanien beschränkt, dessen Nordwesten noch immer die Sueven inne haben, und unter Thrasamunds sanftem Szepter blüht der Vandalenstaat in Afrika. Im Osten haben die Longobarden das Volk der Heruler vernichtet und deren Sitze, sowie Rugiland eingenommen, aber noch steht das mächtige Reich der Gepiden ungeschwächt da, wie auch bei den übrigen Stämmen keine wesentliche Verschiebung ihrer Wohnsitze zu verzeichnen ist. Nur ist zu bemerken, daß südlich der Donau bei Regensburg jetzt der Stamm der Bajuvaren erscheint, welcher vielleicht aus Resten der alten Markomannen und anderer deutscher Stämme hervorgegangen ist.

Daß auf fremdem Kulturboden die germanische Nationalität sich nicht dauernd halten konnte, zeigt das nächste Jahr unserer Betrachtung, 568. Italien und Afrika sind wieder frei von ihren ostgotischen und vandalischen Beherrschern, und die Reste dieser stolzen Völker verschwinden bald völlig. Dagegen hat das Frankenreich sich noch weiter gedehnt; Burgund (532) und das Land der Bajuvaren (555) sind seinem Gebiete einverleibt, ebenso ein Teil von Thüringen (531), dessen andere Hälfte den Sachsen zufällt. Die Longobarden haben 566 dem Gepidenreich ein Ende gemacht und setzen sich zwei Jahre später in Italien fest. Durch diesen Südzug wird den still vorrückenden Slaven und Avaren weiterer Raum freigegeben; letztere lassen sich im alten Gebiet der Gepiden und Longobarden nieder, östlich und nördlich von Slaven umgrenzt.

Im Jahre 768 endlich, dem der Thronbesteigung Karls des Großen ist von all den außerhalb der deutschen und fränkischen Lande gegründeten germanischen Reichen keins mehr vorhanden außer dem longobardischen, welches jedoch auch schon 774 durch den Frankenbeherrscher sein Ende findet, und außer dem blühenden, sich eigenartig weiter entwickelnden angelsächsischen Reiche. Dem Banne fränkischer Macht entziehen sich von den deutschen Stämmen nur noch die Sachsen und ein Teil der Friesen. Betrachten wir das Bild, welches sich uns jetzt darbietet im Gegensatze zu dem uns vor der Völkerwanderung gegebenen, so fällt uns die starke Verschiebung des Deutschtums nach Westen auf. Östlich der Elbe ist alles ursprünglich germanische Land von Slaven besetzt, und dem Vordringen der Franken nach Westen setzt erst der atlantische Ozean ein Ziel. Die nationale Entwickelungskraft des Deutschtums ist hierbei aber dauernd auf der rechten Seite des Rheines, also in urdeutschem Lande zu suchen,

während die Wurzeln der staatlichen Gestaltung Deutschlands im linksrheinischen Boden ruhen.

Nach diesen Ausführungen wird es begreiflich erscheinen, daß sich einem die größten Schwierigkeiten entgegenstellen, wenn man ein Gesamtkulturbild der Germanen zur Zeit der Völkerwanderung zeichnen will. Wie grundverschieden war z. B. zur Zeit Theoderichs des Großen in sehr vielen Beziehungen die Kultur der auf altrömischem Boden herrschenden Ostgoten, der in Spanien allmählich verkümmernden Westgoten, der wilden Schwelger in Afrika, der Vandalen, der harten Franken, welche sich mit dem, alle Laster der römischen Kaiserzeit weiter übenden Kelten- und Römertum mischten, und der rein germanischen, noch — möchte man fast sagen — in der taciteïschen Zeit stehenden Sachsen. Wenn hier dennoch, ein solches Kulturbild zu entwerfen, versucht werden soll, so kann dasselbe selbstredend nur in großen Zügen zeichnen, und sowohl nur die bedeutenden Erscheinungen, die allen germanischen Völkern gemeinsam sind, als auch nur die hervorragenden Verschiedenheiten berücksichtigen. Schließlich wird sich diese Darstellung auf eine Spiegelung der Zustände im Frankenreich zuspitzen müssen, welches ja von allen Reichen der Völkerwanderung das für die deutsche Kulturgeschichte wichtigste ist.

Krieg und nicht Friede ist nicht nur Zeichen, sondern auch Förderung der germanischen Kultur in dieser Zeit. Daher ist auch die äußere Erscheinung dieser Kultur eine kriegerische; von Waffen starrt es, wo man hinschaut, und die Blicke werden überall in erster Linie von mächtigen Heerzügen, wilden Kämpfen, dem Brand und der Verwüstung der Städte gefesselt. Heerwesen und Kriegführung der Germanen erfuhren nun, je mehr die letzteren mit den militärischen Einrichtungen der Römer vertraut wurden, und je mehr die königliche Gewalt bei ihnen wuchs, eine Umgestaltung, aus welcher schließlich das eigenartige Militärwesen des Mittelalters hervorging.

Zunächst war es noch das Aufgebot freier Männer, der alte Volksbann, der das Heer bildete, namentlich, sobald es galt, gegen einen Nationalfeind zu kämpfen. Die Gefolgschaften jedoch, die schon seit alter Zeit innerhalb dieses Volksbannes und neben ihm im Kriege eine wichtige Rolle gespielt hatten, gewannen mit dem Erstarken der königlichen Macht immer mehr an Bedeutung. Dies geschah besonders, als im fränkischen Reich die inneren Kriege überhand nahmen, und in diesen die Fürsten sich nicht auf das Volk, welches oft ebenso wenig wußte, auf wessen Seite es sich schlagen sollte, als es einen nationalen Antrieb zu solchen Kämpfen empfand, sondern lieber auf ihre Hausmacht stützen mochten. Obwohl

die Könige nämlich die Macht der Volksversammlung aller freien Männer immer mehr einzuschränken verstanden, so vermochten sie doch nicht immer das aus denselben bestehende Heer zu einem völlig gefügigen Werkzeuge ihrer Pläne zu machen, und so kam es, daß sie sich aus ihren Gefolgschaften ihnen unbedingt ergebene Truppen bildeten, welche das Aufbieten der freien Männer mehr oder weniger unnötig machten. Mit der Ausbildung der Gefolgsheere schwindet allmählich die Sitte, daß nur freie Germanen Kriegsdienste leisten durften; nicht nur die unterworfenen Romanen, sondern sogar Unfreie durften und mußten schließlich Heeresfolge leisten.

Früher als diese Umgestaltung springt jene in die Augen, welche dem Einfluß des Römertums zuzuschreiben ist. Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß die Germanen sehr gelehrige Schüler Roms waren, und was sie gelernt, verwerteten sie namentlich für Kriegführung und Bewaffnung. Ihre alte Heereseinteilung nach Zehnt-, Hundert- und Tausendschaften behielten sie freilich noch lange bei, allein die Führer derselben, Grafen, Herzöge und Könige oder deren Feldherrn hielten auf straffe Disziplin nach römischem Muster, lernten nach einheitlichem Plane Krieg führen, und ergänzten im Kampf die von Alters her übliche keil- oder schweinskopfförmige Schlachtordnung durch Künste der Kriegführung, die sie den Römern abgelauscht hatten. Was sie durch die Verbindung römischer Kriegskunst mit germanischer Heldenkraft zu leisten vermochten, bezeugen ihre kriegerischen Großthaten; nur in einem Punkte waren ihre Fortschritte langsame und geringe, in der Belagerungskunst. Ihre Lieblingswaffen blieben die alten, also besonders Schild und Speer, daneben Schwert, Streitaxt, Schleuder, doch lernten sie auch bald die römischen würdigen und führen. Schutzwaffen besaßen sie außer dem Schilde zunächst nicht, ja Paulus Diaconus erzählt sogar in dieser Beziehung folgendes: „Es waren aber damals die Heruler äußerst kriegsgeübt und hatten durch viele Siege, die sie schon erfochten, einen großen Namen; entweder um leichter zu streiten, oder um zu zeigen, daß sie die vom Feinde kommenden Wunden verachten, zogen sie nackt in die Schlacht und bedeckten nur die Schamteile.“ Im allgemeinen aber begannen die Germanen im Verlauf der Völkerwanderung die Schutzwaffen schließlich doch zu schätzen, namentlich als sie erfahren mußten, wie ihre Krieger dem Fernkampf der Hunnen zahllos zum Opfer fielen.

Mut und Tapferkeit erscheinen während der Völkerwanderung — so lange die Stämme noch nicht der Verweichlichung anheim gefallen sind — durchaus nicht geringer, als in der taciteïschen Zeit, ja eher noch ge-

steigert. Das todesmutige Verteidigen der Wagenreihe, auf der Weib und Kind des Ausganges des Kampfes harrten, die freudige Hingabe des Lebens für den Gefolgsherrn, das sind in dieser nicht minder, wie in der vorhergehenden Periode, hervorstechende Grundzüge germanischen Kämpfens. Auch das Christentum änderte hierin nichts, da es weder das Gebot der Treue bis in den Tod aufhob, noch auch dem alten Germanenglauben an eine Fortdauer des Lebens nach dem Tode widersprach. Der reine Glanz eines solchen Heldentums wurde indes nicht selten durch eine dem Germanen ursprünglich fremde und erst durch die Berührung mit Römern und Hunnen entwickelte Grausamkeit und Roheit getrübt, die sich namentlich in abschreckender Weise bei den Franken zeigte.

Auffassung und Gestaltung des politischen Lebens machen während der vorliegenden Periode große Fortschritte. Nationalgefühl und politische Einsicht beginnen sich zu entwickeln und fördern die Entstehung größerer und strafferer Verbände, wenn sie freilich auch noch nicht imstande sind, den unseligen Bruderkampf der Germanen zu verhindern. Der erste Schritt in dieser Entwickelung wird durch die Bildung von Völkerbünden bezeichnet, welche, in der taciteïschen Zeit schon vorbereitet, jetzt für die Gestaltung der politischen Verhältnisse Deutschlands bestimmend werden. So treten zu dem Markomannenbund der der Alemannen, Franken, Sachsen. Nicht im Innern Deutschlands aber vollzieht sich weiter der wichtigste Teil des politischen Fortschritts; dieser findet sich vielmehr bei den Stämmen und Völkerbünden, welche den deutschen Boden verlassen haben. Damit war es notwendig gegeben, daß die maßgebenden germanischen Staatengebilde, die nun entstanden, keine rein nationalen waren, sondern auf einem Gemisch der Germanen mit den unterworfenen Völkern beruhten. Erst von diesen Mischstaaten aus wurde dann der politische Fortschritt auch auf das eigentliche Deutschland übertragen. Es mag hier erwähnt werden, daß der Vorgang der Vermischung und Verschmelzung der germanischen Nationalität mit der der unterworfenen Völker sich sehr verschieden abgespielt hat. Schon die Besitznahme und Verteilung des eroberten Landes wurde von den Siegern sehr verschieden gehandhabt. Bald war es, wie bei den Ostgoten in Italien, ein Dritteil des eroberten Grundbesitzes, das den Besiegten genommen und den Siegern zugeteilt wurde, bald auch mehr wie bei den Burgunden, bald geschah dies in milder, bald, wie bei den Vandalen in Afrika, in rücksichtsloser Weise. Die Franken scheinen in dieser Beziehung bei ihren verschiedenen Gebietserweiterungen nicht gleichmäßig verfahren zu sein, im allgemeinen aber die Verteilung, abgesehen von einigen Gewaltthaten, nach friedlicher Übereinkunft mit den Galliern vor-

genommen zu haben. Das schnellere oder langsamere Aufgehen der Nationalitäten in einander war nun wesentlich abhängig von der Gesetzgebung, welche vereinend oder trennend beiden Seiten gerecht zu werden suchte, und von dem Verhalten der Könige zu den Unterworfenen. Die tiefe Abneigung, welche die letzteren gegen alles, was in ihren Augen barbarisch war, hegten, schwand mehr und mehr, als der Gegensatz des religiösen Bekenntnisses schwand, als Ehen zwischen Germanen und Nichtgermanen immer häufiger, und die politischen Rechte und Pflichten für beide gleich wurden.

Keine Verschmelzung erfolgte bei den Vandalen in Afrika, vergeblich waren auch die auf eine solche gerichteten Bemühungen Theoderichs des Großen, welcher durch Gesetze und milde Regierung die Römer zu gewinnen suchte. Sein Edikt, welches namentlich die Frauenehre, das Eigentum und die Sklaven auf beiden Seiten gleichmäßig schützen wollte, die Einrichtung der Gotengrafen, welche mit unparteiischer Gerechtigkeit zwischen Goten und Italienern Recht sprechen sollten, alles dies vermochte die gewünschten Früchte nicht zur Reife zu bringen, da der Haß der Unterworfenen gegen die Sieger zu groß war, und diese auch zu bald untergingen.

Bei den Spaniern führte erst die Regierung Reccareds (586—601) eine innige Vermischung beider Nationalitäten herbei, da erst unter ihm das katholische Bekenntnis auch bei den Goten zur ausschließlichen Herrschaft kam, und nunmehr rechtsgültige Ehen zwischen Spaniern und Germanen gestattet wurden. Ziemlich schnell fand sich römische und germanische Art im westlichen und südlichen Teil des Frankenreichs, während im östlichen das Romanentum nur geringe Fortschritte machte.

Schon früh nahmen die Franken manche romanische, manche deutsche Sitte die Gallier an; zum Beispiel findet die Blutrache bei den letzteren, die auch häufig deutsch sprechen lernen, Eingang. Die Longobarden, die anfänglich die Italiener aufs härteste bedrückt hatten, wurden doch im Zusammenleben mit ihnen milder gegen sie, gestatteten Ehen zwischen Germanen und Römern und nahmen bald so sehr italienisches Wesen an, daß, als Karl der Große ihr Reich vernichtete, sie durchaus nicht mehr als Germanen gelten konnten.

Ist somit während der Völkerwanderungszeit das gesamte Kultur- und Staatsleben der Germanen durch das Verhältnis derselben zu den Romanen in hohem Grade beeinflußt, so läßt sich dies auch an der Entwickelung des deutschen Königtums nachweisen. Wir berühren damit ein ein Gebiet, welches seit langem ein Streitgegenstand gewesen ist. Es ist

nicht die Aufgabe dieser Darstellung, das Für und Wider der hierher gehörigen Anschauungen umfassend zu erörtern, sondern einfach das darzulegen, was Thatsache ist und über das, was zweifelhaft ist, die Ansicht des Verfassers auszusprechen. Sicher ist eins: Mit zunehmender Macht und wachsender politischer Einsicht wuchs das Königtum, mit der Abnahme beider Momente wurde es schwach oder ging zu Grunde. Nun ist eine Streitfrage: woher stammt das Königtum bei den Germanen? Ist es eine Nachahmung der Monarchie anderer Völker, die man kennen gelernt hatte, entstand es dadurch, daß ein hervorragender Anführer, auf ein ergebenes Gefolge gestützt, oder das Haupt eines starken Gaues, welcher andere Gaue abhängig gemacht, königliche Gewalt an sich riß, daß endlich ständige Herzöge, weil sich das Volk an ihre Leitung gewöhnt, sich schließlich königlichen Rang anmaßen konnten? Diesen Ansichten gegenüber scheint es dem Verfasser richtig, das Königtum als etwas aus dem Volke heraus Gewachsenes, als etwas deutschem Wesen völlig Entsprechendes, in ihm Wurzelndes, mit deutscher Anschauung und deutscher Sitte von jeher innerlich und innig Verknüpftes anzusehen, das allerdings im Laufe der Völkerwanderung schließlich über das Maß der Macht hinauswuchs, welches ihm nach altdeutscher Auffassung beigelegt wurde.

Wohl waren die Germanen von jeher von mächtigem Freiheitssinne durchdrungen, allein derselbe Wille, der sich trotzig gegen jeden Zwang aufbäumte, beugte sich hingebend vor dem, was ihm verehrungswürdig erschien, vor dem, dem er Treue schuldig zu sein glaubte. Schon in uralter Zeit hat wahrscheinlich das deutsche Königtum, wenn auch nicht bei allen Stämmen, bestanden, und mit der Achtung des Althergebrachten verband sich die Scheu vor dem Göttlichen, denn von den Göttern leitete man die Königsgeschlechter her. Nur Glieder solcher erlauchten Geschlechter konnten Könige werden; sie wurden es jedoch nicht nach einer bestimmten Erbfolgeordnung, sondern durch die Wahl des Volkes, das sich aus ihnen ein Haupt, nicht einen Herren nahm. So war das Königtum ursprünglich weder ein Erb- noch ein Wahlkönigtum, sondern eine Vermischung von beiden, und der diesen Verhältnissen zu Grunde liegende Gedanke zielte auf eine wundersame Vereinigung von Unabhängigkeit des Volkswillens und einer diesen Volkswillen leitenden Regierung des Königs, man kann sagen auf eine innige Mischung von Machtbewußtsein und Freiheitsachtung von Seiten des Königs, von Freiheitssinn und Treue auf Seiten des Volkes ab. Freilich kam dieser Grundgedanke bei den verschiedenen germanischen Völkern sehr ungleich zum Ausdruck, und der Schwerpunkt lag bald auf der Seite königlicher Machtentfaltung, bald auf der des Volkes;

nachzuweisen ist er aber überall, wo das germanische Wesen sich noch einigermaßen rein erhalten hat.

Ob nun das monarchische Prinzip mehr oder weniger eingeschränkt zur Erscheinung kam, der König, welcher ursprünglich in seiner Person die Würde des obersten Kriegsherrn, des obersten Richters und Priesters vereinigte, genoß in besseren Zeiten stets eine Verehrung seines Volkes, welche weder mit der sklavischen Anbetung der Despoten Ostroms noch mit der mitleidigen, den Vertretern der zerfallenden merowingischen Dynastie gezollten Verachtung etwas gemein hatte. In besseren Zeiten sage ich; denn gerade das letztgenannte Beispiel beweist, wie es in Zeiten schlimmen Verfalls mit dem Königtume auch bei den Germanen schlecht stand.

Bei den Ostgermanen bestand das Königtum seit alter Zeit als ein ziemlich straffes, bei ihren westlichen Stammesgenossen überwog lange Zeit (in der taciteïschen Periode) das demokratische Element. Mit der Bildung der Völkerbünde wächst ersteres jedoch auch hier, bis es im fränkischen Reich am kräftigsten zur Erscheinung kommt, während Sachsen und Friesen am längsten sich seinem Erstarken widersetzen. Am stärksten wird es entwickelt in den auf römischem Boden gegründeten Reichen; Persönlichkeiten wie Alarich, Genserich, Eurich, Theoderich, Liutprand und andere sind Vertreter desselben. Die hohe Achtung, welche der König genoß, schloß nicht aus, daß das Volk, durch dessen Willen er die Würde erhalten, sich unter Umständen berechtigt glaubte, ihm, falls er untüchtig oder unglücklich war, dieselbe wieder nehmen zu dürfen. So hören wir von den Burgunden, daß sie ihren König nach altem Rechte wegen Teuerung oder Kriegsunfällen absetzen konnten.

Bei den Longobarden konnte der Thron, wenn keine männlichen Verwandten des verstorbenen Königs vorhanden waren, an weibliche übergehen; auch dies Volk hatte keine feste Erbfolgeordnung, doch wurde die Wahl eines neuen Fürsten meist nach Verwandtschaftsbeziehungen des letzteren zum vorigen Könige vorgenommen. Ein wirkliches Wahlkönigtum war bei den Westgoten seit Theudes (531—548) eingeführt.

Das allgemeine Erstarken der königlichen Gewalt entspringt einer Reihe von Ursachen. Die unausbleibliche Erkenntnis, daß zur erfolgreichen Kriegführung gegen Rom und zur Behauptung und Verwertung des Eroberten eine straffe, von einem starken Mittelpunkte aus geleitete Einheit notwendig sei, war eine der vorzüglichsten derselben; eine andere ergab sich aus dem Bekanntwerden der Germanen mit dem römischen Kaisertum. Es ist natürlich, daß der alles ähnliche überstrahlende Glanz und die Macht, welche die Kaiserkrone umgaben, auf die naiven Gemüter der nor-

dischen „Barbaren" einen gewaltigen Eindruck machen mußte und daß sich der Erkenntnis von der Notwendigkeit einer festen Zentralgewalt auch die Neigung, römische Vorbilder nachzuahmen, gesellte. Bei der Wirksamkeit dieser beiden Ursachen konnte es auch großen Charakteren, welchen die deutsche Königswürde übertragen wurde, nicht schwer fallen, ihre Machtbefugnisse fort und fort durch ihr Herrschergeschick zu vergrößern. Auch wurde es ihnen durch ihren infolge der vielen Eroberungen stetig wachsenden Reichtum immer mehr ermöglicht, sich ein unbedingt ergebenes Gefolge zu halten, welches schließlich so anwuchs, daß es den Heerbann der freien Männer an Zahl und Kraft übertraf. Insofern ist also ein Zusammenhang zwischen der Entwickelung des Königtums und des Gefolgwesens zuzugeben, keineswegs aber ist daraus zu folgern, daß das Königtum aus demselben hervorgegangen ist.

Zuletzt ist unter den Ursachen für das Wachsen der königlichen Gewalt noch die Kirche zu nennen, welche an der Förderung jener ein Interesse hatte.[1]

Alles in allem ist also das deutsche Königtum seinem Kerne nach als etwas völlig dem deutschen Volksgeiste Entsprungenes anzusehen, das freilich durch außerhalb der deutschen Nationalität vorhandene Bedingungen verändert und wesentlich gestärkt wurde.

Das für unsere Kulturgeschichte wichtigste Königtum jener Zeit war das fränkische. Gerade in bezug auf dieses ist über die Frage, ob man in ihm eine Schöpfung des deutschen Geistes oder eine durch den Einfluß des römisch-keltischen Wesens entstandene Einrichtung zu sehen habe, heftig gestritten worden. Und doch weisen unbestreitbare Züge darauf hin, daß auch dies Königtum im Germanentum wurzelte. Die durch kein Gesetz festgesetzte Anerkennung der Erblichkeit der königlichen Würde, die Anwendung dieses Erblichkeitsprinzips nicht auf bestimmte Familienglieder, sondern auf das Königsgeschlecht überhaupt, das trotz seiner Frevel in den eigenartig vertraulichen Beziehungen zu dem Volk, wie sie nur bei Germanen möglich waren, stand, dies alles weist den deutschen Kern im fränkischen Königtum nach. Daß man nur Gliedern einer bestimmten Familie das Recht, den Thron zu besteigen, beimaß, war ein echt deutscher Zug, und bis in das achte Jahrhundert hinein haben die Franken nie einen König anerkannt, der nicht dem Merowingergeschlecht angehörte. Der deutsche Kern ist nun aber freilich durch die Verbindung mit dem Römer- und Keltentum mit allerlei nichtdeutschen Eigentümlichkeiten umhüllt und anders, als es unter rein germanischen Verhältnissen geschehen wäre, entwickelt worden. Schon äußerlich bethätigte sich diese neue Entwickelung

dadurch, daß sich die fränkischen Könige mit den bisher von den Germanen nicht gebräuchlichen königlichen Abzeichen, dem Purpurmantel und der Krone schmücken ließen, und daß Chlodwig es für einen Gewinn hielt, den Titel eines römischen Konsuls führen zu können. Das machte Eindruck auf die unterworfenen Gallier, denen der König bald als der Erbe der weströmischen Kaiser erschien und auf den sie nun den Gehorsam, die Unterwürfigkeit, die sie einst dem letzteren erwiesen, übertrugen. Den Franken war ein derartiges Sichbeugen vor dem Throne fremd; allein es gefiel ihnen, daß ihr König den Romanen so hoch und gewaltig erschien, und indem sie sich über diese Machtentfaltung freuten, beugten sie sich selbst vor ihr. Das war einer der Gründe, warum sie es geschehen ließen, daß die früher so weitgehenden Befugnisse der Versammlung aller Freien durch die königliche Gewalt mehr und mehr eingeschränkt wurden und warum sie keine Rechenschaft von ihren Herrschern mehr forderten. Zudem waren die Zustände in Gallien derartige, daß der fränkische Stamm stets kriegsbereit sein mußte, und daß eine solche Kriegsbereitschaft nur unter einer starken einheitlichen Regierung möglich war. Staatsverfassungsurkunden und eine ausreichende Gesetzgebung waren nicht vorhanden; so konnte eine starke Regierung nur durch eine kräftige Entwickelung königlicher Gewalt geschaffen werden. Sobald nun die Könige erst ihre Macht fühlten, war es natürlich ihr Bestreben, dieselbe nach allen Seiten hin zur Geltung zu bringen, und es kann bei dem schwankenden, wirren Zustande aller Verhältnisse jener Zeit und dem zu Greuelthaten neigenden Charakter aller Merowinger nicht Wunder nehmen, daß zur Erreichung jenes Zweckes als ein Hauptmittel Schrecken angewendet wurde. Dabei verstanden es die Herrscher vortrefflich, bald die Franken gegen die Gallier, bald diese gegen die ersteren zu benutzen. Aus diesen Gründen, zu denen sich der zunehmende Reichtum, sowie die Freundschaft der Kirche gesellten, war das fränkische Königtum auf gallischem Boden an Stärke mächtig gewachsen, und — wie schon oben gesagt — keine Volksversammlung beschränkte dieselbe mehr. Das sogenannte „Märzfeld“, welches Chlodwig abhielt, war eigentlich nichts anderes, als eine Heerschau, und die Großen, welche von den Königen zu Beratungen berufen worden, hatten denselben nur ihre Ansicht gutachtlich zu äußern. Auch bei der Besetzung der Richterstellen hatte das Volk keine Mitwirkung mehr. Die Könige setzten die Beamten ein und ab, sprachen selbst Recht, ja griffen auch widerrechtlich in den Gang des freilich sehr unentwickelten Rechts ein. Von völliger Willkür war schließlich ihre Handlungsweise geleitet, mit unbeschreiblicher Roheit setzten sie oft ihren Willen durch und scheuten vor keinem auch noch so wider-

rechtlichen und elenden Gewaltmittel zurück. So erzählt Gregor von Tours vom König Chilperich folgendermaßen: „Sehr häufig verurteilte er Menschen ungerechter Weise, um ihr Vermögen einzuziehen. — Man kann sich ferner keine Lust oder Ausschweifung erdenken, die er nicht wirklich verübt hätte. Er ersann immer neue Martern, um das Volk zu peinigen. An wem zu seiner Zeit eine Schuld befunden wurde, dem ließ er die Augen ausreißen." Abgesehen von solchen Gewaltthaten war es vor allem eine große Steuerlast, welche das Volk drückte. Doch wurden von derselben wohl nur die unterworfenen Gallier, nicht die Franken betroffen. Wenn letztere auch nicht durchaus steuerfrei waren, so sahen doch die Könige von einer Erhöhung der Besteuerung bei ihnen meist ab, und thaten sie es nicht, so wußten die Franken trotz der großen königlichen Macht, sich dagegen zu wehren. Als König Theudebert gestorben war, wurde der Ratgeber desselben, Parthenius, welcher die Heranziehung der Franken zu bestimmten Steuern bewirkt hatte, von einem fränkischen Volkshaufen gegriffen. „Und sie frohlockten und sprachen: „„Gott hat unseren Feind in unsere Hände gegeben."" Sie schlugen ihn darauf mit Fäusten, spieen ihm ins Gesicht, banden ihn mit den Händen auf dem Rücken an eine Säule und steinigten ihn" (Gregor von Tours III, 37). Aus Beispielen wie diesem ersehen wir, daß es gewisse Punkte gab, in welchen die Franken trotz der großen Macht des Königtums eifersüchtig über ihren alten Rechte wachten. Ja es regte sich in ihnen sogar zeitweilig das Bestreben, ihr altes Mitbestimmungsrecht geltend zu machen. Dies trat namentlich im Kriege hervor, in welchem neben den Gefolgstruppen der Volksbann noch ziemlich lange eine wichtige Rolle spielte. Oftmals sahen sich die Könige genötigt, das Heer im Kriege um seinen Willen zu befragen. Im Kriege Chlothars gegen die Sachsen weigert sich der König, als er die Friedensforderung derselben als gerecht und billig erkennt, gegen sie das fränkische Heer zu führen, wird aber von seinen eigenen Truppen mit Gewalt ergriffen und durch Bedrohung des Lebens gezwungen, die Schlacht zu beginnen. Auch König Siegbert mußte den Widerspruch und das Murren seiner Franken erfahren, als er, ehe es zum Schlagen mit seinem Bruder Chilperich kam, einen von diesem angebotenen Frieden annahm. Klug und unerschrocken aber verstand er es, die Murrenden zu besänftigen, ließ jedoch später einen Teil derselben steinigen. In Kriegszeiten also kam noch bisweilen das alte Unabhängigkeitsgefühl gegenüber der königlichen Gewalt zum Ausdruck; diese hatte aber einen anderen weit schlimmeren Gegner, die Aristokratie. Dieselbe vermochte freilich nichts, so lange das Königtum noch stark war. Als aber infolge fortdauernder Familienzwistigkeiten und

entnervender Laster das Merowingerhaus immer mehr in sich selbst zerfiel, die Könige immer schwächlicher und elender wurden, da erhob jene immer stärker ihr Haupt, bis es im achten Jahrhundert dem aus ihr hervorgegangenen Geschlechte der Pippine gelang, dem nunmehr zum bloßen Schatten gewordenen Königtum ein Ende zu machen.

Diese fränkische Aristokratie ist zu der Zeit, welche wir hier betrachten, durchaus noch kein fester, abgeschlossener Stand; nicht nur wirklich Adlige, sondern auch nichtadlige Freie, ja bisweilen sogar frühere Halbfreie gehörten ihr an. Der Adel, der vor der Völkerwanderung bei den Germanen zu finden war, lebte in alter Form unverändert jetzt nur noch bei den Sachsen, Friesen, Baiern fort; bei all den Stämmen, die sich mehr oder minder mit fremden Nationalitäten vermischt hatten, war er fast gänzlich verschwunden. Krieg und namentlich Nachstellungen der Könige, welche in ihm den gefährlichsten Nebenbuhler ihrer Geschlechter sahen, hatten ihn beseitigt. Der neue Adel, der sich nunmehr entwickelte, hatte seinen Ursprung im Gefolgswesen, dem neuen Beamtentum und in dem bei Eroberung der römischen Länder verliehenen oder angeeigneten Grundbesitz. Kein Gesetz und kein Recht schufen ihn; Macht und Reichtum vielmehr und Gunst der Könige verliehen hervorragende Stellung, und das Volk, von jeher an das Vorhandensein geachteter Adelsgeschlechter gewöhnt, übertrug auf diesen neu sich bildenden Stand die alte Achtung. Bedeutend entwickelte sich die Machtstellung des letzteren namentlich im westgotischen Spanien. Daß das Bild, welches er in dieser Zeit im Frankenreich zeigt, durch so zahlreiche Unklarheiten, ja Dunkelheiten getrübt und unverständlich gemacht wird, liegt eben daran, daß wir es durchaus mit unfertigen, werdenden Zuständen zu thun haben, in welchen sowohl das vergehende Alte im Kampfe liegt mit dem entstehenden, noch ungeregelten Neuen, als auch die Gegensätze zwischen den germanischen Eroberern und den romanischen Unterworfenen noch nicht ausgeglichen sind. Die Unklarheit hierin ist namentlich bei den Franken so groß, daß z. B. Gregor von Tours es oft vollständig zweifelhaft läßt, ob man bei der großen Anzahl von verschiedenen Bezeichnungen, die er für die über das eigentliche Volk Hervorragenden wählt, an einen wirklichen Adel oder an die Angesehenen überhaupt, an die Reichen und Grundbesitzer, oder die höheren Beamten, die Heerführer, die Getreuen des Königs — zu denen die sogenannten Antrustionen gehörten — und die sonstigen Großen zu denken hat. Ebenso unfertig wie die Bildung des neuen Adels ist auch noch die des Lehnswesens, dessen Wurzeln aber sicher in der Völkerwanderungszeit zu suchen sind. Es kam schon jetzt nicht selten vor, daß nicht bloß die

Könige, sondern auch besonders reiche und angesehene Adlige und Geistliche Land gegen das Versprechen unwandelbarer Anhänglichkeit und Treue verliehen und dadurch sich ein ergebenes Gefolge von Vasallen schufen. Indes zeigt sich diese Einrichtung jetzt erst an einzelnen Punkten, während sie im eigentlichen Mittelalter ausschließlich alle Verhältnisse durchdringt.

Zu erwähnen ist hier der oft gebrauchte Ausdruck die „Leudes", über dessen Bedeutung man nicht ganz klar ist. Es sind darunter wahrscheinlich nicht die eigentlichen Gefolgsmänner des Königs zu verstehen, sondern alle freien und halbfreien Leute, welche demselben mehr oder weniger verpflichtet waren, nähere oder fernere Beziehungen zu demselben hatten, während die Antrustionen das Gefolge im engeren Sinne bildeten.

Da in dem neuen Dienst- und Amtsadel nicht bloß Franken, sondern auch die Gallier vertreten waren, so nahm derselbe naturgemäß ein Gepräge an, das sich wesentlich von dem des alten germanischen unterschied. Während früher das Festhalten an der ererbten Tüchtigkeit, an der durch die Geburt gegebenen Pflicht, diese Tüchtigkeit zu üben und sich darin auszuzeichnen, ferner der Anspruch auf das Königtum — sobald das Geschlecht, in welchem das Recht auf dasselbe erblich war, ausstarb oder auf irgend eine Weise dieses Rechtes verlustig ging — die einzigen charakteristischen Merkmale des Adels gewesen zu sein scheinen, tritt jetzt als das wesentliche Streben des neuen Standes in den Vordergrund das Jagen nach höheren Hof- und Staatsämtern, nach Reichtum und Besitz, das Haschen nach Fürstengunst und die Neigung zu allerlei Ränkespiel. Ämter, in welchen sich dieses Streben geltend machen konnte, gab es bald in großer Zahl. Im Frankenreich hören wir von einem Kanzler des Hofes, von Kämmerern, Hofrichtern, Oberstallmeistern und anderen. Das Amt, welches schließlich das höchste und wichtigste wurde, war das des Major Domus, welcher anfänglich nichts weiter als ein Aufseher des Hofwesens sein sollte, bald die oberste Verwaltung der königlichen Privatbesitzungen und Schätze übernahm und allmählich durch die Thaten des Geschlechts der Pippine den Händen der schwachen Merowinger die gesamte Regierungsgewalt, ja endlich das Szepter und die Krone entrang. Die wichtigsten anderen Ämter des Staates waren die des Herzogs und des Grafen. Ersterer war in seinem Gebiet höchster Verwaltungsbeamter, vor allem aber erster Heerführer, letzterer dagegen hatte in einem kleineren Bezirk hauptsächlich Kriegsbefehl und richterliche Gewalt.

So konnte sich nach der mächtigen Erstarkung des Königtums ein neuer, mit weitgehenden Befugnissen ausgestatteter Dienst- und Grundbesitzadel entwickeln; aber die Rechte und der Einfluß des freien Mannes

schwanden mehr und mehr. Die Gesamtheit der versammelten Freien hatte schließlich nur noch im Kriege einige Bedeutung, im Frieden bald gar nicht mehr, und auch die Gerichte wurden allmählich ihres volkstümlichen Charakters entkleidet. Und während dadurch die politische und soziale Bedeutung der Freien immer geringer wurde, schmolz sogar die Zahl der letzteren immer mehr zusammen. Der Freie, der nicht selbst Großgrundbesitzer war und nicht selbst über eine größere Zahl von Untergebenen gebot, konnte oft nicht anders, als sich bei einem Adligen als Arbeiter verdingen, und sank auf diese Weise bald in den Stand der Hörigen hinab. Andere suchten wie z. B. in Spanien vielfach die Unfreiheit, um der drückenden Kriegs- und Steuerlasten enthoben zu sein. Andere wieder gaben ihr Gut aus Frömmigkeit an die Kirche, erhielten es als Lehen zurück und waren nun zinszahlende Vasallen derselben. Eine große Anzahl ferner zog der freien Selbstbestimmung den Dienst am Königshofe vor, und so kam es, daß der früher wichtigste und einflußreichste Stand jetzt immer mehr herabgedrückt und vermindert wurde, bis schließlich an seiner Stelle Adel, Beamte und Geistlichkeit mit ihren Heeren von Halbfreien und Sklaven die einzig maßgebenden Stände wurden. Mit der Abnahme der Freien nahm die Zahl derer zu, welche auf den verschiedenen Stufen der Unfreiheit standen. Das war zunächst eine Folge der unaufhörlichen Kriege, da fast alle Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht wurden. Auch die Lage der Leibeigenen hatte sich gegen früher noch verschlimmert, und wenn diese in den Volksrechten einen gewissen Schutz genossen, so war derselbe doch sehr gering und kam meist gar nicht in Betracht, da die Unfreien der Gerichtsbarkeit ihrer eigenen Herren unterstellt waren. Welchen Grausamkeiten die Sklaven ausgesetzt waren, lehrt eine Geschichte, welche uns Gregor von Tours berichtet (V, 3): Es ist die Geschichte von Rauching, einem Manne, welcher „ganz von Eitelkeit erfüllt, von Hochmut aufgeblasen und voll frechen Stolzes, mit seinen Untergebenen so umging, als ob keine Spur von Menschlichkeit in ihm wäre; über alles Maß menschlicher Bosheit und Unsinnigkeit wütete er gegen die Seinigen und führte abscheuliche Unthaten aus. Wenn z. B. ein Diener, wie es beim Gelage zu geschehen pflegt, vor ihm eine brennende Fackel hielt, so ließ er ihm die Beine entblößen und die Fackel so lange auf dieselben stoßen, bis sie erlosch, und wenn sie dann wieder angezündet war, setzte er es fort, bis daß die Beine des Fackelträgers ganz verbrannt waren. Wenn jener aber zu schreien oder sich von der Stelle zu bewegen wagte, zog er sogleich das Schwert blank und während jener jammerte, jauchzte er auf vor Freude.“ Von demselben Rauching wird auch folgendes erzählt. Unter seiner Diener-

schaft befanden sich ein Knecht und ein Mädchen, welche sich liebten und sich ohne Wissen und Erlaubnis ihres Herrn vermählten. Wohl wissend, daß Rauching sie, sobald er dies erführe, aufs unmenschlichste strafen würde, flüchteten sie in den Schutz der Kirche. Rauching verlangte die Auslieferung der beiden, die ihm auch versprochen wurde unter der Bedingung, daß er die Verbindung der jungen Leute bestehen und dieselben straflos lassen würde. Da schwor Rauching, indem er die Hände auf den Altar legte: „Sie sollen niemals durch mich getrennt werden und ich will vielmehr alles dazu beitragen, daß ihre Verbindung dauernd bestehe.“ Der Priester glaubte diesen Worten und gab das Paar zurück. Kaum aber hatte Rauching dasselbe in seiner Gewalt, so ließ er, seinem Gelöbnis eine schreckliche Deutung gebend, ein Grab graben, das Mädchen lebendig hineinlegen, den Knecht auf dasselbe werfen und das Grab zuschütten. Dies wurde dem Priester hinterbracht, der entsetzt zur Stelle eilte. Seinen eindringlichen Vorstellungen gelang es, zu bewirken, daß das Grab wieder geöffnet wurde, den Knecht fand man noch lebend, das Mädchen aber war erstickt.

Aus dieser Geschichte ersehen wir auch, daß die Kirche bemüht war, das Los der Leibeigenen zu erleichtern, und ob sie zwar die Leibeigenschaft nicht völlig aufhob und selbst viele Hörige und Sklaven ihr eigen nannte, so förderte sie doch aufs eifrigste eine menschliche Behandlung derselben, gewährte ihnen Schutz vor Quälern, pflegte sie, wenn sie krank waren, sättigte sie, wenn sie hungerten, und begründete durch Freilassungen vielen der Bedrückten ein menschenwürdiges Dasein. So war im großen und ganzen die Kirche der einzige Schutz und Schirm der ungezählten Unfreien; vom Recht, welches eigentlich nur für die Freien in Betracht kam, hatten sie wenig Hilfe zu erwarten.

In den Rechtsverhältnissen der Germanen hatte sich seit der taciteïschen Zeit viel geändert. Damals gab es noch kein geschriebenes, sondern nur ein mündlich überliefertes Recht; dasselbe war aber ein vollständig festes, fertiges. In der Zeit der Völkerwanderung dagegen geraten alle darauf bezüglichen Zustände ins Schwanken; zwar dauert das alte überlieferte Recht noch fort, allein daneben macht sich in den unterworfenen Ländern der Einfluß des hochausgebildeten römischen Rechts geltend, welches in ergänzende oder widersprechende Wechselwirkung mit dem ersteren tritt. Die germanischen Könige bemühen sich, durch Edikte die Geltungssphären beider festzusetzen, greifen dabei aber sehr willkürlich in beide ein, so daß vielfach völlige Rechtsunsicherheit herrschte. Als man zu fürchten begann, daß man in diesem Zustande die altgermanischen Satzungen verlieren könne,

und man den Vorzug der schriftlichen römischen Gesetzbücher erkannte, versuchte man jenes alte Recht zu sammeln und niederzuschreiben. So entstanden die „germanischen Volksrechte". Dieselben waren in sehr schlechtem Latein abgefaßt und enthielten meist nur strafrechtliche Bestimmungen, außerdem einige Vorschriften über die Formen der Rechtsprechung und Festsetzungen über Verwaltungsangelegenheiten. Das älteste dieser Volksrechte ist das salische Gesetzbuch der Franken. Dasselbe ist höchst wahrscheinlich schon im Anfang des fünften Jahrhunderts auf Veranlassung eines fränkischen Königs von mehreren angesehenen Franken aufgezeichnet worden und trägt in dieser seiner ältesten Form noch einen entschieden heidnischen Charakter. Durch Chlodwig und andere Merowinger wurde dasselbe überarbeitet und christlich gefärbt. Eigentümlich sind diesem Gesetzbuch die dem lateinischen Text zugefügten Erklärungen, welche gewisse Worte in der altfränkischen Sprache wiedergaben. Es sind dies die sogenannten Malbergschen Glossen; Malberg heißt die germanische Gerichtsstätte, und jene Erklärungen wurden mit Beziehung auf dieselbe eingeführt. Dies Recht galt zunächst, wie schon sein Name beweist, bei den salischen Franken. Ein zweites Buch fränkischen Volksrechts ist das ripuarische, dessen Geltungsbereich das Gebiet der Franken am Rhein und Main war. Es wurde unter König Theoderich (511—534) verfaßt, unter Dagobert ergänzt und bestand großenteils aus Entlehnungen aus dem salischen Gesetz.

Auch den unterworfenen deutschen Völkern gaben die Franken Gesetzbücher, jedoch nicht ihre eigenen, sondern aus dem alten überlieferten Recht der betreffenden Stämme geschaffene, welche freilich vielfach mit fränkischen Bestimmungen durchsetzt waren. Die fränkische Abfassung derselben offenbart sich namentlich in dem durchaus christlichen Charakter, der den Rechtssätzen, obwohl die Völker noch lange nicht bekehrt waren, gegeben wurde, und in den strengen Bestimmungen, welche die Unterordnung der Stammesfürsten unter dem Frankenkönig festsetzten. Entstanden ist so das alemannische Gesetz wahrscheinlich schon unter Theoderich, also im Anfang des sechsten Jahrhunderts; unter Chlothar II. erhielt es Zusätze und zuletzt noch eine Revision unter einem alemannischen Herzoge Lantfried. Das baierische Gesetz wurde unter Dagobert aufgezeichnet. Außer diesen Gesetzen waren auch noch von den Franken gesammelt die der Sachsen, Friesen und Thüringer; dieselben wurden jedoch erst unter Karl dem Großen aufgezeichnet.

Dem Beispiel der Franken folgten andere selbständige deutsche Völker, so die Burgunden, deren Gesetzbuch unter König Gundobad (gest. 516) geschrieben wurde. Das westgotische Gesetz wurde unter den Königen

Leovigild (569—586) und Reccared I. (586—601) abgefaßt und unter den Königen Chindasuint und Reccesuint zu einem völlig ausgearbeiteten Rechtsbuch erweitert. In den beiden letztgenannten Büchern, dem burgundischen und westgotischen, hat das römische Recht weitgehenden Einfluß gewonnen. Ausgezeichnet durch freien und menschenfreundlichen Geist ist das Gesetzbuch der Longobarden, das durch König Rothari 643 eingeführt ist. Dasselbe war anfangs von rein germanischem Geiste getragen und wurde erst später durch das römische und kirchliche Recht umgebildet. Wie schon oben gesagt wurde, enthielten diese Gesetzbücher meist nur strafrechtliche Bestimmungen, so daß die übrigen Rechtsgebiete im ganzen immer noch auf die mündliche Überlieferung angewiesen waren. Trotz dieses Mangels sind die Rechtsbücher von allergrößtem Werte nicht bloß für die Rechts- sondern auch für die Kulturgeschichte.

Sie geben uns ein farbiges Bild der Sitten jener Zeit und häufige Fingerzeige für die Verschiedenheiten der Stämme; während sie z. B. bei dem einen Volke genötigt sind, Körperverletzungen mit einer besonders hohen Strafe zu belegen, müssen sie bei anderen mit einer solchen Verbrechen gegen das weibliche Geschlecht oder Diebstahl bedrohen. Die Strafe bestand meist in Zahlung des Wergeldes. Jeder Angehörige eines Stammes, ja selbst einzelne Glieder des Menschen, ferner Tiere und Früchte waren in den Volksrechten auf bestimmte Summen geschätzt, welche im Falle der Schädigung der Schädiger an den Geschädigten oder dessen Familie zu zahlen hatte. Diese auf den ersten Blick seltsame und ungerechte Einrichtung, nach welcher, wie man meinen könnte, der Reiche nach Belieben morden, rauben und beleidigen durfte, entspringt aus dem Freiheitsgefühl des Germanen und seiner Hochschätzung des Individuums. Es widerstrebte ihm, ohne weiteres dem Recht andere Befugnisse zu gewähren, als die, Vermögensbußen aufzuerlegen; infolgedessen traten erst, wenn diese so hoch waren, daß der Verbrecher sie nicht zahlen konnte, andere Strafen ein. Was aber den scheinbaren Vorzug des Reichen betrifft, so ist erstens darauf hinzuweisen, daß bei manchen schweren Verbrechen selbst der Reichste noch zu arm war, um das Wergeld für sie zu bezahlen, daß ferner noch immer die Blutrache neben dem Wergeld fortbestand und jenen auf Reichtum sich stützenden Übergriffen entgegenwirkte. Die bisweilen unerschwingliche Höhe des Wergeldes erhellt aus der Bestimmung des baierischen Rechtsbuches, welche die Ermordung eines Bischofs betrifft. Ein bleierner Mantel, welcher nach der Größe des Ermordeten anzufertigen war, sollte von dem Mörder mit Gold aufgewogen werden; war diesem dasselbe unmöglich, so verfiel nicht allein er, sondern auch sein Weib und Kind der

Knechtschaft. Die Höhe des Wergeldes war in den verschiedenen Gesetzbüchern sehr verschieden festgesetzt. Die Währungseinheit, welche dieser Festsetzung zu Grunde gelegt wurde, war der Schilling (solidus). Ein Schilling galt nach dem ripuarischen Rechte so viel wie zwei ausgewachsene, starke und gesunde Ochsen, nach dem sächsischen wie ein einjähriger Ochse. Aber nicht hieraus erklärt sich die Verschiedenheit der Höhe des Wergeldes in den Gesetzbüchern, sondern hauptsächlich daraus, daß — wie schon oben bemerkt, die einzelnen Stämme zu verschiedenartigen Verbrechen hinneigten — und ferner daraus, daß dieselben auch den Wert der Person oder des Gegenstandes ungleich schätzten.

Außer dem Wergelde aber wurden in ganz besonderen Fällen andere Strafen angewendet. Wenn ein salischer freier Franke eine Leibeigene heiratete, verlor er seine Freiheit. Vatermord ward bei den Friesen mit Erbschaftsverlust bestraft. Entmannung wurde bei den Westgoten an denen, die Knabenschändung und Sodomiterei getrieben, bei den Franken an Leibeigenen, welche Unzuchtsverbrechen begangen, vollzogen. Verstümmelungen an Händen und Augen wurden nach baierischem Recht dem Freien zugefügt, der eine Freie raubte, und dem Leibeigenen, der einen Freien raubte und als Sklaven verkaufte. Prügelstrafe fand nach baierischem Rechte gegen solche, die sich gegen die Kriegsordnung vergangen hatten, Anwendung; dasselbe Recht läßt der schwangeren Leibeigenen, welche ihr Kind abtreibt, zweihundert Hiebe erteilen. Todesstrafe endlich war nur für die allerseltensten Fälle festgesetzt. Das salische Gesetz wendete sie gegen den Leibeigenen an, der eine Freie raubte, das longobardische gegen Ehebrecher, das sächsische gegen Mordbrenner, das friesische gegen Tempelschänder, welche letzteren in heidnischer Zeit nach Verstümmelung der Ohren und Geschlechtsteile geopfert wurden. Straflos war nach dem letztgenannten Recht, wer einen auf frischer That ertappten Dieb, Mörder, Ehebrecher, Tempelschänder tötete.

Die Volksrechte waren durchaus persönliche, d. h. jeder wurde nach dem Rechte seines Stammes gerichtet, auch wenn er sich in einem ganz anderen Rechtsgebiet befand, also z. B. der Alemanne stets nach alemannischem Recht, auch wenn er unter salischen Franken lebte. In Betreff der Strafen, welche in Zahlung eines Wergeldes bestanden, brauchte der Geschädigte oder seine Familie keine Klage vor Gericht einzubringen, sondern konnte die Summe ohne staatliches Einschreiten eintreiben. War jedoch die Rechtsverletzung eine derartige, daß dadurch der öffentliche „Friede“ gestört wurde, so wurde der Schädiger vor Gericht geladen. Das Gericht, welches früher aus der Versammlung aller Freien des

Gerichtsgebietes bestand, verlor allmählich diesen rein volkstümlichen Charakter; es wurde schließlich nur aus einer beschränkten Anzahl von Rechtsprechenden gebildet und von einem vom König eingesetzten Grafen geleitet. Die Rechtsprechung erfolgte nicht mehr, wie früher, im Namen des Volkes, sondern des Königs. Die bei Prozessen zu beobachtenden Formen waren äußerst verwickelte, und jeder Verstoß gegen jene brachte der betreffenden Partei schwerwiegende Nachteile. Der Beweis wurde durch Zeugenvernehmung und Eidabnahme erbracht; daß aber der Eid nicht so ernst und heilig wie heute aufgefaßt wurde, ergibt sich aus der Einrichtung der Eideshelfer, welche je nach ihrer Zahl die Glaubwürdigkeit des Eides mehr oder minder bekräftigten. Oft wurde der Eid geleistet, indem der Schwörende und die Eideshelfer ihre Hände auf ein Reliquienkästchen hielten. Ein weiteres Beweismittel war das Gottesurteil. Dasselbe bestand gewöhnlich darin, daß derjenige, der sich von einer Anklage reinigen wollte, einen Gegenstand aus kochendem Wasser holen oder mit den bloßen Händen glühendes Eisen tragen oder mit den nackten Füßen über solches hinweggehen mußte. Auch der Zweikampf wurde als Mittel, Unschuld oder Schuld zu beweisen, angesehen. Leider ging auch in jener Zeit das früher den Deutschen gänzlich unbekannte schändliche Mittel, durch Folter Geständnisse zu erpressen, in die germanische Rechtspflege über. Man hatte dieselbe bei den Römern kennen gelernt, und namentlich dadurch wurde ihre Aufnahme gefördert, daß die Fürsten sie vortrefflich geeignet fanden, um vermeintlichen oder thatsächlichen Umtrieben gegen ihre eigene Person auf die Spur zu kommen. So hören wir erzählen, daß Beschuldigte auf die Folterbank gespannt, aufs härteste gegeißelt, mit glühenden Eisen verbrannt, daß ihnen Pflöcke unter die Nägel an Händen und Füßen getrieben wurden, und aus diesen Berichten mutet es uns oft an, als ob die Folterer mehr von einer teuflischen Freude am Peinigen, als von dem Streben, die Wahrheit zu erfahren, geleitet gewesen wären.

Von den zahlreichen Stellen in dem Werke Gregors, welche darüber urteilen lassen, führe ich nur die folgende an: „Der Subdiakon Riculf wurde zum Tode verurteilt und nur mit Mühe erwirkte ich für ihn das Leben; von der Folter konnte ich ihn nicht befreien. Und nichts auf der Welt, kein Stück Eisen auf dem Ambos, hat jemals so viel Schläge ausgehalten, als dieser unglücklichste aller Menschen. Von der dritten Stunde des Tages hing er, die Hände auf den Rücken gebunden, an einem Baume, um die neunte Stunde nahm man ihn ab, spannte ihn auf den Bock und schlug ihn mit Knütteln, Ruten und doppelten Riemen, nicht einer oder zwei, sondern so viele nur an den Leib des armen Menschen herankommen

konnten, so viele prügelten auf ihn los. Als er bereits seinem Ende nahe war, bekannte er endlich . . . ." (Gregor v. Tours V, 49).

Freilich ein Geständnis wurde ja schließlich fast immer erpreßt, und mit ganz naiver Gläubigkeit nahmen die Quäler diesen Triumph ihrer in der Regel dann schon übersättigten Grausamkeit hin.

Die Anwendung der Folter war aber noch nicht bei den eigentlichen Gerichten üblich, sondern zunächst nur bei dem willkürlichen Gerichtsverfahren der Machthaber. Da nun aber eine große Anzahl nicht bloß von Unfreien, sondern auch von Freien gar nicht mehr dem nach altem Recht und alter Sitte bestehenden Gericht, sondern der von den Königen an kirchliche und weltliche Große verliehenen Gerichtsbarkeit unterstellt waren, so sehen wir keinen geringen Teil jener stolzen Germanen, die früher nicht die geringste nichtachtende Berührung ihres Körpers duldeten, jetzt den schmählichsten, ehrlosesten Quälereien und Strafen widerstandslos ausgesetzt.

Betrachten wir nun das Gesamtbild, welches uns die Rechtsgeschichte jener Zeiten bietet, so sind die hervorstehendsten Züge desselben völlige Rechtsunsicherheit, rücksichtslose Willkür der Mächtigen, daneben freilich das Bestreben, durch Gesetzbücher einen geordneten Zustand herbeizuführen; ferner abnehmende Achtung des Einzelnen, Minderung der allgemeinen Freiheit, Einschränkung der alten Volksgerichte durch die eigenmächtige Rechtsprechung der Fürsten und die Einführung der Hof- und Gutsgerichtsbarkeit, aus welcher letzteren die spätere Patrimonialgerichtsbarkeit sich entwickelte.

Ein schwankender, unklarer Zustand ist es also, welcher uns in bezug auf Rechtsverhältnisse und Rechtsbewußtsein in der hier dargestellten Zeit entgegentritt. Ähnlich verhält es sich mit der Sitte. Der Sitte Mittelpunkt ist das Weib. Wie nun die Zeit der Völkerwanderung uns überhaupt den germanischen Geist in einem wilden Ringen mächtiger Gegensätze zerrissen erscheinen läßt, weist sie auch in der Stellung, welche sie dem Weibe gibt, und in der Auffassung der Ehe eine Reihe schärfster Widersprüche auf. Klar, bestimmt und rein erschien in dieser Beziehung in der taciteïschen Zeit unseres Volkes alles; jetzt aber ist eine solche Verwirrung der Anschauungen, eine solche Ungleichheit und Verwilderung der Sitten eingetreten, daß neben Zügen der unaustilgbaren besonderen Achtung, welche das deutsche Herz seiner Natur nach dem Weibe und seiner Stellung zollt, solche der ärgsten Roheit und Zügellosigkeit stehen. Während der ersten Hälfte der Völkerwanderung läßt sich noch überall die altgermanische Anschauung als die herrschende erkennen, und es berührt einen wunderbar, wenn man hört, wie der wilde Genserich mit eiserner Strenge dem verfaulten Römertum in Afrika germanische Reinheit

aufzuzwingen versucht, und wie der mächtige, milde Theoderich in Italien Gesetze zum Schutze der Weiblichkeit erläßt. Allein die Verlockungen des Südens, die verführerischen Bilder der auf römischem Boden unausrottbar wuchernden Sittenlosigkeit konnten schließlich auf die mehr und mehr verweichlichten „Barbaren" nicht ohne Einfluß bleiben, und bald wetteifern die Schüler mit ihren Lehrern in der Ausübung von Lastern aller Art, ja sie übertreffen sie hierin fast noch an rücksichtsloser Roheit. Die Kirche trat der Unsittlichkeit aufs kräftigste entgegen, indes arbeitete sie selbst an der zunehmenden Mißachtung des Weibes, anstatt dem schönen Vorbilde, welches Christus hierin gegeben, zu folgen, und dadurch mittelbar der Entsittlichung den Boden zu entziehen. Oder liegt bei dem außerordentlichen Einfluß, welchen die Kirche für alle Lebensbeziehungen in Anspruch nahm und ausübte, nicht darin eine gefährliche Herabsetzung des Weibes, daß man z. B. schon in bloßer Berührung des Altars oder heiliger Gefäße durch dasselbe eine Verunreinigung sah? — Höher ward das Weib in den Volksrechten gehalten. In mehreren derselben hatte sie das doppelte Wergeld wie der Mann, bei den Alemannen war das Wergeld für ein totes Weib — bei Leichenraub u. s. w. — ebenso hoch wie für den lebenden Mann. Schon geringe Betastung, Entblößung oder Beleidigung wurde hart bestraft. Während aber die älteren Aufzeichnungen der Volksrechte noch von einer verhältnismäßig bedeutenden Reinheit Zeugnis ablegen, sehen sich die späteren genötigt, immer schärfere Strafen auf die wildesten Ausbrüche verbrecherischer Sinnlichkeit zu setzen. In dem allgemeinen Sittenverfall verlor natürlich das Weib meist auch selbst seine frühere Reinheit, wenn gleich Züge vom Gegenteil nicht minder bekannt sind. Lehrreich ist hierfür eine Geschichte, welche sich, wie Paulus Diaconus erzählt, ereignet haben soll. Als der Longobardenherzog Gisulf mit seiner kleinen Schar von einem großen Avarenheere umzingelt und niedergemacht war, warf sich Gisulfs Gattin Romilde in die Feste Forojuli. Die Avaren begannen die Belagerung, und ihr König ritt um die Mauern der Stadt herum, um die schwächsten Stellen derselben zu erspähen. Da erblickte Romilde den Avarenführer, der ein schöner Mann war, und entbrannte in ruchloser Liebe zu dem, der ihren Gatten erschlagen. Durch einen heimlichen Boten ließ sie ihm sagen, sie wolle ihm die Stadt übergeben, wenn er sie zum Weibe nähme. Listig versprach der König dies, erhielt darauf die Stadt, welche er den Seinen zur Plünderung übergab, und vermählte sich seinem Eide gemäß mit Romilde. Doch den Lohn ihrer Verräterei ließ er ihr bald danach zu teil werden; sie wurde nach vielen Martern auf einen Pfahl gespießt.

Ganz anders wie dieses Weib waren ihre Töchter gesinnt, welche auf eine kluge Weise sich vor den Feinden zu bewahren wußten. Sie legten sich unter das Mieder rohes Hühnerfleisch, welches in Verwesung überging und durch den entsetzlichen Geruch jeden Avaren, der sich ihnen nahen wollte, vertrieb. Die letztere Erzählung findet ein Gegenstück in einer von Gregor von Tours berichteten Geschichte, welche außerdem noch von beispielloser Roheit männlicher Angriffe auf weibliche Ehre und zugleich von hoher Anerkennung der letzteren zeugt. Der fränkische Herzog Amalo, dessen Weib fern von ihm auf einem Gute zur Regelung von Wirtschaftsangelegenheiten weilte, verliebte sich in eine junge Freie und befahl seinen Knechten, dieselbe zu rauben und zu ihm zu bringen. Da das Mädchen sich mit aller Kraft sträubte, wurde sie unter argen Mißhandlungen fortgeschleppt und dem Herzog überliefert. Nun aber gelang es ihr, da dieser betrunken war, ein Schwert zu ergreifen und ihren Peiniger tödlich zu verwunden. Als auf das Geschrei desselben die Diener herbeieilten und das Mädchen erschlagen wollten, wehrte es ihnen der Sterbende, indem er sich anklagte und die Jungfrau pries, die ihre Keuschheit zu wahren verstanden. Der König aber, als er dies erfuhr, nahm das Mädchen in seinen besonderen Schutz und verbot jegliche Nachstellung gegen dasselbe von seiten der Anverwandten des Ermordeten.

Zeigt uns Gregor in diesem Mädchen eine edle, heldenhafte Vertreterin des weiblichen Geschlechts, wie sie der taciteïschen Zeit würdig gewesen wäre, so führt er uns in anderen Geschichten die ganze Verworfenheit mancher Frauen vor die Augen. Da ist, um nur wenig Beispiele zu nennen, die Königin Fredegunde, welche es sowohl im Ränkespiel, als auch in der Ausübung der schlimmsten Verbrechen aller Art zu einer wahrhaft vollendeten Geschicklichkeit gebracht hatte, da ist das Weib eines Bischofs, Magnatrude, welche nicht nur ihren Mann zu den abscheulichsten Thaten trieb, sondern auch selbst sich oft in teuflischer Grausamkeit an scheußlichen Verstümmelungen von Männern und Frauen weidete.

War demnach das Weib nach Wertschätzung und eigenem Wesen im Durchschnitt nicht mehr das, welches uns früher entgegentritt, so geht schon aus dieser Thatsache hervor, daß es auch um die Ehe nicht mehr so gut wie einst bestellt sein konnte. Bei den Altgermanen trat uns in bezug auf dieselbe eine drei Grundsätze vereinende Auffassung entgegen. Der erste derselben ist: Ehe und Liebe müssen ganz einander decken, die Ehe ist die Form der Liebe, ohne die letztere, ohne die völlige und innige, seelische und äußere Übereinstimmung und Gemeinsamkeit aller Lebensregungen ist

keine Ehe das, was sie sein soll; der zweite ist: die Ehe muß, um gültig zu sein, unter bestimmten Formen der Sitte geschlossen sein. Der dritte ist — alle überlieferten Züge aus Göttermythen, Sage und Geschichte lehren es — die Hochschätzung der Ehe gegenüber dem ehelosen Stande. Der letzteren Anschauung trat nun die Kirche entgegen.

Sie sah im ehelosen Stande etwas Besseres, Heiligeres, Wertvolleres, als im ehelichen, obgleich nur ein völliges Mißverständnis von Worten Christi sie dazu verleiten konnte und ein tieferes Nachdenken über die letzteren sie zu anderer Ansicht hätte bringen müssen. Nicht das Christentum, wohl aber schon die ältesten kirchlichen Ansichten sahen in der geschlechtlichen Liebe, gleichviel welchen sittlichen Gehalt sie hatte, eine beklagenswerte Erscheinung der allgemeinen Sündhaftigkeit, und der Kirche erschien die Ehe daher als ein Notbehelf, eine Schutzmauer gegen schlimmere Äußerungen jener Triebe, als das kleinere von zwei Übeln. Der Stand der Ehe ist hiernach mehr etwas von der damaligen Kirche um der menschlichen Schwäche willen Geduldetes, als etwas um seiner selbst willen Gewolltes und Gefördertes; die Eheverbote und die Verherrlichung des ehelosen Standes legen Zeugnis dafür ab. Schon früh steht das Mönchs- und Nonnentum in großer Blüte; die Untersagung der Ehe der Priester ist, wenn auch in unserer Periode noch nicht durchgeführt, so doch erstrebt. Auch für die Laienwelt nimmt die Kirche bei vielfachen Gelegenheiten Veranlassung, Eheverbote ergehen zu lassen. Die Bestimmungen über die Ehehindernisse, die sich aus der Verwandtschaft ergeben, sind sehr scharfe, nach ihnen dürfen selbst die Paten ein und desselben Kindes einander nicht heiraten. Auch an die Strafe für allerlei sittliche Vergehen wird das Gebot fernerer Ehelosigkeit geknüpft. Trotz dieser Bevorzugung der Ehelosigkeit konnte sich doch auch die Kirche der Erkenntnis von der Hoheit der Ehe nicht verschließen. Diese höhere Auffassung kommt zum Durchbruch in der Anschauung, daß eine Nonne eine Braut Christi sei; damit ist gesagt, daß menschliche Beziehungen, welche in der Ehe ihren Ausdruck finden, nicht für zu schlecht gehalten werden, um mit dem höchsten Namen, den das Christentum kennt, in Verbindung gebracht zu werden. Weiter liegt auch ganz im Widerspruch mit der sonstigen Mißachtung der Ehe eine hohe Meinung von derselben in der Annahme, daß dieselbe ein Sakrament sei, und darin, daß die Kirche, wie ein Brief Gregors III. an Bonifacius beweist, eine zweite Ehe ungern sah. Hierdurch wird doch die unantastbare Heiligkeit der Ehe, welche als ein ausschließlich von zwei Menschen geschlossener, unvergänglicher Treubund auch über das Grab hinaus dauern soll, aufs schärfste behauptet. Abgesehen jedoch von der in

den letztgenannten Thatsachen liegenden Anschauung fand das Germanentum wenig ihm zusagendes in den Bestimmungen der Kirche über die Ehe. Die Germanen sträubten sich daher gegen dieselben und fügten sich nur widerwillig, zumal sie bei den Dienern der Kirche häufig nicht einer solchen Sittenreinheit begegneten, wie sie nötig gewesen wäre, um den Ansichten der Geistlichkeit auch durch Leben und Vorbild Nachdruck zu verschaffen. Ihre alten Formen bei der Eheschließung behielten die Deutschen noch lange bei, und erst allmählich gelang es der Kirche, an Stelle der nach alter Sitte erfolgenden Vermählung die kirchliche Trauung zu setzen. In dem Volksrechte waren die Gesetze, welche die Ehe betreffen, meist sehr strenge, besonders wurde Ehebruch mit schwerer Strafe bedroht. Das longobardische Gesetz setzte Todesstrafe darauf, und das friesische sicherte dem, der einen auf frischer That ertappten Ehebrecher erschlug, Straflosigkeit zu. Merkwürdig roh klingt dagegen die angelsächsische Bestimmung, nach welcher der, welcher eine Frau zum Ehebruche verleitete, dem Manne das Wergeld derselben zu zahlen und eine andere Frau zu besorgen hatte. Ehen zwischen Freien und Unfreien waren nicht gestattet oder hatten doch wesentliche rechtliche Nachteile im Gefolge. Auch Ehen zwischen Christen und Juden waren nach kirchlicher Bestimmung verboten; die zwischen einem Christen und einer Heidin dagegen sollte nur gelöst werden, wenn die letztere sich hartnäckig weigerte, den christlichen Glauben anzunehmen. Wirkliche Scheidung war grundsätzlich von der Kirche verworfen und nur in wenigen Ausnahmefällen gestattet.

Trotz all dieser Bestimmungen der Kirche und des Rechts, trotz der noch immer nicht ganz geschwundenen altgermanischen Anschauungen zeigen die thatsächlichen ehelichen Verhältnisse oft recht trübe Bilder. Eine grenzenlose Sittenlosigkeit herrschte hierin namentlich bei den Fürsten, den Reichen und Großen und vor allen bei den Merowingern, welche meist ganz öffentlich mehrere Frauen hatten und außerdem noch ehebrecherische Beziehungen zu Weibern aus dem Volke unterhielten. Das Volk freilich griff bisweilen diesen Ausschreitungen gegenüber zur Selbsthilfe; die Franken z. B. vertrieben ihren König Childerich, weil er ihren Frauen und Töchtern nachstellte, und ein Longobarde erschlug seinen Herzog, weil dieser des ersteren Weib geschändet hatte.

Geschichten solcher Art werden uns von den Geschichtschreibern jener Zeit vielfach überliefert. Allein — wie schon angedeutet — verloren gegangen ist die echte deutsche Gesinnung über Ehe und Weib nicht; sie wirkt und webt im Stillen fort, vereinigt und durchdringt sich mit den christlichen Anschauungen und findet schließlich den schönsten Ausdruck in

all den Worten, welche das älteste wahrhaft christlich-germanische Epos, der „Heliand“ über das Weib ausspricht. Das gehört zu dem Innigsten und Edelsten, was je zum Lobe des Weibes gesungen worden ist, und zeigt hierin eine der reinsten und reifsten Früchte der Vermählung deutschen und christlichen Geistes. Die Worte, welche dort der Engel zu Joseph, der seine Braut verlassen wollte, sprach, sind Zeugnis dafür; in ihrer einfach-schlichten und doch so tiefen Sprache legen sie es dem Manne eindringlich ans Herz, wie er gegen sein Weib sein soll: „Nicht denke du über sie zu hart; du sollst sie halten wohl, ihrer warten in dieser Welt; leiste du eure Minnetreue fort, wie du thatest und halte eure Freundschaft wohl!“

Von der Erbfolge waren die Frauen in den meisten Beziehungen ausgeschlossen; das salische Gesetz gestattete dieselbe in bezug auf Stammgüter gar nicht. Nach anderen Rechten fiel ein kleiner Teil der Hinterlassenschaft an die Töchter, die gesamte Erbschaft aber ging auf die weibliche Linie nur über, wenn der Mannesstamm bis zu bestimmten Graden hin ausgestorben war.

Wie früher, so standen auch jetzt noch die weiblichen Glieder einer Familie unter der Mundschaft des Familienoberhauptes. Hieraus entsprang die Sitte, nach welcher der, welcher eine Jungfrau zum Weibe nehmen wollte, dem Vater den Mahlschatz zahlen, d. h. sie aus der Mundschaft des Vaters auslösen mußte. Der Mahlschatz bestand in sehr verschieden bemessenen Summen und Gaben, die aber durchaus nicht als ein Kaufpreis für die Begehrte, von dem man öfter gefabelt hat, anzusehen sind. Verwandt dem Mahlschatz ist der Zins, welcher dem Herrn zu entrichten ist, wenn ein Leibeigener oder eine Leibeigene heiraten will und die Einwilligung des Herrn erhalten hat. Die Gewalt des Familienoberhauptes über die, welche seiner Mundschaft angehörten, war noch immer sehr groß; indes sah man in diesem Verhältnis in erster Linie eine Pflicht des Hausvaters, und die Gesetze schützten Weib und Kind vor allzu großen Ausschreitungen.

Die Erziehung der Kinder lag ausschließlich in den Händen der erwachsenen Hausgenossen und war eine fast nur praktische. Doch finden sich in unserer Periode schon einige sehr unbedeutende Anfänge eines germanischen Schulwesens, welches freilich nur als die Fortsetzung des römischen erscheint, und zwar sind hauptsächlich die Klöster die Stätten, auf welchen der Unterricht gepflegt wurde. Als die Sitte Eingang fand, daß Eltern ihre Söhne schon als Knaben dem Kloster übergaben, sah man sich in denselben veranlaßt, denselben einen wenn auch noch so einfachen Unterricht zu teil werden zu lassen. Bald wurde dieser Unterricht auch auf

alle Knaben und Jünglinge ausgedehnt, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten und später auch auf Laien. Bonifacius ordnete in den von ihm begründeten Klöstern, namentlich in Fulda und Fritzlar, die Erteilung solchen Unterrichts an. Schreiben und Lesen war eine seltene Kunst unter den Germanen; nicht von gar vielen hervorragenden Persönlichkeiten des Frankenreichs z. B. wird berichtet, daß sie des Schreibens kundig waren, wenn auch die Möglichkeit, dasselbe von den gebildeten Galliern und Römern zu lernen, ja vielfach gegeben war. Den Germanen jener Zeit galt eben dies Können nicht viel; ihr ganzes Denken und Sinnen ging in den Geschäften des Krieges und dem althergebrachten Thun und Treiben des täglichen Lebens auf. Dies letztere spielte sich zumeist auf dem Lande ab; denn obwohl die Germanen nicht gänzlich den Städten fernzubleiben vermochten, obgleich Erwerb, Ämter und Beziehungen zu den Fürsten viele zwangen, dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen, so zeigten sie doch im allgemeinen eine Abneigung gegen das Stadtleben und fühlten sich daher am wohlsten auf ihren Dörfern oder Einzelhöfen.

Haus und Hof war in Form und Ausstattung noch immer einfach genug, obwohl jedenfalls die Bekanntschaft mit römischer Behaglichkeit und römischem Luxus nicht ohne Einwirkung geblieben war. Auch in Deutschland selbst fand sich neben den urdeutschen Formen der Häuser häufig der römische turmartige Stockwerkbau. Der Hof eines Grundbesitzers war gewöhnlich von einer Umzäunung eingeschlossen, innerhalb welcher sich die verschiedenen Hofgebäude befanden. Unter diesen zeichnete sich das eigentliche Wohnhaus aus, welches aus einer großen, aus Holz gezimmerten Halle mit angefügten kleinen Nebenräumen bestand; an dieses schlossen sich dann Scheunen und Ställe nach Bedürfnis an, auch Badehäuser finden sich auf den Höfen von Vornehmen. In dem der römischen Kulturgrenze fernen Sachsenlande dürfen wir wohl schon damals jene einfache Form des Bauernhauses als die herrschende vermuten, welche wir heute noch z. B. in Westfalen finden, die nämlich, welche Menschen und Tier unter einem großen Dache vereinigt, während wir bei den Stämmen, welche jener Grenze näher wohnen, auch eine weitergehende Gliederung und größeren Aufwand des Hauses suchen dürfen. Bei den Franken, Burgunden, Goten war das Innere behaglich ausgestattet; die Lager und Bänke waren durch Polster und Teppiche des Orients einladender und schmuckvoller geworden.

In der Kleidung herrscht bei den meisten Stämmen auch nicht mehr ganz die Einfachheit früherer Zeit, und außer dem römischen Beispiele war es jedenfalls besonders die Kirche, welche auf eine völligere und stetigere Bedeckung des Körpers hinarbeitete. Die fränkischen Frauen trugen ein langes leinenes

Hemd, über welches sie ein ärmelloses Gewand zogen, die Männer einen ziemlich kurzen hemdartigen Rock, um welchen ein Gürtel gelegt war, darüber einen auf der rechten Schulter zusammengehaltenen Mantel. Die Fußbekleidung bestand zunächst aus niedrigen mit Bändern befestigten, später aus hohen, aus einem Stück Leder oder festen Zeuges gefertigten Schuhen, welche sich sehr genau an die Form des Fußes anschlossen und oft mit Schmuck reich besetzt waren. Die Sitte, Beinkleider zu tragen, fand damals auch bei den Germanen Eingang, aber durchaus noch nicht allgemein; ja sogar im vierzehnten Jahrhundert finden sich Bestimmungen in Kleiderordnungen, welche schließen lassen, daß Männer auch damals noch bisweilen die Beine unbekleidet ließen. Wie die Longobarden sich im Anfang des siebenten Jahrhunderts kleideten, lesen wir bei Paulus Diakonus (IV, 22): „Die Königin Theudelinda baute sich einen Palast, den sie mit Stücken aus der longobardischen Geschichte ausmalen ließ. Auf diesen Gemälden sieht man deutlich, wie sich die Longobarden zu der Zeit das Haupthaar schoren und wie ihre Tracht und ihr Aussehen war. Nacken nämlich und Hinterkopf hatten sie glattgeschoren, die anderen Haare hingen ihnen über die Wangen bis zum Mund herab und waren in der Mitte der Stirn gescheitelt. Ihre Kleidung war weit und meist leinen, wie sie die Angelsachsen tragen, zum Schmuck mit breiten Streifen von anderer Farbe verbrämt. Ihre Schuhe waren fast bis zur großen Zehe offen und durch herübergezogene lederne Nesteln zusammengehalten. Nachher aber fingen sie an Hosen zu tragen, über die sie beim Reiten wollene Gamaschen zogen; diese Tracht haben sie indes erst von den Römern angenommen.“

Wie die alte Kleidung, so genügte auch die nach alter Weise bereitete Nahrung den Germanen nicht mehr, als sie mit römischen Sitten bekannt geworden waren. Die Schwelgerei des Südens hatte auch die nordischen Gaumen verwöhnt, und mancher Grundbesitzer, der früher mit den einfachsten von seiner Frau bereiteten Speisen zufrieden gewesen wäre, stellte jetzt sehr hohe Ansprüche an das Können seines Koches, und liebte die auserlesendsten Leckerbissen und Gewürze. Die große Neigung zum Trunk, welche schon bei den taciteïschen Germanen vorhanden war, äußerte sich jetzt häufig in einer geradezu widerlichen Weise, und was früher als einer kraftstrotzenden Natur Übermaß im Genuß angesehen werden konnte, erscheint nun als wirkliches und entnervendes Laster. Das alte Gebot der Gastfreiheit und Gastfreundschaft wurde noch immer geübt und sogar durch Gesetze nachdrücklich bekräftigt.

Zu den Genüssen Roms, an welchen während der Völkerwanderung

die Germanen — jedoch nur die außerhalb Deutschlands wohnenden — Geschmack finden lernten, gehörten auch die Zirkusspiele, Wettrennen und Theatervorstellungen, welche aber nicht im Sinne der alten Hellenen, sondern nur in der Weise stattfanden, wie sie in der verkommensten, sittlich faulsten Zeit Roms geübt waren. Auch sonstige Unterhaltungen für freie Zeit, Brettspiele und ähnliches, scheinen beliebt gewesen zu sein. Vor allem aber war es das Vergnügen des Jagens, dem wie in alten Zeiten, so auch jetzt noch die Germanen sich eifrig hingaben; ja sogar Diener der Kirche lagen nicht selten dem Waidwerk leidenschaftlich ob. Die vorzüglichsten Jagdtiere waren Hirsche, Bären, Wildschweine, auch Büffel; Gregor von Tours erzählt, daß König Gunthramm über die unerlaubte Erlegung eines im königlichen Forst befindlichen Büffels außer sich geraten und den vermeintlichen Thäter habe steinigen lassen. Beliebt war die Jagd mit Hilfe von abgerichteten Falken, an welcher wohl auch damals schon edle Frauen teilgenommen haben.

Trotz der wachsenden Neigung zu Vergnügungen aller Art ward doch auf allen Gebieten des Erwerbslebens angestrengte, ernste Thätigkeit entfaltet.

Die Landwirtschaft erfreute sich einer regen Pflege und war mit ausgebreiteter Zucht von Rindern, Schweinen, Schafen, Ziegen verbunden. Pferdezucht wurde mit großem Eifer betrieben, und gute Rosse galten viel. Zahlreiches Federvieh, welches oft ein zahmer Kranich beaufsichtigte, belebte den von einem Hofhunde bewachten Hof des Bauern. Auch den Obstbau vernachlässigte man nicht, und in dem Obstgarten, der das Haus des Bauern umgab, fand man wohlgehütete Bienenkörbe. Fort und fort mühte man sich, dem Landbau neue Strecken zu gewinnen, Wälder auszuroden und Sümpfe auszutrocknen, und auf dem Boden, den man gewann, entstanden neue Dörfer und Höfe, welche man nach Möglichkeit gegen räuberische Überfälle zu befestigen und durch Landstraßen zu verbinden suchte. Auch das Handwerk, welches meist in den Händen von Unfreien lag, blühte auf, und jedenfalls hat gerade hierfür die Kenntnis römischer Erzeugnisse außerordentlich fördernd eingewirkt. Infolge dieses Aufschwunges begann eine Arbeitsteilung sich zu entwickeln, welche gegen die früherer Zeiten eine ziemlich bedeutende war.

Die Schiffahrt stand bei den Küstenbevölkerungen in hoher Blüte. Wir hörten von den kühnen Seefahrten der Goten; aber nicht weniger als sie waren die Sachsen, Franken und Friesen mit dem Meere vertraut und scheuten vor keinem Kampfe mit der Unbill des Wassers zurück. Die Friesen verstanden es übrigens auch damals schon, den Wogen durch Deichbauten Land abzugewinnen.

Der Handel war bis in das Innere von Deutschland hinein jetzt ein völlig regelmäßiger geworden; er lag zum größten Teil in den Händen der Juden oder der christlichen Syrer. Schon jetzt begann man als die reiche Schatzkammer wertvoller Gegenstände das ferne Morgenland anzusehen und bezog prächtige Stoffe, Edelsteine und kostbare Wohlgerüche aus demselben. An Kapital und vor allem an Verständnis, dasselbe zu verwerten, scheint großer Mangel gewesen zu sein. Das Geldverleihen gegen Zins war schließlich allein den Juden erlaubt, da es die Kirche ihren Gliedern verbot. Infolgedessen wandten sich schon damals die Juden mit Vorliebe dem Wucher- und Leihgeschäft zu, doch finden wir bei ihnen z. B. auch den ärztlichen Beruf vertreten.

Die meist sehr roh hergestellten Münzen, welche die germanischen, so besonders die ost- und westgotischen, die vandalischen und merowingischen Fürsten nach römischem Muster prägen ließen, wurden nicht als wirkliches Geld, als gesetzliches Zahlungsmittel, sondern nur nach ihrem Metallwert geachtet, und daher entweder als Tauschmittel für gleichgeschätzte Gegenstände verwendet oder zu heimlich gehegten, wohlverwahrten und unfruchtbar daliegenden Schätzen angesammelt. Sehr geschätzt waren goldene und silberne Kostbarkeiten aller Art, mit welchen man gern prunkte; König Chilperich freute sich, einen nach damaligem Gewicht fünfzig Pfund schweren aus Gold und Edelsteinen gearbeiteten Tafelaufsatz zu besitzen, und Königin Brunhilde ließ aus Gold und Edelsteinen einen großen Schild anfertigen, mit welchem sie den König von Spanien beschenken wollte. Diese Vorliebe für Schmuckstücke brachte es auch mit sich, daß die Goldschmiedekunst damals nicht gering geschätzt und angesehen war, wie wir uns überhaupt das damalige Kunstgewerbe auch in germanischen Landen nicht auf niedrigem Standpunkte denken dürfen. Freilich ist dies Kunstgewerbe ein römisches, oder vielmehr der letzte Ausläufer, ein Nachklang desselben; von rein germanischer Kunst und germanischem Kunstgewerbe ist noch keine Spur zu finden. Ebenso wenig macht sich im Kirchen- und Klösterbau germanischer Geist geltend; entweder sind es römische Vorbilder, welche nachgeahmt werden, oder auch nur Umformungen heidnisch-römischer Bauten zu christlichen Zwecken. So ist der Dom zu Trier in seinem ursprünglichen Teil ein Römerbau, und auch die meistenteils bei Kirchenbauten verwendete Basilikenform zeugt von dem römischen Ursprung dieses Gebiets der Baukunst. Vielfach baute man Kirchen aus Holz, und nur bei diesen haben sich möglicherweise Anklänge an die germanischen Formen des Hausbaues gefunden.

War das Germanentum somit in dieser Zeit im Gebiete der bildenden

Kunst vollständig aller schöpferischen Gestaltungskraft bar, so offenbarte es diese um so reicher im Reiche der Dichtung. Und wenn man mit Recht behauptet hat, daß die Litteratur und Poesie eines Volkes der geistige Niederschlag, der lebendige Spiegel dessen ist, was jenes erlebt und was sein Gemüt und sein Denken bewegt, so gibt dafür auch die Zeit der Völkerwanderung das beste Zeugnis. Freilich — erhalten ist uns diese Poesie in der Form, wie sie in jener Zeit geschaffen wurde, nur zu einem sehr kleinen Teile, die meisten alten Lieder sind spurlos verloren gegangen; allein die poetischen Stoffe haben fortgelebt und in späteren Zeiten eine neue noch heute vorhandene Fassung erhalten, in welcher der alte Inhalt meist leicht von den neueren Zuthaten zu trennen und erkennbar ist. Bei manchen von diesen alten Stoffen ist es sogar zweifelhaft, ob ihre Wurzeln nicht noch in einer der Völkerwanderung vorhergehenden Zeit zu suchen sind. Jedenfalls ist schon in uralter deutscher Zeit der reiche, klare, zauberische Märchenquell unseres Volkes entsprungen, und was von Riesen und Zwergen, von lockenden Meerweibern, Schwanenjungfrauen, vom wilden Jäger, vom treuen Johannes und von Frau Holle erzählt wird, alles dies geht auf Dichtungen zurück, die damals schon längst in aller Deutschen Herz und Mund waren. Auch die Tierfabel von Reineke Fuchs und Isegrimm, dem Wolfe, ist schon in uralter deutscher Zeit entstanden, und wohl ebenso alt ist die Sage von Siegfried, dem Helden, in welchem sich deutsches Heldentum und deutsches Fühlen am schönsten verkörpert. Poetische Schöpfungen, welche allein der Völkerwanderungszeit angehören, sind diejenigen, welche an die Person des Heldenkönigs Theoderich oder Dietrich von Bern, ferner an die Besiegung der Burgunden durch die Hunnen und an den Hunnenkönig Attila oder Etzel anknüpfen. In ihnen kommt der kriegerische Charakter und das germanische Heldentum jener Zeit zum großartigen Ausdruck, ebenso wie in den obengenannten Märchen und Tierfabeln das tiefe, naive Naturgefühl und das reiche Phantasieleben des deutschen Gemüts.

Neben diesen Helden- und Naturdichtungen waren es von der Abstammung der einzelnen Stämme berichtende Sagen, welche damals vielfach gesungen und erzählt wurden und uns zum Teil in den Werken des Jordanes, Paulus Diaconus, Gregor von Tours, Fredegar und anderer in der Form überliefert sind, wie sie diese Schriftsteller ihrem Bildungsstandpunkte und ihrer Auffassungsfähigkeit gemäß zu schaffen vermochten.

Ein einziges poetisches Denkmal ist uns so, wie es in der Völkerwanderungszeit war, erhalten worden, das in angelsächsischer Sprache abgefaßte Lied von Beowulf. Dasselbe ist in der Form, welche uns über-

liefert ist, im Anfang des achten Jahrhunderts entstanden und schon im christlichen Sinne überarbeitet; dennoch bricht überall in ihm die ursprüngliche Kraft des germanischen, altnationalen Heidentums hervor. Es ist der Kampf des lichten Frühlings mit dem vom tiefen Meere her die Menschen überfallenden Wintersturme, der Kampf einer Lichtgestalt mit den Unholden der Finsternis, welcher in diesem Gedichte in den Thaten eines Helden geschildert wird. Der hauptsächliche Inhalt ist folgender: In König Hrodhgars Halle im Dänenlande herrschte große Furcht und Trauer; denn allnächtlich erschien dort ein gespensterhafter Riese, Grendel, und tötete, da ihm niemand zu widerstehen vermochte, jedesmal dreißig Männer. Davon hörte der Held Beowulf, welcher einmal fünf Tage und fünf Nächte lang im Meere schwimmend Seeungeheuer bekämpft hatte. Er beschloß, die Königsburg von dem furchtbaren nächtlichen Gaste zu befreien, begab sich dorthin, traf mit dem Riesen zusammen und packte denselben mit solcher Macht, daß derselbe alsbald floh, dabei aber, da Beowulf ihn nicht losließ, einen Arm in des Starken Händen zurücklassen mußte und bald an der großen Wunde starb Danach bestand der Sieger noch mit Grendels Mutter, die den Tod ihres Sohnes rächen wollte, einen furchtbaren Strauß in der sumpfigen Tiefe, in welcher sie hauste, und tötete auch sie.

Zu derselben Zeit, als das Lied von Beowulf gesungen wurde, war jedenfalls auch das von Hildebrand und seinem Sohne Hadubrand schon vorhanden; dasselbe ist uns indes erst von einer Aufzeichnung des neunten Jahrhunderts als Bruchstück in althochdeutscher Sprache erhalten.

Von nichtpoetischen Sprachdenkmälern aus der hier geschilderten Periode ist vor allem die gotische Bibelübersetzung des Ulfilas zu nennen, welche uns, nachdem sie lange Jahrhunderte hindurch in völliger Verborgenheit der Kenntnis der Menschen entrückt war und erst in der neueren Zeit wieder zum Teil ans Licht gebracht wurde, die Schönheit, Klarheit, Kraft und Innigkeit der gotischen Sprache erschlossen hat.

Außerdem sind uns noch einige Übersetzungen kirchlicher Formeln erhalten. Dieselben sind als deutsche Sprachurkunden von bedeutendem Werte und um so schätzenswerter, als seit der Einführung des Christentums die Sprache der Kirche und der Gebildeten das Latein wurde, welches auch in der Litteratur bald zu fast ausschließlicher Herrschaft gelangte. Die Kirche stand der national-deutschen Poesie feindlich gegenüber, und ihr ist es auch gelungen, die alten Lieder entweder gänzlich zu unterdrücken oder doch so umzuändern, daß sie ihres alten Charakters mehr oder weniger beraubt waren. Auch trug sie durch ihre geistlichen Dichtungen dazu bei, daß die altdeutsche Form der Poesie, der Stabreim, der sich nunmehr

allerdings ausgelebt hatte, schwand und an ihre Stelle das weichere, musikalische Prinzip des Endreims trat. —

Nach all den bisherigen Ausführungen dürfte es wohl schon klar geworden sein, wie es mit des deutschen Volkes Bildung und Sitten überhaupt in jener Zeit stand, und welchen Weg die Entwickelung in dieser Beziehung genommen. Indes fördert jedenfalls eine kurze Betrachtung der wichtigsten Punkte die Klarheit des Verständnisses. Wir stehen hier vor der schon mehrfach berührten Thatsache, welche einen scheinbar unlöslichen Widerspruch enthält, der nämlich eines gleichzeitigen Fort- und Rückschrittes des germanischen Volksgeistes. Der naive Naturglaube der taciteïschen Zeit, die sittliche Reinheit, die Kraft und Freiheit, dies alles hatte früher einen Zustand geschaffen, welcher trotz der Unbekanntschaft der Germanen mit dem Wissen, den hochentwickelten Verkehrs- und Erwerbsmitteln, den unzähligen Bedürfnissen nebst ihren Befriedigungsmitteln, der Kunst der Antike, ein durchaus glücklicher, in seiner Bestimmtheit für Volkscharakter und Volksgemüt günstiger genannt zu werden verdient. Da kommt das ruhelose Wandern der Völkerwanderung, und auf Wegen, die von Blutvergießen und Brand gezeichnet sind, ziehen die Deutschen nach den Wunderländern des Südens. Und wie sie sich von ihrer nordischen Heimat losreißen, dem trauten Waldboden, auf dem sie erwachsen waren, da verlieren sie ein gut Teil des goldigen Besitzes der taciteïschen Zeit. Das Beispiel der entarteten Römerwelt wirkte; an die Stelle alter Sitten, alter Sittlichkeit treten nichtdeutsche Laster, welche schließlich mit grenzenloser Roheit geübt werden, während zugleich der alte Freiheitssinn in völlige Zügellosigkeit ausartet. Auch der einst so fromme Sinn schüttelt den alten Glauben ab, wird dafür aber — soweit noch nicht das Christentum Ersatz bringt — von Gespensterfurcht und düsterem Aberglauben umfangen.

Das ist der Rückschritt.

Allein gleichzeitig gewinnen die Germanen eine Flut neuer Kenntnisse, die sie aus dem unversieglichen Quell des römisch-griechischen Altertums schöpfen, und wenn dieselben vielfach nur der Außenseite desselben entnommen sind, so wird doch damit jetzt schon der Keim der Antike in die deutsche Volksseele gepflanzt, um später verjüngt aus derselben zu neuer Herrlichkeit emporzuwachsen. Und das Christentum wurde völlig zwar auch nur seiner äußeren Gestaltung nach, seinem wahren Wesen nach dagegen nur keimhaft aufgenommen; allein daß dieser Keim schon damals mächtige Wirkungen hervorzurufen vermochte, wird uns der nächste Abschnitt lehren. In dieser Aufnahme zweier nicht im Germanentum selbst ruhenden

Momente, der Antike und des Christentums, liegt in dieser Zeit des deutschen Volkes Fortschritt, welcher auch äußerlich durch eine Festigung der staatlichen Verhältnisse bethätigt wird.

Dies gleichzeitige Fort- und Rückschreiten vollzog sich unter Entfaltung der ganzen Fülle von Urkraft, welche den Germanen eigen war, ja unter Verschwendung und zügelloser Zersplitterung derselben; da war es nur segensreich, daß Staat und Kirche die fast unbändige Kraft in Bande schlugen und durch strenge und harte Fesseln den deutschen Geist einer drückenden aber heilsamen Zucht unterwarfen.

Die Kultur der Germanen in der Zeit der Völkerwanderung.

II.

Wie die Deutschen Christen wurden.

Unter all den Kulturwandlungen, welche das deutsche Volk in der Zeit der Völkerwanderung durchlebte, ist der Übergang vom alten Götterglauben zum Christentume die tiefstgreifende und folgenschwerste. Wurden doch durch sie alle germanischen Stämme damals auf das mächtigste erregt, in ihren innersten Lebensanschauungen erschüttert, wurden sie doch schließlich völlig umgebildet von der Religion, welche es als ihre mit größter Energie zu erfüllende Aufgabe betrachtet, die Völker der Welt von Grund aus umzuschaffen und alle guten Anlagen derselben zu reicher Entfaltung zu bringen.

Das Christentum richtet seine Forderungen zwar zunächst an den Einzelnen, damit er in der völligen Hingabe seines Willens an den göttlichen Willen die höchste sittliche Freiheit sich erringe, das Gute nur aus Liebe zum Quell alles Guten und nicht um Lohn thue, und in der harmonischen Weltanschauung dieser Religion das volle Gleichgewicht und den Frieden seiner Seele finde. Allein, abgesehen davon, daß für die innere Entwickelung einer menschlichen Gesamtheit die günstigste Bedingung schon dadurch gegeben wäre, daß sie aus lauter einzelnen, die alle jenen Forderungen gerecht würden, bestände, abgesehen davon, daß das Christentum — recht aufgenommen — als Bringerin freudiger Gottergebenheit und heiterer Zufriedenheit aufs glücklichste am Ausgleich sozialer Gegensätze zu arbeiten vermag, ist es für die Entwickelung von Völkern, Menschengruppen dadurch von höchster Bedeutung, daß es vom einzelnen verlangt, sich als

Glied eines größeren Ganzen zu fühlen, für das Ganze zu wirken, ihm nötigenfalls Opfer zu bringen und die reinste Menschenliebe zu üben, während es gleichzeitig der Gesamtheit die Pflicht auferlegt, Leben, Freiheit und Gut des Einzelnen als eines unbedingt wertvollen Gliedes zu achten und zu schützen. Das Ideal des Christentums ist es in dieser Hinsicht, die ganze Menschheit zu einer großen, von echter Nächstenliebe getragenen Gemeinde zu verbinden, alle Völker zu einem brüderlichen Bunde zu vereinen. So sicher das Evangelium dies als das letzte Ziel aller Völkerentwickelung betrachtet, so sicher ist aber doch, daß das Christentum zu diesem Zwecke keineswegs die Völker ihrer nationalen Eigentümlichkeiten entkleiden oder die Nationalitäten und die natürlichen Gesellschaftsgruppen zertrümmern will, um jenes umfassende Weltreich aufzubauen. Trotz seiner umschaffenden, neubildenden Kraft weit entfernt, die gesunden, natürlichen Anlagen und Gliederungen menschlicher Gemeinschaften aufzulösen, geht es viel mehr darauf aus, dieselben wahrhaft aufzubauen, zu entwickeln, und vor allem das, was ein Volk erst zu einem Volke macht, das Nationale, nach der guten Seite hin auszubilden.

Wenn hiernach das Christentum als die segensreichste Triebkraft der Völkerentwickelung erscheint, so wird es befremden, daß manche Völker nach ihrem Übertritt zu demselben noch eine solche Fülle von Unsittlichkeit und Roheit aufweisen konnten, wie wir es z. B. bei den Franken sehen, ja daß auch die Träger des neuen Glaubens nicht selten an Reinheit und Charaktergüte nicht nur weit hinter den idealen Gestalten des klassischen Altertums zurückstanden, sondern noch nicht einmal den Durchschnittsanforderungen der antiken Volksethik entsprachen. Die aber aus solchen Thatsachen Waffen gegen das Christentum zu schmieden suchen, vergessen, daß es etwas Verschiedenes ist: das Christentum als solches, wie es von seinem Stifter gemeint ist, und das was die Menschen gemäß ihrem jeweiligen Kulturstandpunkte und in ihrem Unverstande, ihrer Bosheit oft daraus gemacht, daß ein Unterschied ist zwischen einer Idee und ihrer historischen Ausgestaltung. Es liegt doch in der Natur des Menschen wie ganzer Völker begründet, daß sie, wenn sie empfänglich und edel beanlagt ist, einen tieferen und reineren Eindruck von einer reinen Religion erhalten, von dieser in tieferer und vollendeterer Weise durchdrungen werden muß, als dies bei rohen und gleichgültigen Gemütern der Fall sein kann. Und schließlich darf man, um die Wirkung des Christentums auf eine Volksseele richtig verstehen und würdigen zu können, sich nicht bei Betrachtung der ersten Ergebnisse der Wechselwirkung dieser Religion und der betreffenden Nationalität bescheiden, sich nicht an Erkenntnis einer

einzigen kurzen Epoche dieses Kulturvorganges genügen lassen, sondern muß diesen durch einen größeren Abschnitt der Geschichte verfolgen und wird dann — wenn anders man überhaupt Verständnis für die treibenden Kräfte der Geschichte hat und nicht absichtlich die Augen verschließt — finden, daß das Christentum den Völkern, die es recht angenommen, eine unendlich reiche Quelle segenbringender Kulturförderungen geworden ist. Das beweist am klarsten und eindringlichsten die Geschichte des deutschen Volkes, das, wie es scheint, in höherem Grade, als die anderen Völker, sich zum Träger christlicher Ideen eignet.

Als sich das Evangelium — vom Judentum zurückgestoßen — zu den Griechen und Römern wandte, da erfuhren wohl Tausende der Heiden seine beseligende und herzbegeisternde Macht und bewährten ihre Liebe und Treue gegen den neuen Glauben im Märtyrertode, allein im großen und ganzen verkannten jene beiden Völker, daß das Wesentliche im Christentum seine praktische Seite, sein Einfluß aufs Gemüt, die Forderung persönlicher Hingabe des Menschen an den Willen Gottes sei. Statt dessen betrachten sie dasselbe als ein Mittel, um über philosophische Fragen Aufschlüsse zu erhalten, quälten sich in unfruchtbarer Verstandesarbeit an den Problemen, die sich darboten, ab, während ihr Herz schlecht und kalt blieb, und verzerrten so die Religion der Liebe in wüstem, widerlichem, in allen Kreisen der Gesellschaft gepflegten Dogmenstreit, der nicht selten von den rohesten Ausbrüchen kirchlicher Herrschsucht, von Verleumdungen und hin und her geschleuderten Bannflüchen begleitet war.

Dieser Dogmenstreit hörte selbst nicht auf, als das drohende Schwert der „Barbaren" immer nachdrücklicher die römischen Legionen schlug und Rom immer näher kam, als das dumpfe Ahnen vom Untergang des römischen Reiches immer mehr zu schrecklicher Gewißheit wurde. Und eben diese „Barbaren" waren es, bei denen das von Rom mißverstandene und gemißbrauchte Evangelium seine beste Stätte finden sollte; es fand bei ihnen den Boden des wahlverwandten Gemütes, auf welchem es die schönsten Früchte hervorzubringen vermochte.

Es ist freilich gesagt worden, es sei eine Thorheit, von innerer Verwandtschaft des Germanen- und Christentums zu reden, es beruhe auf völliger Verkennung des ersteren, wenn man, wie so oft geschieht, die Worte „christlich" und „germanisch" als ihrem Wesen nach zusammengehörige betrachtet. Wer das altdeutsche Heldentum kenne, wer jenen unsagbar harten, freiheitdürstenden und trotzigen germanischen Männermut begriffen habe, wie wir ihn tausendfältig in den Geschicken der Stämme, in den Kämpfen mit Rom seine unwiderstehliche und unbeugsame Kraft be-

thätigen sehen, der könne unmöglich in jenen Köpfen und Herzen von Eisen irgend eine Empfänglichkeit für die Religion suchen, die von ihren Bekennern Selbstentäußerung, Demut, Sanftmut und dienende Liebe verlange. Allein diesem Einwurf stehen gewichtige Thatsachen und Erwägungen entgegen.

Zuerst dürfen wir nicht übersehen, daß sich in der alten heidnischen Religion der Germanen schon kräftige Anklänge an das Christentum finden. Ihre Götterlehre kannte eine Dreiheit der höchsten Gottheit, darum mußte ihnen die Lehre von der Dreieinigkeit durchaus nicht unverständlich und unannehmbar erscheinen.

Ebenso waren die christlichen Begriffe „Licht" und „Finsternis", die Lehre, daß Gott ein Gott des Lichts sei und in einem wunderbaren Lichte wohne, ferner die Vorstellung seliger Scharen und der Glaube an ein Ende der sichtbaren Welt wie an die Unsterblichkeit der Seele Momente, die nichts Fremdartiges oder Abstoßendes für sie enthielten. Auch in allem, was Sitte und Sittlichkeit im engeren Sinne betrifft, entsprachen sich deutsches Wesen und christliche Forderungen in hohem Grade und berührten sich z. B in der reinen keuschen Auffassung der Liebe und Ehe, in der Wertschätzung des Weibes aufs glücklichste. Wie außerordentlich sympathisch mußte ferner das auf Treue und persönliche Hingebung gegründete Verhältnis zwischen Christus und seinen Jünger dem Germanen erscheinen, dem die persönliche Mannentreue mehr galt, als Leben und Gut, und wie gern konnte er sich in dieser Treue dem „Herzoge" verpflichten, welcher verkündet, daß wer ihm nachfolge, in Wahrheit die höchste Freiheit finden werde! Und alles in allem betrachtet, ist es auch hier wieder das deutsche Herz, welches die entscheidende Rolle bei Annahme des Christentums spielt. Den Deutschen war von jeher die Religion Herzenssache, und das Christentum wollte und will die Religion des Herzens sein; darin vor allem liegt die innere Verwandtschaft von „christlich" und „germanisch".

„Daß die germanische Welt ein sittliches Verhältnis kannte, die gegenseitige Treue zwischen dem Vasallen und dem Gefolgsherrn, ein Verhältnis, das nur in noch höherem Maße auf Christum übertragen zu werden brauchte, um augenblicklich den Kern der Rechtfertigungslehre selbst darzustellen, daß dem germanischen Sinne ein Verständnis der Heilslehren auf so wahrhaft volkstümliche Weise zu Gebote stand, darin haben wir vor allem die Wahlverwandtschaft dieses Volkes mit dem Evangelium zu erblicken, eine Prädisposition, die nicht glücklicher gedacht werden kann. Gerade was der Römerwelt fehlte, die Aufnahme des Evangeliums als

einer beseligenden Macht für Glauben, Gemüt und Willen, das eben bot das germanische Volk dar und läßt deshalb bei seinem Eintritt in die Kirche auf so reiche Frucht rechnen." (Rettberg.)

Wenn nun aber diesen Ausführungen gegenüber darauf hingewiesen werden kann, daß jene dem Christentum vorarbeitenden Züge germanischen Wesens und germanischer Religion durch die Völkerwanderung wenn auch nicht völlig ausgetilgt, so doch in den Hintergrund gedrängt seien, daß sie demnach bei der Aufnahme nicht wirksam sein konnten, ja daß mit dem Verfall des germanischen Heidentums auch die edleren Neigungen und Regungen der deutschen Volksseele und damit die Empfänglichkeit für den neuen Glauben wesentlich verringert seien, so ist folgendes zu erwidern. Zwar ist zuzugeben, daß thatsächlich in der Völkerwanderung sowohl der deutsche Volkscharakter, wie die ihm eigene Religion nicht nur einer Vergröberung, sondern in gewissen Beziehungen sogar einer Zersetzung anheimgefallen ist. Die milderen, geistigen Seiten der alten Götter schwinden im Volksbewußtsein immer mehr; es tritt in ihnen nicht etwa bloß das Heldenhaft-Kriegerische, sondern das Roh-Grausame in den Vordergrund während gleichzeitig das Vertrauen auf ihre Macht, ja der Glaube an ihre Existenz mehr und mehr zu schwinden droht. Es wäre bezeichnend hierfür, wenn, wie man annehmen kann, sich die Mythe von der Götterdämmerung in der Zeit der Völkerwanderung ausgebildet hätte. Und wie die alten Götter wanken, wie der Glaube an sie wankt, und zugleich die alte Sittlichkeit schwindet, sieht sich das nun von Zweifeln zerrissene, von Unrecht befleckte deutsche Gemüt seines früheren, reichen und schönen Inhalts beraubt. Allein gerade der Verlust der früheren Harmonie, die entstandene Leere und Trostlosigkeit mußte in dem Volksherzen, dessen innerster Kern trotz der fortschreitenden Zersetzung, wie die Geschichte lehrt, edel blieb, die Bedürftigkeit, die Sehnsucht nach einem neuen, würdigen Inhalt nur um so mächtiger erwecken und es für die Botschaft der Religion öffnen, welche Trost und reichen Ersatz für das Verlorene zu bringen verkündete. Damit zerfällt obiger Einwand in sich.

Demnach war zur Zeit der Völkerwanderung in den deutschen Stämmen für die Aufnahme des Christentums ein entschieden günstiger Boden vorhanden; daß dennoch das Heidentum teilweise sich sehr energisch gegen sein Eindringen wehrte, ist nicht verwunderlich. Letzteres können wir besonders dort beobachten, wo das Heidentum und Volkstum sich unverdorbener und frischer erhalten hat, wie z. B. bei den Sachsen, und gerade diese beweisen das, was wir oben von der Empfänglichkeit des deutschen Gemüts für das Evangelium gesagt haben; denn nachdem ihr erbitterter Widerstand gegen dasselbe ge-

waltsam gebrochen war, fand dies bei ihnen eine so innige Aufnahme und Pflege, daß bald danach „der Heliand", diese wunderbar tiefe und schöne Verschmelzung deutschen Gemüts mit dem Evangelium erstehen konnte. Aber nicht bloß bei den Sachsen war der Kampf gegen das Christentum bis zum Siege desselben ein heftiger; bei einigen anderen deutschen Stämmen beobachten wir ähnliches, so bei den Alemannen, Friesen u. s. w., während z. B. die Goten ohne heftiges Widerstreben ihr Heidentum ablegen. Dieser erbitterte Kampf hat zum Teil in politischen Verhältnissen seine Begründung. Während in ganzen Zeitläufen der Völkerwanderung Kulturelemente gerade deshalb um so leichter bei den Germanen Aufnahme fanden, weil sie von Rom kamen, von dem Reiche, zu dem sie aufschauten als dem geistig überlegenen, gab es andere Epochen, in welchen man bei den Deutschen durch die äußerste Kriegserbitterung und den erregten tiefen Nationalhaß dahin gebracht wurde, alles was von Rom kam, abzulehnen und aufs eifrigste zu bekämpfen. War doch das Christentum augenscheinlich damals die einzige von Rom ausgehende Macht, welcher jene sich nicht gewachsen fühlten; Roms Schwert und Politik — das wußten sie — hatten sie überwunden. Darum wuchs auch der Widerstand gegen das Christentum, als dieses nicht mehr wie anfangs durch einzelne, man möchte sagen planlose Bekehrungen, sondern durch systematisch von Rom aus ins Leben gerufene und gelenkte Missionen zu ihnen gebracht wurde, als man merkte, daß Rom, welches die Germanen politisch und militärisch nicht zu überwinden vermocht hatte, die Herrschaft über die Geister an sich reißen wollte. Es ist ein wunderbares Widerspiel: innig und ahnungsvoll neigte sich im großen und ganzen das Germanentum dem Christusglauben zu und gleichzeitig wehrte es sich heftig, und nicht minder ahnungsvoll, gegen die aufstrebende, sich aufdrängende Hierarchie, welche der Träger des ersteren sein wollte und wurde.

Aus allen diesen Gründen ist das bald freundliche, bald überaus feindliche Verhalten der Germanen gegen das Christentum leicht erklärlich. Der thatsächliche Übertritt der Stämme zu diesem hatte, sofern er nicht durch die früheren planlosen und zufälligen Einzelbekehrungen oder durch die späteren zielbewußten Missionen direkt erreicht war, in oft sehr äußerlichen Gründen seinen Anlaß. Bald fand sich dieser in politischen, bald in persönlichen Beziehungen der deutschen Fürsten zu Rom, bald in Vorteilen, die man sich vom Übertritt versprach, bald in Gelöbnissen für Siege, die der Christengott gewähren sollte. Selbst Gewalt mußte zum Erfolge mithelfen, wie ja denn bekanntlich die Bekehrung der Sachsen durch blutigen, lange erbittert geführten Krieg erzwungen wurde.

Wenn wir unsere Betrachtung nun dem Verlauf der Bekehrungsgeschichte der Germanen zuwenden, werden wir von vornherein überzeugt sein, daß die Stämme, welche ihre alten Sitze verlassen hatten, schneller von dem Christentum überwältigt werden mußten, als die in der alten Heimat gebliebenen. Denn wir wissen ja, daß das alte Heidentum aufs innigste mit der Örtlichkeit, mit den alten Wohnsitzen verwachsen war; jeder Hügel, jeder Baum, jede Quelle fast hatte eine mit dem religiösen Bewußtsein des Volkes eng verschlungene Bedeutung und die aus dem deutschen Klima sich ergebenden Wettererscheinungen lagen den religiösen Naturanschauungen desselben vielfach zu Grunde. So konnte ein Stamm, der sich von der Heimat lossagte und damit all diese geweihten liebgewordenen Stätten, die sein religiöses Empfinden und Glauben umrankte, verlassen mußte, leicht auch in diesem Empfinden und Glauben selbst wankend werden, und daß dies thatsächlich geschehen ist, lehrt die Geschichte. Hierzu kam noch, daß die Stämme, welche ausgewandert waren, unwillkürlich von der Bevölkerung, in deren Wohnsitz sie sich niederließen, manche neuen Anschauschauungen und Vorstellungen aufnahmen, welche die alten unbemerkt umbildeten, und vor allem, daß sie dem römischen Reiche näher kamen, und naturgemäß von demselben in jeder Beziehung stärker beeinflußt werden mußten, als die Daheimgebliebenen. So sind es denn zunächst die Grenzvölker an Rhein und Donau, welche die erste Kunde des Christentums hören. Frühe schon ist sicher dieselbe zu ihnen gekommen, allein das Meiste, was davon erzählt wird, ist sagenhaft ausgeschmückt und verschleiert und erst vom Anfang des vierten Jahrhunderts an haben wir sichere, historisch glaubwürdige Nachrichten darüber, daß das Christentum bei den Germanen festen Fuß gefaßt. Bis zu diesem Punkte (etwa 350) scheint es zweckmäßig, den ersten Abschnitt der Geschichte des Übertritts der Germanen zum Christentum zu bemessen. Der zweite Abschnitt, welcher etwa bis zum Anfang des sechsten Jahrhunderts reicht, ist die Zeit der Herrschaft des Arianismus; fast bei allen christlichen Germanen ist er in dieser Periode die Form ihres Bekenntnis, doch bereitet gegen Ende derselben der lebenskräftigere Katholizismus schon seine Siege vor. Im dritten Abschnitt sehen wir den Arianismus im Kampfe mit dem Katholizismus völlig erliegen; gegen 600 ist seine Kraft völlig gebrochen, wenn er sich auch bei den Longobarden noch bis etwa 663 hält. Im vierten Abschnitt endlich, den wir aber bis in den Anfang des neunten Jahrhunderts verlängern müssen, vollzieht sich endgültig der Übertritt der Germanen zum Christentum. Von höchster Bedeutung ist in dieser Zeit die Wirksamkeit des Bonifacius und das Verhalten Karls des Großen zu den noch

heidnischen Deutschen. Indem wir letzteres noch in die Darstellung der Kultur der Völkerwanderung hineinziehen, überschreiten wir an diesem Punkte die Grenze, die wir uns für die Periodenbestimmung jener gesetzt haben, können jedoch aus naheliegenden Gründen bei der Betrachtung der Bekehrungsgeschichte der Deutschen nicht deren Abschluß von derselben losreißen. Im übrigen deckt sich, wenn auch nicht genau, so doch annähernd die eben dargelegte Einteilung mit der, welche für die Geschichte der Völkerwanderung überhaupt zweckmäßig erschien.

Es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß die Zeit, in welcher die frohe Botschaft der Religion des Friedens und der Liebe zuerst zu den starken Heldensöhnen Germaniens gedrungen, in welcher zuerst manch stolzes Herz unter den Willen des „Friedekindes Gottes" gebeugt wurde, eine sehr frühe ist. Wenn wir dieselbe aber genau zu bestimmen versuchen, lassen uns sichere Nachrichten im Stiche. Freilich müssen wir ja von vornherein darauf verzichten, in dieser Beziehung etwas über das Innere Deutschlands zu erfahren; aber selbst von den Grenzländern am Rhein und an der Donau wissen wir wenig genug. Die meisten Angaben über die Anfänge des Christentums in diesen Gegenden sind entweder so dunkle oder so legendenhaft erweiterte und ausgeschmückte, daß die Geschichtsforschung aus ihnen kein klares Bild jener ersten christlich-germanischen Zeit gewinnen kann. Die Auslegung hierauf bezüglicher Stellen der Schriften von Kirchenvätern ist eine sehr zweifelhafte; wenn diese Autoren z. B. davon reden, daß das Evangelium aller Kreatur gepredigt sei, wenn Irenäus (gest. 202) unter den gläubigen Völkern auch die Germanen erwähnt, wenn Tertullian das Reich Jesu Christi über alle Namen und Nationen, sogar über noch unbekannte Inseln errichtet sieht, so suchen die einen in blindem Buchstabenglauben in diesen Angaben handgreifliche Wirklichkeit, während andere vorsichtiger darin nur das überströmende, in ungemessenen Worten sich äußernde Gefühl der höchsten Freude über die ja thatsächlich überaus rasche Ausbreitung des Evangeliums oder etwas, was uns wie das Ahnen eines vorausschauenden Sehers anmutet, zu erblicken vermögen. Beachtenswert von diesen Stimmen aus ältester Zeit ist namentlich die des Irenäus; allein ein bestimmtes unwidersprechliches historisches Wissen läßt sich auch aus ihr nicht ableiten.

Noch unsicherer als diese Nachrichten, ja geradezu vor strenger Forschung nicht bestehend, sind jene Geschichten, welche von der schon zu apostolischer Zeit erfolgten Gründung christlicher Kirchen am Rhein und an der Donau erzählen. Wohl die meisten dieser Geschichten sind in der Form, wie sie seit Ende des neunten Jahrhunderts fast allgemein berichtet

und geglaubt worden sind, auf die katholische Tendenz zurückzuführen, die Gründung der Bischofssitze sowie die Ausübung des bischöflichen Amtes an einem Ort, in einer Gegend auf Sendboten der Apostel zurückzuführen und direkt von Befehlen, Aufträgen, Sendungen derselben abzuleiten. Hierher gehört die Sage von den drei von Petrus selbst gesandten Männern, Maternus, Valerius, Eucherius, welche unter vielen außerordentlichen Wunderthaten die Gegend des Elsaß bekehrt und die Bistümer Köln, Trier und Tongern begründet haben sollen; ferner die Behauptung, daß Mainz und die Gegend am Mittelrhein durch Crescens, den Schüler des Paulus, dem Christentum gewonnen sei, welche Ansicht sich namentlich auf eine unrichtige Erklärung des Namens Galatia im zweiten Brief des Paulus an Timotheus stützt; ferner die Ableitung des Bistums Metz von Clemens, einem Schüler des Petrus und Patiens, einem Schüler des Johannes.

Von ebenso sagenhaftem Charakter und derselben Unglaubwürdigkeit sind die Erzählungen von der thebaischen Legion und von der heiligen Ursula mit den elftausend Jungfrauen.

Im Jahre 287 soll Maximian, als er zur Unterdrückung eines Aufstandes nach Gallien vorrückte und im Rhonethale ein Lager aufgeschlagen hatte, eine ganze aus Christen bestehende Legion — die thebaische — haben zusammenhauen lassen, weil dieselbe sich nicht an den heidnischen Opfern beteiligen wollte. Dies furchtbare Blutbad sei aber nichts als eine fruchtbringende Aussaat für die Kirche gewesen, denn an der Stelle desselben sei sogleich eine Kirche entstanden, von der aus das Christentum sich schnell weiter verbreitet habe — und thatsächlich stand auch später an der von der Sage bezeichneten Stelle ein Kloster. Am Segen des Todes dieser Märtyrer Teil zu haben, behaupten nun verschiedene niederrheinische Städte, wie Bonn, Xanten, Köln. Abteilungen jener Legion seien vom Feldherrn nach diesen Städten vorausgeschickt — oder nach anderer Darstellung auf dem Rückwege zurückgelassen — und hätten aus gleichen Gründen dort das Schicksal der ganzen Legion erlitten. Ihr mutiger Märtyrertod aber habe dem christlichen Glauben viele neue Jünger erweckt; an den Stätten ihres Todes seien Kirchen entstanden. So ungefähr berichtet die Erzählung; allein sie ist — wie gesagt — historisch nicht haltbar. Dabei kann und soll natürlich nicht geleugnet werden, daß ihr möglicherweise ein historischer Vorgang zu Grunde liegt. Es ist sehr wohl anzunehmen, daß in den Römerheeren, die nach Germanien kamen, zur Zeit, als in Rom noch das Heidentum herrschte, christliche Soldaten den Märtyrertod erlitten haben, daß Germanen davon hörten,

von Überlebenden über Grund der Hinrichtung und über den freudigen Opfertod unterrichtet wurden und selbst vielleicht hier und da die neue Botschaft, die solche Standhaftigkeit, solchen Todesmut erzeugte, freudig aufnahmen.

Solch ein Kern — nämlich die irgendwo erfolgte Ermordung einiger christlicher Jungfrauen — mag es auch sein, um den sich die wunderlich ausgeschmückte, von Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten strotzende Legende von der heiligen Ursula gebildet hat. Die Tochter eines britannischen Königs, Ursula, sei mit elftausend Jungfrauen auf einer von ihr selbst geführten Flotte den Rhein hinauf bis Basel gefahren, dann nach Rom zum Papst gepilgert, von dort wieder nach Köln zurückgekehrt, hier aber mit all ihren Begleiterinnen von den Hunnen, die die Stadt belagerten, grausam ermordert worden. Die Geister der Erschlagenen aber seien im Himmelsglanz den Hunnen entgegengeschwebt, so daß diese in namenlosem Entsetzen geflohen und die Stadt freigegeben hätten. Die Bürgerschaft Kölns hätte die getöteten Jungfrauen in frommer Dankbarkeit bestattet und alsbald sei diesen zu Ehren eine Kirche entstanden.

Ebenso wenig, wie auf diese Erzählungen, kann sich die Behauptung von dem frühen Anfang des Christentums in den deutschen Rheingegenden auf ein angeblich im Jahre 346 in Köln zusammenberufenes Konzil stützen. Wenigstens sind die Angriffe der historischen Kritik gegen die davon berichtenden Akten so schwerwiegende, daß letztere durchaus nicht als wissenschaftliche Quellen angesehen werden können.

Ähnlich unsicher und nicht dem hellen Lichte der Geschichte Stand haltend sind die meisten Nachrichten über frühzeitige Gründung des Christentums in den Donauländern. Das meiste, was von dort über die persönliche Wirksamkeit der Apostel und ihrer direkten Sendboten sowie vieler Heiligen erzählt wird, ist, so wie es dargestellt ist, Sage. Darauf aber muß schon jetzt hingewiesen werden, daß all diese Sagen, wenn sie auch in ihren einzelnen Ausführungen, ihren bestimmten Namensnennungen, ihren Ortsbezeichnungen durchaus als Quellen verworfen werden müssen, doch sicherlich das als richtigen Kern enthalten, daß einmal die Anfänge des Christentums bei den Germanen in sehr frühe Zeit zurückreichen und daß zweitens der Weg, den die christliche Botschaft hierbei genommen, im großen und ganzen der ist, den die heiligen Boten der Legenden wandeln. Freilich ist dabei ausdrücklich zu bemerken, daß die Behauptung, die Gründung christlicher Gemeinden in Deutschland reiche bis in die apostolische Zeit zurück, völlig in der Luft schwebt, wenn immerhin auch Einzelbekehrungen schon am Anfang des zweiten Jahrhunderts stattgefunden haben und am Ende

des Jahrhunderts wohl schon einzelne Gemeinden vorhanden gewesen sein mögen. Wir sahen, daß dem Zeugnis des Irenäus von der Predigt des Wortes vom Kreuz unter den Germanen vielleicht ein thatsächlicher Anhalt zu Grunde liegt; denn sicherlich kam mit den Legionen, die an die Grenzen Deutschlands zogen, schon früh die Kunde dorthin, wie man denn annehmen kann, daß auch jedenfalls die in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts in Gallien vorhandenen Christengemeinden wenigstens im linksrheinischen Germanien dem Christentum neue Sitze zu erringen strebten, während noch früher die Donauländer wegen ihrer größeren Nähe vom römischen Reich her durch Glaubensboten besucht wurden. Unwidersprechliche Zeugnisse über das Vorhandensein des Christentums auf germanischem Gebiet finden wir erst um das Jahr 300. In jener Zeit erscholl im Ufernoricum der Ruhm des Florian, eines wie es heißt römischen Offiziers, der als Bekenner des christlichen Glaubens in Lorch fröhlich den Märtyrertod erlitt, und fast in derselben Zeit besiegelt in Pannonien als Bischof von Siscia Quirinus sein treues Festhalten an Christi Lehre mit der Hingabe seines Lebens, während als Bischof von Petavium in Pannonien damals der gelehrte Victorinus wirkte. Ist somit für diese Länder das Vorhandensein von Bischofssitzen im Anfang des vierten Jahrhunderts sicher erwiesen, so läßt sich auch von dem Rhein ähnliches berichten. Für Trier ist als Bischof in jener Zeit Agritius sicher nachgewiesen, ebenso für Köln Maternus. Die zahlreichen römisch-heidnischen Inschriften und Münzen, die man in deutschem Gebiet gefunden hat, werden damals immer seltener, an ihre Stelle treten hier und da, namentlich in Trier, christliche Grabinschriften und Münzen mit dem Zeichen des Kreuzes.

Mit der letztgenannten Zeit, dem Anfang des vierten Jahrhunderts, sind wir in eine Periode eingetreten, in welcher der Gegensatz zweier großer, einander lange äußerst heftig bekämpfender Strömungen in der christlichen Kirche, der katholischen (orthodoxen, athanasianischen, nicäischen) und der arianischen eine hervorragende Rolle spielt und auch für die Germanen von hoher Wichtigkeit ist.

Auf das Wesen dieses Streites ausführlich einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur daran will ich erinnern, daß es sich um die Persönlichkeit Jesu Christi, bezw. um sein Wesensverhältnis zu Gott dem Vater handelte. Während die Katholiken die Ewigkeit und die Wesensgleichheit Christi und Gottes lehrten, behaupteten die Arianer, daß Christus höchstens Gott wesensähnlich sei. Dieser Dogmenstreit, der sich nicht an dem in der Erscheinung, in den Worten Jesu Christi Gegebenen, nicht an dem Herz-

befriedigenden der Persönlichkeit des Weltheilandes genügen ließ, vielmehr das Heiligtum und Geheimnis christlich-religiösen Empfindens auf den Seziertisch rein verstandesmäßiger, mehr oder weniger logischer Erörterung und Disputation zerrte, und in heftigem Wortwechsel die tiefsten und dunkelsten Probleme durch Mehrheitsbeschluß oder kaiserliches Machtgebot klar- und festzustellen sich erkühnte, zeigte in seinem Verlauf deutlich, wie Herzensroheit, Verleumdungssucht, Bosheit, Rachsucht Hand in Hand gehen können mit einem Denken und Bekennen, welches fromm sein will und sich selbst dafür hält. Nach endlosem Gezänk gelang es endlich dem Katholizismus, auf dessen Seite im großen und ganzen die tieferen Denker und tüchtigeren Charaktere gestanden zu haben scheinen, seinen Gegner so zu überwinden, daß er im eigentlichen römischen Weltreich, d. h. so weit dasselbe nicht von Germanen eingenommen war, sein Haupt nicht mehr nachdrücklich erheben konnte. Und auch bei den Germanen konnte er sich nur wenige Jahrhunderte halten, und verschwand dann als Völkerreligion spurlos: die Geschichte selbst sprach das Urteil über den Arianismus.

Wie ist es es nun gekommen, daß er bei den Germanen so bedeutenden Anklang fand? Sollten seine Dogmen dem germanischen Denken sympathischer, annehmbarer erschienen sein, als die katholischen, sollten seine Träger dem germanischen Gemüt als würdigere Vertreter des Christentums entgegengetreten sein, wie die Bekenner des orthodoxen Glaubens? Nichts von alledem. Wir sprachen schon davon, daß den Germanen die Religion Herzenssache war; sie waren weder geneigt noch damals befähigt, die haarspaltenden Sophismen, in denen die Katholiken wie die Arianer Wesen und Begründung ihrer Lehren suchten, zu begreifen und sich danach darüber zu entscheiden, welche Form des neuen Glaubens sie annehmen sollten. Es waren Gründe rein äußerlicher, meist politischer Natur, die hierbei den Ausschlag gaben, die gerade damals, als der Streit noch in hellen Flammen loderte, als der Übertritt größerer germanischer Volksteile zum Christentum erfolgte, wirksam waren.

Dies führt uns auf die Geschichte der Goten.

Wir hörten, daß die ersten Bekehrungen von Germanen auf germanischem Gebiet wahrscheinlich schon in einer sehr frühen Zeit, vielleicht am Anfang des zweiten Jahrhunderts stattgefunden haben. Wenn dies nicht völlig für die Goten zutrifft, die kaum vor dem Ende desselben Jahrhunderts die erste Kunde vom Christentum erhalten haben können, so ist dagegen bei diesen die Entwickelung des Christentums eine viel schnellere, als bei den übrigen Germanen gewesen. Schon durch ihre zahlreichen Züge nach Kleinasien um Mitte des dritten Jahrhunderts kamen sie in

nähere Berührung mit der christlichen Kirche; Christen führten sie in großer Zahl als Gefangene mit sich, und waren so selbst die Ursache, daß das Wort Christi zu ihnen getragen wurde. Daß dies Wort bei ihnen rasch Boden fand, lag wohl zum Teil auch daran, daß ihr Heidentum — wie oben bemerkt — weil es vom heimischen Grunde losgerissen war, schneller dahin welkte, daß sie ferner durch die häufigen Berührungen mit der römischen Kultur — die Goten stellten die meisten Freiwilligen für die römischen Heere — für diese rascher empfänglich wurden, als andere germanische Stämme. Bezeichnend für letzteres ist die Thatsache, daß wir im vierten Jahrhundert bei echt gotischen Familien nördlich der Donau griechische Eigennamen finden. Die Bekehrung war bis zum Konzil von Nicäa (325) soweit vorgeschritten, daß wir damals schon einen wirklichen christlichen Gemeindeverband bei ihnen voraussetzen dürfen; denn ein Bischof der Goten namens Theophilus vertrat dieselben auf jenem Konzil.

Dies erste Christentum bei den Goten scheint von einer Reinheit und opferfreudigen Hingebung gewesen zu sein, die die spätere Zeit leider allzu oft vermissen läßt. Naturgemäß fand die neue Religion, weil meist durch die zu Hörigen gemachten Kriegsgefangenen verbreitet, zuerst bei den unteren Ständen Aufnahme, und erhielt sich außerdem in den bald zu Goten werdenden Nachkommen jener Kriegsgefangenen.

Eine charakteristische Gestalt dieses Christentums ist der im vierten Jahrhundert lebende ehrwürdige Saba, der nichts hatte als das, womit er bekleidet war, der recht im Glauben und stets bereit war, alle „Gerechtigkeit zu erfüllen", dem milde Begeisterung für seine Religion vom Antlitz strahlte, der, obwohl er in allem Wissen erfahren war, doch nicht durch rhetorische Künste andere zu gewinnen, noch seinen Ruhm suchte, sondern durch seinen Wandel, durch Friedensliebe, Wahrhaftigkeit und echte Demut dem Christenglauben Jünger zu erwecken trachtete.

Solche Beispiele christlichen Wandels blieben aber auch nach oben hin, bei den freien und edlen Goten nicht ohne Wirkung; auch aus diesen Kreisen wendeten sich viele dem neuen Glauben zu, wie das Beispiel des frommen Nicetas beweist. Sobald das Christentum auch in diesen leitenden Ständen Eingang fand, wurde es, ohne es zu wollen, zu einer politischen Macht. Es war selbstverständlich, daß die gotischen Christen in der römischen Kirche ihre Mutterkirche, in den Römern ihre Bundesgenossen gegen das Heidentum sahen. Dieses wiederum durchschaute bald dies aus der Natur der Sache sich ergebende stille Bündnis, und so entstand alsbald innerhalb des Gotentums ein politischer Gegensatz, auf der einen Seite das romfreundliche Christentum, auf der anderen das altnationale

Heidentum. Die letztere Partei war noch geraume Zeit nach Entstehung dieser Spaltung die mächtigere; je mehr sie aber ihre Existenz von der anderen Seite gefährdet sah, um so heftiger ging sie gegen die Christen vor, und steigerte die anfangs wenig blutigen Verfolgungen derselben zu höchster Strenge und Grausamkeit. Mit wunderbarem Opfermut ertrugen die Christen Qualen und Tod; freilich scheint auch der krankhafte Hang, den Märtyrertod mutwillig zu suchen, hierbei zuweilen wirksam gewesen zu sein. Viele christliche Goten zogen indes Auswanderung dem Tode vor und wurden meist freundlich in oströmischem Gebiet aufgenommen und in der Nähe des Balkans angesiedelt. Bei diesen Auswanderungen nun, die um die Mitte des Jahrhunderts erfolgten, scheint sich schon der Übergang der katholischen Goten zum arianischen Bekenntnis vollzogen zu haben.

Kaiser Constantius (337—361) begünstigte den Arianismus und machte wohl den Übertritt zu diesem den christlichen Goten, die ihn um Land baten, zur Bedingung.

Da den Germanen die Betonung des Dogmas im allgemeinen gleichgültig und auch wohl unverständlich war, verstanden sie sich leicht zu dieser Änderung; nur die Gebildetsten unter ihnen haben jedenfalls gewußt, um was es sich handelte, und bei manchen von diesen mag das Praktisch-Klare und Natürliche, das dem Arianismus im Gegensatz zum Katholizismus eigen ist, einer der Gründe gewesen sein, daß sie ohne Gewissensbedenken der Forderung des Constantius gerecht wurden.

Unter all den Vertretern des nunmehr sich entwickelnden germanischen Arianismus ist der Hehrste und Bedeutendste der Bischof Ulfilas oder Wulfila. Ob derselbe, wie berichtet wird, einer aus Kappadocien stammenden christlichen oder einer altgotischen Familie angehörte, ist zweifelhaft; man könnte freilich glauben, daß ein Mann, der seine Sprache in ihrer Fülle und Tiefe so beherrschte, wie Ulfilas, der die berühmte Übersetzung der Bibel ins Gotische schaffen konnte, ganz ungemischtes, rein germanisches Blut in sich gehabt haben müsse. Er ist im Jahre 310 (oder 311) im Gotenlande geboren und soll schon in seiner Kinderzeit als Geisel an den Hof zu Konstantinopel gebracht sein, wo er römische Bildung lernte; man erzählt, daß er — was wegen seiner Jugend kaum glaublich ist — sogar auf dem Konzil von Nicäa (325) zugegen gewesen sei. Im Jahre 348 wurde er zum Bischof der Goten geweiht; ob er damals schon Arianer war, ist nicht sicher. Jedenfalls wirkte er, als er sich mit den vor Athanarichs Verfolgungen fliehenden christlichen Goten in Niedermösien niederließ, als arianischer Bischof unter ihnen. Im Jahre 360

nahm er an einer Synode in Konstantinopel teil; in derselben Stadt beendete der Tod sein segenvolles umfangreiches Wirken im Jahre 380 (oder 381). Die größte That dieses ehrwürdigen Mannes — eine der für die geistige Kulturentwickelung der Germanen allerwichtigsten — ist seine Übersetzung der Bibel. Um sie zu ermöglichen, mußte er ein neues Alphabet schaffen, denn die alten Runen reichten nicht aus, um die Worte der Schrift in Zeichen wiederzugeben. Ulfilas nahm daher das griechische Alphabet zu Hilfe nnd schuf aus der Vermischung desselben mit Runen ein neues, das gotische. Seine Übersetzung, welche uns leider nicht vollständig erhalten ist, bekundet eine einzig geniale Fähigkeit, deutsche Worte mit christlichen Begriffen zu verschmelzen und den tiefen und reinen Inhalt der Worte des Erlösers mit den klangvoll-erhabenen Lauten gotischer Zunge zu umkleiden. Ein unschätzbarer Segen geht von dieser Geistesarbeit aus; zunächst für die Westgoten gethan, wird ihr Werk bald auch zu den stammverwandten Völkern getragen, zu den Ostgoten, Vandalen, Gepiden und anderen, und wo sie hinkam, streute sie den Samen des Christentums aus, gewiß oft besser, als es mündliche Rede thun konnte. So groß jedoch die Wirksamkeit der gotischen Bibel gewesen, so sehr dieselbe auch jedenfalls an der Verschmelzung christlichen und germanischen Geistes unvergänglichen Teil hat, so verschwand sie selbst jedoch nach einigen Jahrhunderten wieder, und niemand schien mehr eine Kunde von ihr zu haben. Erst im sechzehnten Jahrhundert tauchte eine dunkle Nachricht davon auf, daß eine derartige Übersetzung vorhanden sei; man forschte nach und fand die berühmte, umfangreiche Bruchstücke der gotischen Bibel enthaltende Handschrift, die sich seit 1648 unter dem Namen „silberner Kodex" in Upsala befindet. Im Anfange unseres Jahrhunderts wurden dann noch weitere Bruchstücke in Wolfenbüttel und im Kloster Bobbio in der Lombardei gefunden, so daß wir jetzt einen großen Teil der Übersetzung des Wulfila wieder besitzen. Da wir allein aus ihr als der einzigen Quelle die Mutter unserer hochdeutschen Sprache, die wohllautende, vollklingende, markige gotische Sprache zu uns reden hören, so ist uns die Schöpfung dieses Werkes nicht nur eine That von weittragender religiöser, sondern auch höchster litterarischer und sprachlicher Bedeutung; sie schuf in alter Zeit die erste germanische Schriftsprache, und in unseren oft so tief auf die Erzeugnisse jener Zeit herabsehenden Tagen baute sich auf ihr eine neue zu glänzendem Wirken berufene Wissenschaft, die deutsche Sprachwissenschaft auf, so daß noch wir späten, überklugen Enkel mit Freuden und Ehrfurcht aus dem ewigfrischen Quell schöpfen, den einst der ehrwürdige Ulfilas seinem Volke erschlossen hat.

Der politische Gegensatz zu den heidnischen Goten, in welchen ihre christlichen Stammesbrüder ohne bösen Willen, ja man kann sagen unwillkürlich, hineingeraten waren, wurde bald — noch zu Ulfilas Lebzeiten — von ehrsüchtigen Nebenbuhlern des Athanarich benutzt, um diesem seine Stellung streitig zu machen. Es entstand so eine christliche Partei, die jeder religiösen Begeisterung ermangelnd allein aus politischen Gründen das nationale Heidentum und dessen Führer bekämpfte. Führer dieser Partei war Fritigern, welcher, von Athanarich vertrieben, sich zu Valens begab, um diesen zu gewinnen, arianischer Christ wurde und mit der Hilfe desselben auch wirklich wieder in seine Heimat zurückkehrte. Diesen inneren Kämpfen im Gotenland wurde durch das Vordringen der Hunnen ein schnelles Ende bereitet. Athanarich zog sich mit seinen Anhängern in entlegene Gebirge zurück, die christlichen Goten aber und die Anhänger Fritigerns wurden von Valens auf römischem Gebiet aufgenommen unter der Bedingung, daß alle noch nicht Getauften das arianisch-christliche Bekenntnis annehmen sollten. Die meisten kamen dieser Bedingung nach, allein in demselben Maße, als dadurch die Zahl der den Namen „Christen" Tragenden vermehrt wurde, verschwand die Reinheit, Milde und Opferfreudigkeit der zuerst bekehrten Goten. Zugleich vollzieht sich noch eine andere Änderung. Die Goten, die bald — wie wir wissen — in ein feindseliges Verhältnis zum römischen Reich traten, gaben auch die anfängliche Hinneigung zu Rom in religiösen Dingen auf, und als durch Theodosius der Arianismus unterdrückt und der Katholizismus zum Siege geführt war, begannen jene, sich auch ihres religiösen Gegensatzes zu Rom zu freuen und blieben nun aus Nationalgefühl Arianer.

Mit überraschender Schnelligkeit breitet sich das arianische Christentum auf die übrigen Stämme der wandernden Germanen aus, doch wissen wir nicht, auf welche Weise dies geschehen ist. Wahrscheinlich hat westgotische Missionsthätigkeit hierfür am kräftigsten gewirkt; die fürstlichen Geschlechter gingen wohl meist in der Annahme des arianischen Bekenntnisses voran, und die Masse des Volkes folgte ihnen bald.

So finden wir die Vandalen am Anfang des fünften Jahrhunderts als Bekenner des Arianismus, dessen erbitterte Vorkämpfer sie bald in Afrika werden. Um Mitte desselben Jahrhunderts sind auch die Ostgoten, Gepiden, die Sueven, die Rugier, Skiren, Heruler, vielleicht auch schon die Longobarden Arianer. Noch bei Attilas Lebzeiten scheint sich bei den Ostgoten und Gepiden der Übertritt zum Christentum vorbereitet zu haben, nach seinem Tode sind sie offene Christen. Ja die Burgunden, welche 413 den katholischen Glauben angenommen hatten, wandlen sich um 450 dem arianischen zu.

Für die zweite Hälfte des fünften Jahrhunderts besitzen wir vorzügliche Nachrichten über die Zustände an der Donau im heutigen Österreich ober und unter der Enns in der Quelle „Das Leben des Noriker-Apostels Severin". Diese von Eugippius verfaßte Schrift wirft ein helles Licht auf die damaligen Zustände jener Gegend. Roms Macht war gebrochen, seine Grenzprovinzen waren zum unbehinderten Tummelplatz barbarischer und räuberischer Horden geworden, gegen welche die Reste römischer Besatzungen und der katholischen Bewohner fast schutzlos waren und unter steten Kämpfen, stetem Wachen nur mühevoll Leben und Habe verteidigen konnten. So war es auch in Ufernoricum. Bald waren es Alemannen, bald die schnellen Thüringer oder die Skiren und Rugier, die Plünderungsscharen sandten und schonungslos in der unglücklichen Provinz hausten. Da taucht plötzlich — man wußte nicht woher er gekommen — Severin auf, spendet Trost, richtet die Schwachen auf, weiß Klugheit und Wachsamkeit zu stärken und zu erwecken, und — was wunderbar ist — genießt auch, obwohl er Katholik ist, bei den arianischen Germanen hohes Ansehen, so daß er so manchen Ort vor Überfällen zu schützen, manchen Plünderungszug zu verhindern vermag. Kälte, Hunger und Not für seine Person nicht achtend und mit Leichtigkeit überwindend, ist er nur darauf bedacht, Armut und Leid bei andern zu lindern, Falschheit zu entlarven und Bosheit zu strafen. So ist er in Wahrheit jener Gegend ein erhabener Friedensbote des Evangeliums geworden, wenn er auch, da er eine schon völlig bekehrte Bevölkerung vorfand, eigentlich nicht Apostel genannt werden kann. Sein Auftreten ist aber gerade deswegen für uns von Wichtigkeit, weil wir — wie gesagt — dadurch erfahren, daß die dort hausenden Donaugermanen damals schon Christen waren. Besonders hören wir dies von den Rugiern. Der Rugierkönig Flaccitëus kommt zu Severin und bittet ihn um Rat, wie er sich den ihn arg bedrängenden Goten gegenüber verhalten solle und erhält eine Antwort Severins, in welcher unter anderem auf des Flaccitëus arianisches Christentum hingewiesen wird. Des Königs Sohn Feva ist ein Verehrer Severins, und selbst Fevas Weib, die wilde, den Katholiken feindliche Gisa, fürchtet und achtet ihn. Aber auch unter den meist noch völlig heidnischen Alemannen hatte Severin Freunde, und der Alemannenkönig Gibold freute sich von Herzen, als er den Ehrwürdigen kennen lernen konnte.

Die Art, wie Severin zu wirken pflegte, erhellt aus folgender Erzählung des Eugippius, die wir hier einflechten:

Um jene Zeit hatten räuberische Barbarenhorden, was sie außerhalb der Stadtmauern an Menschen und Haustieren vorfanden, gefangen mit

sich fortgeschleppt. Da gingen einige Bürger zu dem Manne Gottes und erzählten ihm unter Thränen das erlittene Mißgeschick, und berichteten ihm genau den Vorgang des geschehenen Raubes. Der Heilige fragte den Mamertinus, der damals Tribun war und später zum Bischof geweiht wurde, ob er über Bewaffnete verfügen könne, um mit diesen den Räubern nachzusetzen. Dieser erwiderte: „Ich habe nur eine geringe Anzahl Bewaffneter und getraue mich nicht, mit diesen in einen Kampf mit dem überlegenen Feinde mich einzulassen. Wenn aber du, ehrwürdiger Mann, es gebietest, so werden wir doch, obwohl schwach an Waffen, den Kampf aufnehmen, wir hoffen dann, dein Gebet wird uns zum Siege verhelfen." Der Diener Gottes erwiderte: „Wenn auch deine Soldaten unbewaffnet sind, sie werden Waffen von den Feinden bekommen, denn nicht Menge und Macht der Menschen wird erfordert, wo sich Gott als unser Vorkämpfer kundgibt. Gehe in Gottes Namen eilig, gehe voll Vertrauen, denn wenn Gottes Barmherzigkeit euer Führer ist, da wird auch der Schwache zum Helden werden, dann könnt ihr ruhig sein, der Herr wird für euch einstehen. Gehe also geschwind, und gib auf eines acht: die du von den Barbaren gefangen nehmen wirst, unversehrt mir zu überbringen." — Sie begaben sich also hinaus, und beim zweiten Meilenstein oberhalb des Flusses, Dicuntia genannt, erreichten sie die besagten Räuber, diese aber begaben sich der Mehrzahl nach plötzlich auf die Flucht, alle ihre Waffen zurücklassend. Die von den Räubern gefangen genommen wurden, brachte man zum Diener Gottes, wie er es befohlen hatte, zurück. Er löste ihre Bande, ließ ihnen Speise und Trank reichen, und sprach zu ihnen die wenigen Worte: „Gehet und meldet euren Genossen, sie mögen nicht mehr von Habsucht getrieben in unsere Nähe kommen, denn sie würden von der Strafe des Himmels ereilt werden, weil Gott für seine Diener streitet, die er mit seiner Allmacht derartig zu schützen weiß, daß die Pfeile der Feinde sie nicht nur nicht verwunden, sondern sogar als Waffen für sie in ihre Hände fallen werden." — Nachdem nun die Barbaren entlassen waren, dankte er für Christi wunderbare Hilfe, und verhieß, daß seine Barmherzigkeit nicht mehr zugeben könnte, daß diese Stadt zur Beute ihrer Feinde würde, so lange die Bürger in Glück und Unglück unverbrüchlich an Gottes heiligem Gesetze festhalten würden." (St. Severin V, übersetzt von S. Brunner.) —

Trotz der raschen Ausbreitung des Arianismus bei den Wanderstämmen scheint derselbe doch nirgends in nennenswerter Weise bei den in Deutschland seßhaften Germanen Eingang gefunden zu haben; wenigstens ist keine Spur davon zu finden, und was später im eigentlichen Deutsch-

land an Christentum aus ältester Zeit vorhanden ist, trägt nicht das Gepräge arianischen Bekenntnisses. Dieses war in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts auf dem Höhepunkt seiner Herrschaft, welche das sechste Jahrhundert vernichtete, angelangt. Zuerst ließen die Burgunden von ihm ab, die sich 517 wieder dem katholischen Glauben zuwandten. Sodann ging es bei den Vandalen (534) und bei den Ostgoten (553) zu Grunde, als diese Völker von Ostrom unterworfen wurden. 550 wurden die Sueven und 587 bis 589 die Westgoten unter ihrem König Reccared katholisch. Die einzigen, die den Arianismus bis ins siebente Jahrhundert hinein retteten, ihn aber auch 663 aufgaben, waren die Longobarden.

Der Vernichtungskampf, den der Katholizismus in dieser Zeit gegen seinen Rivalen ausfocht, vollzieht sich zugleich mit der ersten Entwickelung eines jungen germanischen Staatswesens, dessen Träger sich vom Heidentume unmittelbar dem ersteren Bekenntnis zugewendet und ihm einen neuen, höchst fruchtbaren Boden geschaffen hatten, des Frankenreiches. Den Franken war das Christentum jedenfalls schon vor Chlodwig bekannt, denn sie waren längst in lebhafte Berührung mit dem christlichen Gallien getreten und schließlich in ganz christliche Gegenden gezogen. Auch hatte es die katholische Kirche dort schon frühzeitig unternommen, durch Pracht in den Kirchen, durch Entfaltung von Glanz auf Auge und Ohr bei den Gottesdiensten einzuwirken und dadurch die Germanen anzuziehen. Wenn nun dies auch nicht hinderte, daß die große Masse derselben noch lange heidnisch blieb, so erklärt es doch, warum nachher der Übertritt Chlodwigs und seiner Mannen sich verhältnismäßig so schnell und leicht vollziehen konnte. Bei Chlodwig kommt außerdem noch der Einfluß seiner katholischen Gattin Chlotilde in Betracht; dieser, dazu die erkannte Überlegenheit des Christentums und die Furcht vor dem großen Christengotte, daneben aber auch politische Motive mannigfacher Art mögen zusammengewirkt haben, um Chlodwig zu seinem bekannten Entschluß in der wider die Alemannen gelieferten Schlacht zu veranlassen. Getauft wurde er wahrscheinlich zu Weihnachten 496 in der Marienkirche zu Rheims durch Remigius. Obgleich nun sein Beispiel zahlreiche Nachahmung fand, und man die Franken von da ab als ein im großen und ganzen christliches Volk bezeichnen kann, so blieben doch noch starke Reste des Heidentums im Volke lebendig, ja noch 539 hören wir von Menschenopfern, die eine fränkische Heeresabteilung den alten Göttern bringt. Die völlige Ausrottung des Heidentums gelingt in Neustrien schneller, wie im fränkischen Austrasien, wo sich das Heidentum stellenweise noch bis ins siebente Jahrhundert erhält.

Bei den übrigen deutschen Stämmen vermochte sich das Christentum

nur sehr langsam Bahn zu brechen. Bei den Alemannen scheint dasselbe allerdings schon im vierten Jahrhundert einige Bekenner gehabt zu haben; obwohl indes das Land, in dem sie sich niederließen, schon früher eine christliche Bevölkerung getragen hatte, gelangt jenes dort erst im achten Jahrhundert zu vollem Siege. Als erster Bote des Evangeliums, der zur Zeit Chlodwigs in Alemannien umfassend gewirkt haben soll, wird ein Irländer Fridolin genannt. Die Nachrichten über ihn und sein Werk tragen indessen so sehr den Charakter der Legende, daß sie geschichtlich ziemlich wertlos sind. Dagegen ist die Missionsthätigkeit des Briten Columban, welcher um 600 mehrere Jahre lang in der Gegend von Bregenz unter den Alemannen predigte und taufte, geschichtlich erwiesen. Sein Schüler, der thatkräftige und beredte Gallus, der Begründer des Klosters St. Gallen, setzte sein Werk in der Schweiz fort, während bald danach im Breisgau der Asket Trudpert wirkte.

Allein das Christentum hatte noch bis ins achte Jahrhundert hinein schwer mit dem Heidentum zu ringen; um ersterem einen kräftigen Stützpunkt zu verleihen, wurde unter Karl Martells Schutz 724 von dem fränkischen Bischof Pirmin die berühmte Abtei Reichenau gegründet; von dort wurde letzterer jedoch wieder vertrieben, worauf er noch mehrere Pflanzstätten des Christentums schuf. Mit all diesen Bekehrungsbestrebungen vereinigte sich der Einfluß des im sechsten bis siebenten Jahrhundert von fränkischen Königen festgesetzten alemannischen Gesetzes, das von alten alemannischen Volksrechten ausgehend doch überall das Christentum als bestehend und herrschend voraussetzte, und durch die bezüglichen Bestimmungen am Untergang des Heidentums arbeitete.

Die Bekehrungsgeschichte der Bajuvaren, der heutigen Baiern, hebt mit der Zeit an, als sie in den Tagen Severins die von der christlich-römischen Bevölkerung verlassenen Gebiete südlich der Donau und östlich vom Lech besetzten.

Für die Einführung und Stärkung des Christentums wirkten hauptsächlich Eustasius und Emmeran und vor allem Rupert, welcher wohl um 700 die Missionsarbeit in Baiern fast völlig vollendet, so daß dem letzten Apostel Baierns, Corbinian, nur noch die Kräftigung, nicht aber die Neugründung christlichen Lebens übrig bleibt. Ähnlich wie bei den Alemannen ist auch bei den Baiern das von den Franken festgesetzte bairische Gesetz dem Christentum förderlich.

Später und unter schwierigeren Verhältnissen, als bei den Alemannen und Baiern, kam das Christentum zu den Thüringern. Sie saßen auf einem Gebiet, in welchem vor ihnen keine christliche Bevölkerung gewesen

war; ihr Reich erstreckte sich von der mittleren Elbe bis zur Donau. Abgesehen von einigen Spuren, die auf zeitweiliges Auftreten des christlichen Bekenntnisses in der thüringischen Königsfamilie hindeuten, ist vor dem Ende des siebenten oder Anfang des achten Jahrhunderts nichts von demselben zu finden. Der Mann, welcher sich um diese Zeit um die Predigt des Evangeliums verdient gemacht hat und in der Gegend von Würzburg den Märtyrertod fand, war Kilian, ein britischer Missionar. Zu einer wirklich durchgreifenden Bekehrung kam es jedoch erst durch Bonifacius.

Ein Volksstamm, dem schon früh durch römische Niederlassungen und Legionenzüge das Christentum vermittelt war, der sich aber lange gegen dasselbe gewehrt hat, ist der friesische. Die früheren Berührungen wurden durch das schnelle Aufhören römischen Einflusses in jenen Gegenden bald vergessen, und starres Heidentum behauptet die unbestrittene Herrschaft noch bis ins siebente Jahrhundert, in welcher Zeit die fränkischen und britischen Missionare mit einigem Erfolg thätig zu sein begannen Dieselben eroberten zuerst das südwestliche Gebiet und drangen von dort allmählich gegen Norden und Osten vor. Von günstigem Einfluß war das Jahr 689, in welchem Pippin von Heristal den Friesenfürsten Radbod schlug und ihn und sein Volk fränkischen, also auch kirchlichen Einflüssen zugänglich machte. Das Bedeutendste leistete in der Bekehrung des Landes der Angelsachse Willebrord, der beinahe fünfzig Jahre lang mit wenigen Unterbrechungen bei den Friesen thätig war, und dieselben zum großen Teil dem Christentum zuführte. Derselbe starb 739.

Mit der Erwähnung Willebrords sind wir in die Schilderung einer Zeit eingetreten, in welche das hochbedeutsame Wirken des Bonifacius fällt. Er darf als Vollender des Bekehrungswerkes in Deutschland bezeichnet werden; denn wenn auch noch einzelne Gegenden wie die der Sachsen von seiner Predigt nicht gewonnen wurden, so vervollständigte er doch das Werk aller früheren Missionare, faßte es zu einer Einheit zusammen und gab dieser die starke Form der römischen Hierarchie.

Freilich liegt in letzterer That ein Moment, welches man vom deutschnationalen Standpunkte aus zu beklagen geneigt ist. Das anfänglich ohne äußere Zwangmittel vollzogene Bündnis des Volkstümlich-Deutschen mit dem Christlichen wurde dadurch rücksichtslos beseitigt und an seine Stelle das starre Kirchentum Roms gesetzt, welches nationale Regungen nicht aufkommen ließ. Wie wenig diese neue Ordnung ein freier Bund des germanischen Gemüts mit dem christlichen Römertum war, ist schon dadurch bewiesen, daß sie nur mit staatlicher Hilfe, der Karl Martells und vor allem Karlmanns, durchzusetzen war.

Allein dieser Gang der Dinge war eine zwar schmerzliche, aber doch notwendige Entwickelungsstufe für die Vereinigung des Christlichen mit dem Germanischen. Denn auf dem alten Wege, den die Christianisierung Deutschlands vor Bonifacius ging, war ein ersprießliches Ziel nicht mehr zu erreichen. Zunächst mangelte der Missionsthätigkeit jeder einheitliche und feste Boden. Die Lehrsätze der altbritischen Kirche, deren Sendboten es ja hauptsächlich waren, die in Deutschland predigten, waren derartige, daß den einzelnen Predigern weitester Spielraum in bezug auf Gestaltung und Verkündigung ihrer eigenen Ansichten gelassen war. Die altbritische Kirche ist in manchen Beziehungen von einer geradezu ergreifenden Milde, Einfachheit und Würde; dennoch mußte notwendig durch jenen Mangel an Einheitlichkeit eine völlige Zersplitterung der das Heidentum bekämpfenden christlichen Kräfte erzeugt werden. Zu dieser Zersplitterung kam bei manchen sogar eine völlige Verwilderung ihrer Anschauungen, so daß, da sich schließlich auch die neben den britischen Missionen in Deutschland wirkende austrasische Kirche in einer Periode gänzlichen Verfalls befand, die Fortschritte echten Christentums nur sehr geringe sein konnten. Was aus der fränkischen Geistlichkeit im Anfange des achten Jahrhunderts geworden war, das sehen wir am besten aus den Beispielen eines Mannes wie des eitlen Aldebert, der sich selbst in den Mittelpunkt einer fast abergläubischen Verehrung des Volkes zu setzen wußte, oder des gemeinen, rohen Bischofs Milo, vor dem keine Kirchenkasse, kein Altargerät sicher war. An diesem Verfall des Klerus war neben anderen Ursachen die Stellung, welche Karl Martell zu Kirche und Religion einnahm, schuld; wie wenig es ihm auf einen sittlich und geistig seiner Aufgabe gewachsenen Priesterstand ankam, zeigt seine Neigung, die geistlichen Stellen mit ihm ergebenen Soldaten zu besetzen. Kein Wunder ist es daher, wenn Bonifacius fortwährend gegen die Teilnahme der Geistlichen an Krieg- und Waidwerk zu eifern, vor allem aufs heftigste aber gegen die große Unsittlichkeit, der niedere und höhere Diener der Kirche zu seiner Zeit in ausgedehntem Maße ergeben waren, zu kämpfen hat. Freilich werden seine zornigen Strafreden und feurigen Verurteilungen gegen die letzteren dadurch abgeschwächt, daß er als echt römischer Katholik auch die Ehe eines Priesters für etwas Unsittliches hielt, während gerade die Vertreter der britischen Kirche mit Ernst und sittlicher Überzeugung an derselben festzuhalten versuchten; allein auch außerhalb dieses umstrittenen Gebietes fand Bonifacius reichlich Gelegenheit, mit vollem Recht seiner Entrüstung über die auch im geistlichen Stande weitverbreitete Unzucht Worte zu verleihen. Bei einem solchen Zustande der Kirche war es natürlich, daß nicht nur

das Heidentum sich dem Vordringen des Christentums erfolgreich widersetzen, sondern auch dieses die Neubekehrten vielfach nur ganz äußerlich umbilden konnte. So war z. B. in einzelnen Teilen Ostfrankens eine wunderliche Mischung heidnischen und christlichen Lebens entstanden; neben den neu eingeführten christlichen Festen und Gebräuchen dauerten heidnische Totenfeiern, die Verehrung geweihter Bäume und Quellen, die Hegung von Idolen, ja teilweise ein ganz offener Wodanskultus fort.

Demnach fand Bonifacius eine dreifache Aufgabe vor: er hatte erstens die schon christliche Bevölkerung von dem ihr noch stark anhaftenden Heidentume zu säubern, zweitens noch unbekehrten Gegenden das Christentum zu bringen, drittens seinen ganzen Wirkungskreis der festen Organisation Roms einzufügen und alle Verhältnisse derselben entsprechend zu ordnen.

Das war eine große und schwere Aufgabe; aber der Mann, der sie auf sich nahm, war ihr gewachsen. Bonifacius, oder, wie er eigentlich hieß, Winfried, besaß eine ungewöhnliche Begabung und Charakterstärke. Er wurde um 680 im südwestlichen England geboren und gehörte einer angelsächsischen Familie an. Seine Neigung zum geistlichen Stande scheint aus großer religiöser Begeisterung hervorgegangen zu sein, und diese Begeisterung blieb — soweit wir wenigstens sein Charakterbild beurteilen können — bis an sein Lebensende unverändert. Widerstreitendes ist vielfach über ihn und seinen Charakter geurteilt worden; es erscheint aber völlig falsch, seine lauteren Absichten zu bezweifeln. Daß sich eine solche Natur in den Dienst des kirchlichen Römertums stellt, kann ja den Protestanten unsympathisch erscheinen; allein es darf – was schon oben angedeutet wurde, nicht übersehen werden, daß unter den damals bestehenden Formen, die das Christentum angenommen hatte, die streng-katholische die einzige war, die in ihrem ernsten, klaren und einheitlichen Streben eine Gewähr für die kräftige Ausbreitung und Fortentwickelung der christlichen Lehre und gegen die Verwilderung alles christlichen Lebens bot. Ein so scharfsichtiger und zugleich sittlich ernster Geist, wie der des Bonifacius, konnte damals nur von Rom das Heil erwarten. Sein Ideal war auch das des damaligen Papsttumes, die Durchführung eines festgefügten hierarchischen Organismus, in welchem nach bestimmten Satzungen immer jede höhere Stufe die niedere beaufsichtigte, für die Rechtgläubigkeit und entsprechenden Wandel in derselben Sorge trug und mit rücksichtsloser Energie jede widerstrebende Regung strafte und unterdrückte. Die unterste Stufe dieses Gebäudes bildeten die Laien, die nächste die untersten Diener der Kirche, darüber bauten sich die anderen christlichen Ämter auf, bis als

Schlußstein das ganze Werk der Stuhl Petri krönte. Solcher Anschauung gemäß war Bonifacius dem Papste ein völlig ergebener Diener, ja man möchte bisweilen versucht sein, ihn sogar einer unwürdigen Unterwürfigkeit zu zeihen. Allein es zeigt sich bei genauerer Betrachtung seiner Geschichte, daß jene unbedingte Unterordnung nur soweit ging, als er selbst das Handeln und Anordnen der kirchlichen Oberbehörde als jenem Ideale entsprechend erkannte; und es fehlen nicht Beispiele, daß er dem Papste mit großem Freimut Vorwürfe machte. Abstoßend ist seine harte Unduldsamkeit gegen Andersdenkende, sowie sein stetes Donnern gegen die Ehe der Priester, als einer unsittlichen. Sein Auftreten und Predigen muß eine bedeutende, gewinnende Gewalt gehabt haben. Dieser, daneben aber der Hilfe Roms und des Staates verdankt er seine Erfolge.

Seine erste, aber völlig ergebnislose Reise unternahm er im Jahre 715 zu den Friesen. Dortige Kriegsunruhen nötigten ihn, unverrichteter Sache wieder heimzukehren. Im Jahre 718 ging er nach Rom und erhielt dort vom Papst Gregor II. den Auftrag, namentlich den Strichen Ostfrankens, in denen das Heidentum noch in voller Blüte stand, das Evangelium zu predigen. Er begab sich nach Thüringen, weilte hier indes nicht lange, sondern ging nach Friesland, wo er unter Willebrord — der dem Christentum feindliche Fürst Radbod war 719 gestorben — drei Jahre lang predigte. Dann begab er sich in die Lahngegend und nach Niederhessen, und konnte hier mehrere Tausend Heiden dem Christentum zuführen. Im Jahre 723 unternahm er seine zweite Reise nach Rom Nunmehr erhielt er dort ausgedehnte Vollmacht als Sendbote des Papstes und die Weihe als Bischof von Deutschland, dazu Empfehlungsschreiben an Karl Martell und an viele geistliche und weltliche Würdenträger, sowie Briefe an deutsche Fürsten. Karl Martell gab ihm einen Schutzbrief; er wandte sich aber bald wieder von dem Hofe desselben, an dem er mit allerlei Schwierigkeiten und Ränken zu kämpfen hatte, fort und ging zuerst nach Hessen, wo er ein nationales Heiligtum bei Geismar (in der Nähe von Fritzlar), die Wodanseiche, stürzte und in seiner Predigt mit großem Erfolg an dieser That die Machtlosigkeit der nationalen Götter nachwies. Einige Zeit darauf finden wir ihn in Thüringen, wo er das Kloster Ordruf gründete.

Trotz reicher Erfolge und trotz der Hilfe Roms vermochte er aber sein Ziel, den neubekehrten Gegenden eine kirchliche Organisation zu geben, noch nicht zu verwirklichen, da es ihm gerade hierfür oft an dem unentbehrlichen Beistand des Frankenherrschers gebrach. 732 ward er zum Erzbischof — ohne Sitz — ernannt, 738 unternahm er seine dritte Reise nach

Rom, und 739 konnte er mit Hilfe des Baiernherzogs Odilo die bairische Kirche römisch organisieren, wobei er die Bischofssitze Regensburg, Passau, Freisingen, Salzburg teils neu begründete, teils der neuen kirchlichen Regelung entsprechend umschuf. Das Jahr 741 brachte den Tod Karl Martells und den Regierungsantritt Karlmanns.

Infolge des kirchlichen Sinnes des letzteren erfuhr nun Bonifacius eine wesentliche Förderung seiner Pläne durch die Staatsgewalt. Er konnte nicht nur eine Reihe neuer Bischofssitze (Würzburg, Buraburg, Eichstätt) gründen, sondern auch durch große Kirchenversammlungen die kirchliche Organisation durchführen. Das erste austrasische Konzil fand 742 statt und faßte vor allem Beschlüsse über den hierarchischen Verband der deutschen Kirche, über die kirchliche Beaufsichtigung des Volkes und über die äußere Zucht der Geistlichkeit. 745 wurde Bonifacius zum Erzbischof von Mainz ernannt, weihte 752 Pippin zum Könige, und obwohl er nun als Greis auf ein Leben reich von Erfolgen zurückblicken konnte und ihm eine hohe Ehrenstellung zu teil geworden war, mochte er doch nicht in behaglicher Ruhe sich der Früchte seiner Arbeit freuen, die ihm freilich oft genug und bis an sein Ende durch seine Gegner verbittert waren und noch verbittert wurden. Nur nach einer Ruhe sehnte er sich mit einer fast schwärmerischen Freudigkeit, nach dem Tode, und als er im Jahre 755 das erzbischöfliche Amt an Lullus übertrug und nach einem noch ganz heidnischen Teile Frieslands aufbrach, um dorthin das Evangelium zu bringen, da wußte er, daß sein Ende nahe war. Es kam, wie er vermutet hatte. Bei Dokkum wurde er von heidnischen Friesen überfallen und mit seinen Begleitern getötet.

Damit war der Mann aus dem Leben geschieden, der in jenen Zeiten von allen Sendboten des Evangeliums in deutschen Landen das größte Werk gethan hat. Was nach ihm in dieser Beziehung geschah, war nur die Ausdehnung seines Bekehrungswerkes auf die Sachsen und die noch heidnischen Friesen, und der Ausbau der von ihm nach römischen Formen gegründeten deutschen Kirche. Friesland — es sei verstattet um der einheitlichen Darstellung willen folgendes vorauszunehmen — kann um 800 namentlich infolge der Wirksamkeit des Willehad und Liudger als völlig christlich gelten, und die Sachsen, bei denen Spuren des Christentums vor der Zeit Karls des Großen kaum nachweisbar sind, werden in langen Kriegen von diesem durch Gewalt und Schrecken, aber auch durch milde Missionsthätigkeit, Versprechungen und Geschenke dem Christentum gewonnen. Und wunderbar ist es, daß gerade dieses mit Gewalt christianisierte Volk bald nach seinem Übertritt Beweise der innigsten und reinsten

Hingabe an das Evangelium gibt. Wenn daher auch Karls des Großen Bestreben, mit dem Schwerte den Unterworfenen die Religion aufzunötigen, sittlich verwerflich erscheinen kann, so ist der thatsächliche Erfolg als ein günstiger und guter doch nicht zu leugnen.

Einen entscheidenden Punkt in diesem Bekehrungskriege bezeichnet des Sachsenherzogs Widukind Übertritt zum Christentum im Jahre 785.

So war das gewaltige Werk, durch welches dem Germanentum die christliche Religion gebracht wurde, zu einem gewissen Abschluß gekommen. Freilich konnte von einer völligen Durchdringung beider Mächte noch nicht die Rede sein, wenn auch äußerlich das deutsche Volk nunmehr das Gepräge eines christlichen trug. Und die Kirche ließ sich auch im großen und ganzen zunächst hieran genügen. Es kam ihr fürs erste auf eine äußerliche Massenbekehrung an, durch welche der Boden für eine weitere kirchliche Entwickelung geschaffen werden sollte, gleichviel ob gleich von Anfang an in den Bekehrten Herz und Wandel ihr Taufgelübde bestätigten.

Eine wie äußerliche Auffassung der Religion der Kirche oft genügte, geht aus Urkunden von Schenkungen an Klöster und Kirchen hervor; danach wurde einer derartigen Schenkung schon für sich allein die Kraft beigelegt, dem Geber Vergebung der Sünden und die Seligkeit zu gewinnen. Es mag sein, daß das Volk noch an manchen Stellen in aller geistigen Bildung zu weit zurück war, um eine tiefere Darlegung und Begründung christlicher Lehren zu verstehen, und daß damit jenes vielfache Sichbeschränken auf Äußerliches in gewissem Sinne berechtigt gewesen ist; allein ein anderes und schlimmeres hinderte oft in noch höherem Maße einen tiefen Eindruck der neuen Lehre auf die Heiden. Das war die geistige und moralische Verkommenheit, an welcher die Geistlichkeit lange Zeit im Frankenreich krankte. Infolge der unseligen Vermischung kirchlicher und politischer Angelegenheiten und Ziele, wie sie sich im fränkischen Lande entwickelt hatte, war bald eine große Zahl niederer und höherer geistlicher Ämter von Männern besetzt, die heute wegen Verbrechen gegen Leben, Gut, Sitte und Sittlichkeit im Zuchthause säßen; und selbst die moralisch Unanfechtbaren unter ihnen krankten oft an dem Mangel jeder Bildung und jeglichen Verständnisses für ihren Beruf. Das Buch Gregors (Gregor von Tours) ist angefüllt von sprechenden Beweisen für diese Behauptung.

Es ist Hauptverdienst des Bonifacius, daß er mit größter Energie diese Verwilderung der Geistlichkeit bekämpfte und daß er bei der Einführung und Förderung der römisch-hierarchischen Formen der Kirche auf die strenge Zucht der Geistlichkeit das höchste Gewicht legte. Neben ihm ist es vor allem der Bischof Chrodegang von Metz († 766), der durch

Anwendung der Regel des Benedict auf die nichtklösterliche Priesterschaft einen sittlich-strengen und ernsten Lebenswandel der Geistlichen zu fördern suchte. Das Wirken dieser Männer und namentlich auch später Karls des Großen hat hierin wohl viel gebessert, allein gerade der letztere mußte sich noch gegen Ende seines Lebens sehr mißbilligend über das Leben und Treiben der Diener der Kirche aussprechen.

Daß es neben den sittenlosen auch viele sittenreine Geistliche gab, die in stiller Treue ihres Amtes walteten, ist freilich nicht zu bezweifeln, und wenn weniger von ihnen, als von den schlechten die Rede ist, so begreift sich das daraus, daß Schandthaten leichter Aufzeichnung finden, als das rechte Walten der Guten.

Jedenfalls aber vermochte die Kirche in vielen ihrer Vertreter damals nicht der Forderung, daß ihre Diener Muster christlichen Wandels seien, gerecht zu werden, und da sie dennoch mit äußerster Strenge darauf ausging, das gesamte Leben der Laien zu beaufsichtigen, sie in Zucht zu halten, so mußte oft gerade dadurch das germanische Gemüt, das sich durch Treue und Liebe, durch Hingebung an einen edlen, hohen Charakter so gern fesseln läßt, abgestoßen und mit Ingrimm gegen diese Fesselung erfüllt werden. Andererseits zog die Kirche wiederum an durch weitgehende Armenpflege, durch Milderung des Loses der Leibeigenen, durch Hinderung der Trennung unfreier Gatten und ähnliche Maßregeln. Besser wie die Weltgeistlichkeit arbeiteten die Mönche für wahrhaft christliches Denken und Leben und für die Förderung der Kultur überhaupt. Die Klöster werden schon in dieser Zeit Pflanzstätten der Bildung und Gesittung, von ihnen geht ein reicher Segen über die Landstriche, die sie umgeben, aus.

Nach dem eben Ausgeführten kann es nicht Wunder nehmen, wenn das Christentum unter den Deutschen vielfach in einer Form zum Ausdruck kam, die jede Innerlichkeit und Reinheit vermissen ließ und teilweise nur ein christlich überkleidetes Heidentum war. Das Festhalten am National-Heidnischen war trotz des inneren Zerfalls desselben doch an vielen Stellen noch ein sehr hartnäckiges und ein um so schwerer auszurottendes, je drückender den Bekehrten die kirchlichen Fesseln erschienen. Da die Kirche aber, seit sie mit Hilfe des Staates zum völligen Siege gelangt war, ein offenes Heidentum nicht mehr duldete, so wurde sein Kultus zum Teil nur im Geheimen betrieben, teilweise aber rettete er sich in allerhand Aberglauben, der sich christliche Formen umhängte. Hierzu trug vielleicht auch in gewisser Hinsicht die kluge und günstige Maßregel der Kirche bei, die heidnischen Feste und Gebräuche nicht einfach abzuschaffen, sondern

ihnen christliche Bedeutung und Namen zu geben und sie so fortbestehen zu lassen. Auch die Existenz der germanischen Götter bestritt die Kirche zunächst nicht, sondern bezeichnete dieselben nur als Dämonen und Unholde. Eben wurde dies Vorgehen der Kirche als ein in gewissen Beziehungen für die deutsche Kultur günstiges bezeichnet, und das war es auch. Denn wenn dadurch einerseits der Aberglauben wachsen mußte, so wurde damit andererseits doch auch ein guter Teil des edlen alten germanischen Denkens und Fühlens gerettet, und gerade an dieser Stelle die im allgemeinen durch die Auferlegung der hierarchischen Formen unterbrochene Entwickelung der freien, auf gegenseitiger Anziehung beruhenden Verschmelzung des Volkstümlich-Deutschen mit dem Christlichen gefördert.

Nicht zum kleinsten Teil verdanken wir dieser Thatsache die Erhaltung unserer alten Mythologie in unserem reichen Märchen- und Sagenschatz, und unser deutsches Weihnachtsfest ist nichts als das altgermanische Julfest in christlicher Verklärung. Die alte Feier des wiederkehrenden Lichtes der Sonne und die neue des Lichtes, welches das Evangelium verkündet, die Freude der Hoffnung auf den nach dem Winter kommenden grünenden Lenz und die christliche Zuversicht auf einen ewigen Frühling, alles das eint sich sinnbildlich in unserem Christbaume.

Wenn die Kirche gerade in solchen Beziehungen milde gegen die Regungen des alten Volksgeistes war, so schritt sie dagegen auch unnachsichtlich gegen manche aus dem Heidentum stammende Bräuche ein. Sie war vor allem bemüht, gegen den alten Totendienst zu kämpfen, ferner gegen die Heilighaltung von Waldstellen, Felsen und Quellen, gegen die Sitte, Krankheiten durch Aufhängen geschnitzter Glieder oder durch Zaubergesänge heilen zu wollen, gegen das Prophezeien aus dem Vogelflug und aus dem Befund der Eingeweide geschlachteter Tiere, und gegen ähnliches.

Dennoch blühte der Aberglaube immer kräftiger auf, und das war natürlich; denn die Kirche bekämpfte meist nur den Aberglauben, der offenbar heidnischen Ursprungs war, den christlichen aber förderte sie sogar. So versuchten christliche Priester Bienen durch Beschwörungen einzufangen, um Wachs für die Kirchenlichter zu gewinnen, und ein damaliges christliches Gesetzbuch war im stande, Hexen für das Verschlingen eines Menschen mit einer hohen Geldstrafe zu bedrohen. Der krasseste und roheste Wunderglaube stand in voller Blüte. Heilung von Krankheiten durch ärztliche Hilfe zu versuchen, galt als frevler Eingriff in das Walten Gottes, oder vielmehr der Heiligen, und Gregor von Tours, welcher sich durch Staub vom Grabe des heiligen Martinus von einer Krankheit geheilt glaubt,

weiß ein Beispiel davon zu erzählen, wie schlecht es einem Menschen ergehen könne, welcher erst beim Heiligen und dann — wie er meint — thörichterweise bei einem Arzt Hilfe sucht. Ein Archidiakon hatte sein Augenlicht verloren und konnte es trotz des Rats vieler Ärzte nicht wieder erlangen. Endlich kam er zur Kirche des heiligen Martinus, hielt sich hier einige Monate unter Gebet und Fasten auf und wurde auch am Feste des Heiligen wieder sehend. Allein mißtrauisch in den Bestand dieser Heilung wandte er sich an einen Arzt, der ihm Schröpfköpfe verordnete. Der Archidiakon setzte sich dieselben an und — verlor sofort wieder sein Augenlicht, woraus man sieht, daß — wie Gregor sagt — „die Macht des Heiligen sich wie in der Heilung von Krankheiten, so auch in der Züchtigung der Thoren zeigt". Trotz dieses Wunderglaubens und der Heiligenverehrung duldete die Kirche jedoch nicht, daß jemand den Heiligen Opfer brachte, weil sich hinter solcher Opferung gar zu oft heidnischer Götzendienst verbarg, wie ja denn für die Deutschen der Heilige oft nicht anderes war, als eine christlich überkleidete Lieblingsgestalt aus der alten Welt germanischen Denkens und Sinnens. Mit letzterem hängt zusammen die Thatsache, daß der Marienkultus gerade in Deutschland mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. Die sinnige Verehrung, die das germanische Gemüt früher den weiblichen Gottheiten, namentlich der Holda und Berchta entgegengebracht hatte, wurde jetzt auf Maria, die Mutter Jesu, übertragen, und es verrät wieder das Walten des für echte, hoheitsvolle Weiblichkeit so lebendig empfindenden und empfänglichen deutschen Gemüts, daß sich das Volk mit besonderer Innigkeit, besonderem Vertrauen im Gebet an Maria, „die minnigliche Jungfrau", „das teure Weib", wie sie im „Heliand" genannt wird, wandte. —

Ist nach all diesen Ausführungen das Bild des deutschen Christentums am Abschluß der hier geschilderten Periode kein durchaus erfreuliches, und haben wir gesehen, daß im fränkischen Reiche von einer völligen Durchdringung des gesamten deutschen Volkslebens und -Denkens mit wahrhaft christlicher Gesinnung und reinen christlichen Anschauungen nicht die Rede sein kann, so ist doch der Beweis vorhanden, daß auch schon damals — oder nur wenig später — wenigstens an einzelnen Stellen eine Verschmelzung beider Elemente vollzogen wurde, wie sie inniger und schöner nicht gedacht werden kann. Das Zeugnis dafür liefert die altsächsische Evangelienharmonie, welche unter dem Namen „Heliand" bekannt ist. Obwohl die Abfassung des Werkes in eine Zeit fällt, die nicht mehr der Periode der Völkerwanderung angehört, sei es doch erlaubt, dasselbe hier — wie auch schon früher die Bekehrung der Sachsen — zu besprechen,

damit die Darstellung der Aufnahme des Christentums durch das deutsche Volk nicht zerrissen werde, sondern eine einheitliche bleibe.

Der „Heliand“ ist nicht etwa ein Werk, welches nur die Auffassung seines Dichters wiederspiegelt. Es ist vielmehr ein echtes Epos, welches nicht die Anschauungen eines einzelnen, sondern des Volkes wiedergiebt. Der Dichter hat bei Abfassung dieses Epos im Grunde nichts gethan, als bestehende und allbekannte Erzählungen einheitlich zusammengefaßt und in alliterierender Form dargestellt. Die Sprache ist die altsächsische, die sich in diesem Gedicht als ein überaus leistungsfähiges Ausdrucksmittel großartiger Bilder und warmherziger Empfindungen erweist. Die Auffassung der christlichen Geschichte ist eine durchaus nationale, und alles Geschehen, alles Treiben, Thun, Denken und Sagen der Personen des Evangeliums wird dargestellt, als spielte es sich auf sächsischem Boden, unter deutschen Volksgenossen ab. Christus — dem eine Fülle der sinnigsten Namen, wie „Friedekind Gottes“, „der Herr der Gute“ gegeben werden, wird als der mächtige Gefolgsherr aufgefaßt, dem seine Mannen sich — das sind seine Jünger — zu unwandelbarer Treue auf Leben und Tod gelobt haben, und nichts gilt dem germanischen Christen schimpflicher, als diesen Treubund mit dem Schutzherrn der Menschen zu brechen.

Er ist der große erlauchte Volksherr, der mit seinem Heere gegen den finsteren Teufel und sein Reich auszieht, auf dem Volkstage (der Bergpredigt) seine Vasallen um sich versammelt, ihnen seinen Willen kündet, ihnen Sieg und einst in Himmelsauen unvergänglichen Lohn verheißt. Die Hochzeit von Kana erscheint als ein deutsches Trinkgelage, die Wüste als der tiefe, finstere Wald, die Hirten auf dem Felde werden Rossehüter genannt, und die Weisen aus dem Morgenlande heißen die sehr klugen Männer, die drei schnellen Degen. Dieser echt germanischen Einkleidung entspricht auch die wahrhaft deutsche Herzlichkeit in der Bezeichnung der Beziehungen der Menschen zu einander und zu Christus und die gemütvolle Auffassung aller Begebenheiten. Wie rührend ist, was z. B. das letztere betrifft, die Darstellung des Kindesmords zu Bethlehem, in welcher es heißt: „Nicht konnte die Mutter da helfen, obgleich sie mit ihren beiden Händen ihr eigen Kind mit Armen umfing, das liebe und kleine, dennoch mußte es das Leben aufgeben“, wie einfach und doch so sinnig und innig die Erzählung von der Geburt Jesu: „— — — Da nahm ihn die Mutter, die schönste der Weiber, bewand ihn mit Gewand, mit zierlichem Zeuge, und mit den beiden Händen legte sie liebreich den kleinen Mann, das Kind in die Krippe. Da saß die Mutter davor, das wachende Weib, wartete selber, hütete den heiligen Sohn!“ Überhaupt vermeidet

die Darstellung alles, was den Hörern nur als trockene Lehre oder reiner Verstandesbegriff erscheinen mußte; sie sucht vielmehr überall Eindruck auf das Gemüt zu machen und stellt stets das Anschauliche und Herzbewegende der evangelischen Geschichte in den Vordergrund.

Wenn somit der Heliand eine völlige Einheit und wechselseitige Durchdringung des Evangeliums und des deutsch-nationalen Geistes darstellt, so erhellt daraus einmal die hohe Empfänglichkeit des Germanentums für das Christentum, ja die Wahlverwandtschaft beider, zumal wenn man erwägt, daß die gewaltsame Bekehrung der Sachsen unmöglich ohne eine derartige Empfänglichkeit der Bekehrten so bald eine so hohe Liebe zum Christentum im Gefolge haben konnte, wie sie uns in jenem Epos entgegentritt. Sodann ersehen wir aus diesem und der Vergleichung desselben mit den kirchlichen Zuständen jener Zeit, daß nicht im Gebiete des hierarchisch geordneten kirchlichen Lebens, sondern nur da, wo altnationales Empfinden und Denken frei dem eigenen Triebe folgend mit christlichen Anschauungen verschmelzen konnte, also im deutschen Gemüt und in der dem deutschen Gemüt entspringenden Dichtung, der Bund des Christentums mit dem Germanentum sich wahr und innig zu vollziehen vermochte und seine schönsten Blüten und Früchte zeitigte. Die Religion ist Herzenssache — das ist deutsche Auffassung, und deutsch ist das Herz, welches so frisch, so einfach, so innig und so groß das Christentum aufzunehmen vermochte, wie es beim Sänger des Heliand und seinem Volk geschehen ist.

Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.